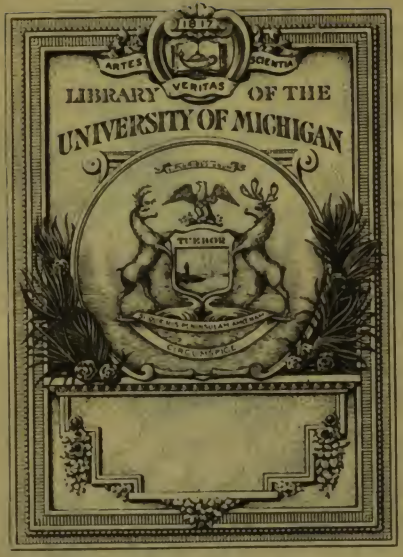
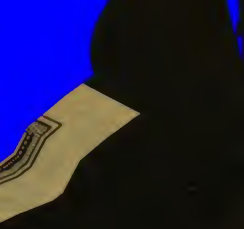
# Die runde, ein roman

Hermann Kurz




Digitized by Google



Digitized by Google

838
K965r
1922

# Hermann Kurz / Die Runde

Digitized by Google

Dritte Auflage

Digitized by Google

Hermann Kurz

# Die Runde

Ein Roman

Basel * Im Rhein-Verlag * Leipzig
1 · 9 · 2 · 2

Digitized by Google

Copyright 1922 by Rhein-Verlag A.-G., Basel

Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Digitized by Google

Hermann
Feldmann
3-22-43
47591

# I.

Viele Männer heiraten nur, weil sie eine Frau brauchen, aus irgendeinem Grunde. Manchesmal trifft es sich gerade gut mit dem beidseitigen Geldlein, das im Strumpf oder auf der Bank aufgehoben ist; oder auch das Geschäft und das Haus brauchen eine Frau, deren Mitgift in erster Linie Tüchtigkeit, Hausen und Schaffen sein muß. Andere wieder wollen ein frisches, junges Gesicht, eine gute Postur oder was dergleichen Dinge mehr sind. Hier schauen die Freier erst zuletzt darauf, daß Geld in ihren Kasten kommt, lassen sich aber durch ein Vermögelein gar nicht von ihrer Idee abbringen. Aber mit Liebe haben derlei Ehen nichts zu tun, dann und wann kann ja eine nette Zufriedenheit nebenbei mit der Zeit kommen, ins Rosengärtlein der Liebe gelangen diese Paare jedoch nicht. Denn die Liebe ist eine gar empfindliche Sache, und schleift sie in der Ehe auch alle Ecken ab, Mittel zum Zweck kann sie nicht sein, weil sie immer Zweck selbst ist, mag sie noch so Ungleiches unter einen Deckel bringen. Ist nun vielen Männern ein Spiegel vorzuhalten, der ihr Bild ...kto Liebe getreulich wiedergibt, wenn's ihnen auch



Digitized by Google

nicht behagt, ein Bild das zeigt, daß sie aus irgendeinem solchen Grunde eine Frau nahmen, der just mit Liebe nichts zu tun hatte, so ist dem mit den Frauen aber gar nicht besser. Denn diese warten gerade so selten bis der Rechte kommt, auch sie nehmen ganz regelmäßig einen der ersten Besten, wenn es sich zu ihren Umständen etwa schickt, nur damit sie ja einen Mann haben.

So tat der Meister Anton Reichmann, und so tat auch die leiblich gut gestellte Marie Rösli, die nebenbei gesagt ein rechtschaffenes Mädchen war, mit einem kleinen Notgroschen und ohne Erbanwartschaft. Dafür aber war sie gutmütig, sparsam und in den Hantierungen des täglichen Lebens geschickt. Der Meister Anton hatte die Schlosserei von seinem Vater übernommen. Er kam nie in die Fremde, um dort ein hartes Brot zu essen, da er gleich nach seiner Lehrzeit Meister wurde, weil sein Vater früh starb. So kam's, daß der junge Meister Anton sich einige Jahre lang hinter dem Ambos und Schraubstock noch mancherlei von seinen Gesellen zeigen lassen mußte. Trotzdem setzte er sein Hütchen schief auf den Kopf, war lustig und guter Dinge und liebte die Geselligkeit. Er trank gern sein Gläschen Wein und nicht etwa nur nach Feierabend; dazu machte er sein Spiel und mußte, um das tun zu können, oft in die Wirtshäuser gehen, wo er seine Gesellen suchte und auch fand. Es muß aber hier gesagt sein, daß sein Geschäft unter dieser Laufbahn nicht gerade litt, wenn es zwar schon immer besser ist, der Meister bleibt um seine Leute herum, damit er sieht, was sie arbeiten und wie sie das tun. Es ging dem Meister



Digitized by Google

Anton ganz gut, denn er hatte brave Gesellen, die ihre Arbeit taten, ob er in der Werkstätte war oder nicht. Zudem hinterließ ihm sein Vater, der ein fleißiger Mann gewesen, einen nicht zu kleinen Strumpf voller runder Silberstücke, neben Haus, Garten und Geschäft. Dazu war, als der Alte starb, die Kundschaft einmal da, und die blieb auch dem jungen Meister Anton treu.

Nun lebte der junge Meister Anton, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war, in einem Landstädtchen von einigen tausend Einwohnern. Dieses Städtchen aber hatte einige Nücken und Tücken, was der Vater Antons gut wußte. Deshalb schloß der Alte nach dem frühen Tod seiner Frau seinen Laden, worin Pfannen, Messer und Gabeln und solche Dinge feilgeboten wurden, blieb hinter Ambos und Schraubstock und trank seinen Schoppen zu Hause. Dennoch wurde er ein beliebter Mann, den die Leute achteten, so wortkarg er war; er tat auch keinem Tierlein ein Leid an, wenn er gleich Fäuste hatte wie Vorschlaghämmer.

Der junge Meister Anton war aber schon von seinen Kindertagen an ein geselliger Mensch, der gern herumtollte. Als er, noch ein Lehrbube, begann, mit seinen Altersgenossen ein Schöpplein auswärts zu trinken, hatte der Alte nichts dagegen, er brummte nur einmal: „Wart Bub, du wirst die Narrenschuhe schon früh genug ablaufen."

Das mit den Narrenschuhen ist nun eine eigene Sache. Viele haben sie an und wissen es nicht, und oft bleibt ihnen ein Stück am Fuße hängen, wenn sie das strablizierte



Digitized by Google

Lederzeug ausziehen wollen, da sie's gar zu toll getrieben hatten darin. Diese Leute machen darum auch noch dumme Streiche nach dem Schwabenalter. Andern wieder gefällt es so gut, auf ihren Narrenschuhen zu gehen, daß sie diese gar nicht ausziehen wollen. Es gibt mancherlei Arten von Tragen der Narrenschuhe, aber auf welche Art man sie durchs Leben trägt, spurlos lustwandelt niemand darin, sie lassen sich auch nie ganz abbrauchen und die meisten Menschen nehmen noch ein mehr oder weniger kleines Stücklein mit ins Grab, nur wissen sie's nicht. Und dennoch scheint es das Leben flüssiger und leichter zu machen, gerade wie das Salz der Suppe einen guten Geschmack für den Gaumen gibt.

Meister Anton gehörte zu den Leuten, wie sie im Durchschnitt rund um die Erde herumgehen. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß er in allen Wirtshäusern Kameraden traf, mit denen sich vergnüglich leben ließ. Es wuchs im Lauf der Zeit hinter den runden Wirtstischen eine Art Freundschaft auf, die immer fester hielt, je weniger die Geselligkeit zu entbehren war, da diese bald zur Gewohnheit wurde. Die Freunde Meister Antons waren zum Teil Handwerker oder Inhaber von Kaufläden, wenige ältere und eine Anzahl jüngere. Diese Leute verband aber nicht nur das Rund der Stammtische, sondern auch die Unterschrift auf Bürgschaften, Wechseln, Kreditbriefen und was dergleichen Dinge mehr sind. Die Bankleute waren damit wohl zufrieden. Da die Stammtischler nebenbei arbeiteten und mehr oder weniger tüchtig waren, kamen die Geldleute nie zu Schaden. Freilich die Bürgen



Digitized by Google

unter sich hatten oft einzuspringen, wenn einer der Kumpane strauchelte. Das Straucheln kam zwar selten bei Lebzeiten eines der Freunde vor. Aber oft nach seinem Tode. An der Tafelrunde mußten die Bürgen dann in die Taschen greifen. Das erwarteten sie auch nicht anders. Wenn einer der Freunde die Geschichte aber gar zu toll getrieben hatte, taten die andern flugs einen neuen Kredit auf und hängten den alten gleich einem fadenscheinigen Mantel frisch aufgebügelt an einen anderen Haken, damit das Ganze als etwas Neues besser aussah. Aus diesem Grunde hatte der Vater des jungen Meister Anton seinen Schoppen zu Hause getrunken. Da er aber zu früh starb, erfuhr der Junge das nicht, und würde er's auch erfahren haben, genützt hätte es wahrscheinlich doch nichts.

Was war es da ein Wunder, daß der Meister Anton im Laufe der Jahre in den Kontors, zu Deutsch Schreibstuben, der Bankiers ganz gut bekannt wurde und sein Name unter manchem Papier geschrieben stand. Die Sümmlein, die der junge Meister so nebenbei laufen ließ, wie Pferde, die zwar fressen, aber nicht den eigenen Hafer, waren bald ganz rundliche. Da aber der Bürge bislang nicht nötig gehabt hatte, selbst sich bürgen zu lassen, besannen sich seine Freunde eines Mittags, nachdem sie den Kaffee ausgespielt hatten, auf die Umstände ihres Kumpans.

„Du mußt heiraten, Anton!" meinte der alte Felber gewichtig, die Gerberei war ja sein Eigentum.

„Jawohl, potz Herrgott, und deinen Geschirrladen



Digitized by Google

wieder aufmachen, den kann deine Frau besorgen, dann verdient sie auch etwas," warf der kleine, aber bewegliche Metzgermeister Keller ein.

„Und eine tüchtige Frau muß es sein, hat sie Geld, ist's recht, aber das ist noch nicht die Hauptsache jetzt," sagte der Haar- und Bartschneidermeister Rüsch.

„Geld hast du ja auch vorläufig nicht nötig, und ist's einmal auch so weit mit dir, dann hast du in erster Linie uns, Anton, und unsere Unterschriften," hieb der Gießereibesitzer Brotbeck in die Kerbe. Er war ein Nachbar Antons, sein Anwesen stieß an die Schlosserei und war ein gutes Geschäft, wenn auch der Besitzer wackelig dastand.

Anton besann sich eine Weile, dann sagte er: „Meint ihr?"

„Aber sicher meinen wir!" bekräftigte der Gerbermeister Felber.

Es gab eine Pause, jeder führte seine Gedanken auf Meister Antons Lebensweg spazieren. Da sagte der Haarschneider Rüsch rasch wie einer, der den Nagel auf den Kopf trifft:

„Es fragt sich nur, gegen wen geht die Hochzeit!"

„Ja, welche suchen wir ihm aus?" fragten alle.

Der Seifensieder Lauber war bislang schweigsam gewesen. Daß Anton heiraten mußte, war ihm ganz klar, nur wußte er noch nicht wen. Seine Töchter waren unter der Haube, ebenso die andern Mädchen seiner Sippe; die es noch nicht waren, hatten noch die Zöpfe über den Rücken hängen. Seine Sippe kam also nicht in Frage. Einzig



Digitized by Google

sein Patenkind, die Marie Rösli, konnte noch versorgt werden. Darum sagte er jetzt:

„Ich denk, ich wüßte eine für den Anton; reich ist sie zwar nicht, einen Groschen hat sie wohl, aber sie hat dafür keinen Anhang, ist brav und tüchtig. Und da ihr andern keine eigenen Maidli liefern könnt, denk ich, sie wäre jetzt die beste."

„Wer ist's denn, so sag doch auch!" drängte der Mechaniker und Velohändler Künzelmann, dessen Anwesen auch an Antons Werkstätte grenzte und der schon eine nette Anzahl Wechsel recht und schlecht nach allen Regeln der Kunst ritt.

„He, es ist die Marie Rösli, die ich mein'," antwortete der Seifensieder.

Da nickten die andern alle, und der lange Felber, der Gerber, sagte: „So, Anton, das ist abgemacht, jetzt wollen wir darauf ein Glas trinken; diese Flaschen spendier' ich. Du, Maidli," rief er der Kellnerin zu, „bring ein paar Flaschen Petschierten, vom besten, geh', lauf Maidli!"

So tranken sie alle am runden Tisch auf das junge Brautpaar und riefen vivat hoch! Das Beste aber war, daß die Braut noch gar nicht ahnte, daß sie schon Braut war. Daran dachte weder der Bräutigam, noch die Runde, wohl aber der Seifensieder Lauber, der ein geriebener Fuchs war und deshalb auch als reicher Mann gestorben ist. Er besann sich und sagte dann:

„Du, Anton, jetzt geh' ich zum Rösli; komm du mal so in einer halben Stunde am Fenster beim Rösli vorbei!"

Die Tafelrunde war im Festjubel und läutete zu ihrer



Digitized by Google

Freude recht vergnüglich mit den Gläsern. Der Bartscherer Rüsch stand auf, klingelte an die Flasche und hielt eine Rede. Das tat er immer, denn er fühlte in sich die Eignung dazu und die Tafelrunde hatte jedesmal ihr Gaudium daran.

„Hallo, Anton, gib acht auf das, was ich sage: Du gehst nun schon bald so ein Dutzend Jährlein mit unserer Herde, hast dich als guter Geselle betragen, das muß ich doch schließlich als Leithammel wissen, ich bin mit dir zufrieden. Darum geben wir dir auch eine Frau. Aber denk daran, deine Frau ist nur für dein Haus; hier jedoch sind wir mit dem Stammtisch verheiratet, hier gibt's nichts zu muckfen. Zu Haus ist's dann etwas anderes, macht einmal deine Frau wegen irgend etwas Krach, dann geh und schlag' einen Ambos in den Grunderdboden, daß die Funken spritzen, das zweitemal wirf die Suppenschüssel zum Fenster hinaus und das drittemal schlag die Küche kaput. Dann wird's dir gut gehen, ich hab's auch so gemacht und kann jetzt meine Frau, wenn sie ihr Maul gerade hält, um den Finger wickeln —"

„Sei still, Rüsch," unterbrach der alte Gerber den Haarschneider und Redner, „der Anton muß jetzt auf die Brautfahrt, der Fuchs von Lauber wird sicher schon stehen und warten — hoppla, Anton, fahr ab."

Anton ging, die andern jedoch machten aus diesem Tag ein Fest und feierten, da sie einmal daran waren, bis in alle Nacht hinein.

Der alte Lauber aber war beim Marie Rösli eingekehrt. Das Mädchen saß am Fenster und nähte.



Digitized by Google

„So ist's recht, immer fleißig, das seh' ich gern," sagte der Seifensieder.

„Ja, was ist denn da Wichtiges los, daß du selbst zu mir kommst, Götti?" fragte Marie.

„Nun, ich dachte, ich könnt' einmal bei dir hereinsehen und ein paar ernste Wörtlein mit dir reden," entgegnete Lauber.

„Ich habe doch hoffentlich nichts verbrochen, Götti!"

„Ja und nein, Maidli," sagte der Seifensieder. „Schau, du bist jetzt auch schon über zwanzig Jährlein, und das ist ja allerdings wahr, mit jedem Tage gibst du ein strammeres Tierlein ab, ich mein' darum, immer ledig kannst du gerade deshalb doch nicht bleiben."

„Oho, Götti, das will ich ja auch gar nicht, aber du redest, als ob du mir einen Mann vom Bäumlein schütteln könntest."

„Das will ich und kann ich auch, Maidli."

„Da bin ich aber gespannt, Götti."

„So gib acht, ich hab' für dich einen, weißt du, einen, der eine tüchtige Frau braucht, es ist der Schlossermeister Anton."

„He nun denn, Götti, hast du keinen andern bereit?" fragte sie spöttisch, sagte aber doch nicht nein, denn wohl schneit's im Sommer nie, wenn auch im Winter die Sonne scheint, und die Männer, die heiraten wollen, wachsen nicht zu Dutzenden in den Krautgärten.

„Ja hör aber, was ich dir sag', ist das Dümmste nicht, der Anton ist ein strammer Kerli, er wird jetzt dreißig, arm



Digitized by Google

ist er auch nicht, ein gutes Geschäft hat er auch, also Maidli —"

„Was?" fragte sie zwar immer noch lachend, aber gar nicht mehr so unverwundbar. Denn sie hatte schon oft am Fenster gesessen, genäht und auf die Straße geschaut. Und da die jungen Männer auch an ihrem Haus vorbei mußten, hatte sie manchmal gedacht, daß es das Unnötigste um die Mannsleute doch nicht gerade wär und der Herrgott wahrscheinlich schon gewußt hatte, weshalb und warum er zweierlei Menschen geschaffen. Zwar hatte es ihr noch nie zu heftig unterm Fürtuch geklopft, aber das war vielleicht die Schuld, weil meistens die Gelegenheit Diebe macht und sie bis dahin noch keiner in die Arme genommen hatte.

Der Seifensieder begann nun mächtig zu reden und hob den Anton in den Himmel hinauf. Marie Rösli hörte dieses Loblied gar nicht so ungern. Und es ist ja eine alte Sache: wenn der Teufel einmal irgendwo nur einen kleinen Raum gewonnen hat, geht es nicht mehr lang, bis er's Ganze hat. Denn das Marie Rösli dachte: besser Einen als Keinen, und wenn es den Anton nahm, hatte es immerhin einen Mann, und zwar nicht den leidesten. Zudem ging, gerade als das Mädchen soweit war, der Anton unter ihrem Fenster vorbei. Der Seifensieder fragte da rasch:

„Nun Maidli?"

„He — wenn du meinst, Götti!" entgegnete Marie Rösli. Da riß der Seifensieder das Fenster auf und rief:



Digitized by Google

„Du, Anton, komm einmal hier herein, dann kannst du deinen Hochzeitsrock bald anziehen."

Kurze Zeit darauf wurden das Marie Rösli und der Meister Anton Mann und Frau.

Die Hochzeit war mit allen schönen Dingen, die zum Fest gehören, begangen worden. Daß sich die Kumpane nicht lumpen ließen, war eine ganz selbstverständliche Sache. In erster Linie stifteten sie das eheliche Schlafzimmer, der Seifensieder Lauber war da ganz gehörig hinterher gewesen. Im großen Saale vom „Schützen" tafelte dann die Hochzeitsgesellschaft und die Marie fühlte sich, dieses eine Mal in ihrem Leben, im Mittelpunkt der Dinge und war zufrieden. So fand sich denn auch Meister Anton ganz gut in seinen neuen Nebenberuf als Ehemann hinein. Daß er schon am Tage nach der Hochzeit, wie früher immer, wieder am Stammtisch erschien, stimmte seine Kumpane zufrieden.

Nur der Lauber sagte sich, daß doppelt genäht immer besser halte als nur einfach. Darum nahm er den Meister Anton zur Seite und meinte: „Weißt du, Anton, wenn man einmal eine Frau hat, geht's in der Regel nicht mehr lang, bis sich die Kinder einstellen, denn das ist ja der Sinn der Ehe. Nebenbei soll aber die Frau arbeiten und in Haus wie Geschäft zum Rechten sehen. Nun, das wird bei dir die Marie schon besorgen. Aber ich glaube es ist für alle Fälle schon besser, wenn du jetzt im Geschäft das Geldlein deiner Frau anlegst, deinen Laden wieder aufmachst und verdienst, was zu verdienen ist. Da aber dieses Geld einmal nun Weibergut ist, machst du Gütertrennung; du behältst nur



Digitized by Google

dein Geschäft und die Liegenschaft schreibst du auf deine Frau, für alle Fälle ist das gut. Du verstehst mich doch, Anton?"

„Ja, wenn du meinst, Lauber, ich versteh zwar nichts, aber wenn du meinst," antwortete Meister Anton, denn er wußte, daß sein Kumpan ein ganz Abgefeimter und Schlauer war.

„Natürlich mein ich's, Anton, und ich weiß schon, was ich mache; komm morgen Vormittag zu mir, dann gehen wir zum Rechtsagenten Ebner und lassen einen Vertrag machen."

Der Seifensieder ging aber schon am gleichen Tag zum Rechtsagenten Ebner, der als ein Mann bekannt war, der für jeden Gesetzesparagraphen immer eine Hintertür wußte. Darum hatte er einen Zulauf von weit und breit.

„Herr Rechtsagent, ich komme morgen mit dem Anton, dem Mann meines Göttikindes. Ihr wißt ja, das Wechselreiten ist stark im Schwunge, und wenn der Anton auch noch für sich kein Geld nötig hatte bis heut, so hat er sich doch schon mehr als genug verbürgt. Sich für eine Unterschrift sicher zu stellen, wie ich's mach, das kann der Anton nicht, das versteht er nicht. Darum will ich seine Frau sicher stellen und damit ihn. Kurz und gut, Herr Rechtsagent, tiftelt einen geriebenen Vertrag aus auf Gütertrennung; die Liegenschaft der Frau, das Geschäft dem Mann, ich denk, daß dann sich keiner heran getraut an den Speck, wenn's einmal schief gehen sollte."

Der Rechtsagent Ebner rieb sich vergnügt seine dicken



Digitized by Google

Hände. „Das will ich tun, Lauber, ich werde alle Wege verbauen, kommt also mit dem Anton.“

„Und noch eins, Herr Rechtsagent, der Gießer Brotbeck braucht wieder Geld, ich muß bürgen dafür, gebt ihm das Geld von meinem eigenen, aber er muß dafür seinen Garten in der Spitalmatte verpfänden und die andern müssen sich auch verbürgen. Ihr versteht doch?“

„Ja, ja, Lauber, ihr seid doch ein alter Fuchs“, entgegnete der Rechtsagent.

So wurde denn der Vertrag gemacht und Anton und seine Frau Marie lebten in rechtlicher Gütertrennung. Die Eingeweihten aber schüttelten die Köpfe, sie meinten, der Meister Anton werde schon wissen, warum er das so gemacht habe, vielleicht drückten ihn irgendwo im geheimen einige Schulden. Der Seifensieder Lauber aber erklärte das für dummes Zeug; der Anton stünde ganz gut und da sei nichts zu befürchten. Die Worte taten im Anfang ihre Wirkung, aber schon nach kurzer Zeit begannen die Bankleute, die ja immer zu den vorsichtigen Leuten gehören, die Geldnehmer, für die sich Anton verbürgt, aufzufordern, für den Bürgen Anton Reichmann einen andern neuen Bürgen zu stellen oder das Geld zurückzuzahlen. Die Kumpane ärgerten sich darüber heftig, sagten aber weiter nichts, sondern stellten andere Bürgschaft. Da schrieben die Bankleute dem Anton, daß er aus seinen Bürgschaften entlassen wäre.

„He, was heißt nun das?“ fragte dieser verwundert an der Tafelrunde.

„Hättest du deine dumme Gütertrennung nicht gemacht,



Digitized by Google

Anton, dann wäre alles noch in der schönsten Ordnung", antwortete der Gießer Brotbeck.

„Was?" schrie Anton.

„Ach, dummes Zeug," legte sich der Seifensieder Lauber ins Mittel. „Das ist jetzt so eine kleine Zeit ein einfältiges Gerede; aber damit ihr's wißt, der Anton ist gut und ich bürg' jederzeit für ihn."

Da schwieg die Tafelrunde; denn der Seifensieder war bei ihnen etwa das, was der Hecht im Karpfenteich; er hatte sie alle fest in der Tasche. Nur dem Anton blieb ein bitterer Nachgeschmack zurück. Er trank darum mehr als gewöhnlich und kam mit einem Rausch nach Hause. Ehe er sich aber zu Bette legte, ging er in die Küche und schlug ein paar Teller in Stücke. Dann sagte er zu der verängstigten Frau Marie:

„An dem allen bist du nur schuld."

Frau Marie wußte nun nicht, ob sie an den zerschlagenen Tellern einige Schuld trage oder was sonst passiert war. Sie zog ihrem Mann, der auf dem Bette lag, die Stiefel aus, und als er schnarchte, ging sie in die Küche zurück und fegte die Scherben zusammen. Am Morgen holte sie dann aus dem Laden für die zerschlagenen, neue Teller. So war, als der Meister Anton seinen Rausch ausgeschlafen hatte, in der Küche alles wieder in Ordnung und die Teller standen vollzählig, als könnte nie einer in Scherben gehen, auf dem Brett.

Aber der Meister Anton konnte nicht vergessen, daß er sozusagen nicht mehr vollwertig bei seinen Genossen sein sollte. Denn wenn diese Bürgschaftsunterschriften brauch-



Digitized by Google

ten, übergingen sie ihn. So kam es denn immer, daß der Meister Anton über Gebühr trank, um seinen Zorn zu ersäufen. Kam er dann nach Hause, schlug er irgend etwas in Scherben, und erst wenn das Geschirr klirrte und sprang, wurde ihm leichter. Und wenn seine Frau Marie verängstigt herbeilief und gute Worte gab, dann hatte er immer dieselbe Redewendung:

„Daran bist nur du schuld."

Eines Abends saßen die Freunde wie gewohnt hinter der Runde ihres Stammtisches. Da sagte der Metzgermeister Keller:

„Hört einmal, mein Neubau kostet mich mehr Geld, als ich gerechnet habe. Die Sache wächst mir über den Kopf, ich muß ein paar Wechsel machen, wollt ihr gerade unterschreiben?"

Die Freunde nickten, denn solche Dinge waren für sie eine selbstverständliche Sache. Da stieg dem Meister Anton der Groll in die Kehle und er sagte mit gepreßter Stimme:

„Und wenn ihr meine Unterschrift auch nicht wollt, jetzt will aber ich, daß ihr sie nehmt."

Verwundert schauten sich die Kumpane an und der Metzgermeister Keller strich sich den blonden Schnauzbart, lachte und entgegnete:

„He nun, Anton, wenns dir Freude macht, mir kanns recht sein. Da schreib deinen Namen hin, und zwar als erster."

„Also ganz tot bin ich doch noch nicht," brummte Meister Anton und begann zu unterschreiben.

Diesen Abend trank der Meister Anton mit Bedacht und



Digitized by Google

war einer der fröhlichsten am Stammtische. Er sagte zu Metzgermeister Keller, ehe er nach Hause ging: „Siehst du, Keller, man soll nie einen begraben, ehe er tot ist."

Zu Hause setzte er sich auf den Bettrand zu Frau Marie, er strich ihr über die Haare und blies ihr in die Augen, daß sie unruhig wurde und aufwachte. Verwundert schaute sie ihn an und wußte sich die Dinge nicht zu reimen. Denn seit sie ihr Töchterlein geboren hatte, war Anton nie mehr zärtlich zu ihr gewesen. Als er sie aber anlachte, lächelte auch sie, legte ihm ihren Arm um den Hals und fragte:

„Was kommt denn dich an, Anton?"

„O ich freu' mich, Marie, und ich glaub', daß du doch nicht schuld bist."

Anton beugte sich über sie und gab ihr einen Kuß. Dann löschte er das Licht, entkleidete sich und schlüpfte in das Ehebett.

Den andern Tag kam der Metzgermeister Keller wütend ins Wirtshaus. Er setzte sich hin und sagte zu Anton: „Hättest du doch nur deinen Namen nicht unter die Wechsel gemacht. Die Leute wollen einfach keine Bürgschaft von dir, sie trauen dir nicht."

„Ja, seid ihr denn alle verrückt geworden?" schrie Meister Anton.

„Ach was, hättest du keine Gütertrennung gemacht, dann wär noch alles in der schönsten Ordnung. Kommt, unterschreibt die neuen Formulare, da die alten zerreiß ich."

Anton schaute wortlos zu. Und als die andern schon längst wieder fröhlich und guter Dinge waren, wuchs in



Digitized by Google

seinem Herzen die unabänderliche Überzeugung, daß seine Frau der einzige Grund seiner Wertlosigkeit war. Er nahm sein Glas und trank scharf.

„So ist's recht," rief ihm der Metzgermeister Keller zu, „trink ordentlich Anton, du bist ja trotzdem ein guter Kerl."

Da betrank sich Meister Anton schon am Nachmittage. Er war der letzte, der vom Stammtisch aufstand, schwankend und mit bösen Augen geradeaus schauend ging er weg. Zu Hause hatte Frau Marie das Nachtessen auf den Tisch gestellt und wartete schon eine Weile auf ihren Mann. Sie lächelte still vor sich hin und glaubte, daß ihr Glücklein vielleicht doch noch käme. Ihr bestes Tischgeschirr hatte sie heute aufgestellt. Meister Anton setzte sich, ohne sie zu grüßen, an den Tisch. Das Lächeln erlosch auf Frau Maries Gesicht, sie fragte gequält:

„Anton, was hast du jetzt schon wieder?"

„Du mußt auch noch fragen," entgegnete er grollend.

„Und ich dachte, jetzt würde alles schön und gut," sagte Frau Marie. Meister Anton stand auf. Er war berauscht, daß er schwankte. Seine Augen glühten voller Zorn, er brüllte: „Ja, schön und gut, mit dir, mit deiner Gütertrennung, an meinem ganzen Unglück bist du nur schuld, du — du —"

Er fand keine Worte mehr, seine Stimme überschlug sich, Zorn und Rührung über sein eigenes Unglück schüttelten ihn, die Tränen liefen ihm über das Gesicht. Aber der Zorn wurde Meister. Er nahm seinen Teller und warf ihn zu Boden, daß die Scherben klirrend splitterten.



Digitized by Google

Da schnellte Frau Marie auf. Trotz und Erkenntnis waren in ihr wach geworden. Sie wußte wie mit einem Male, daß es so nicht mehr weiter gehen konnte. Darum ging sie zu ihm hin und sagte scharf und bestimmt:

„So, Anton, das ist der letzte Teller, den du mir zerschlägst, entweder du wirst ein rechtschaffener braver Mensch und gehst von den Sauffreunden weg, oder ich schicke dich zu diesem Hause hinaus, denn das ist jetzt mein Haus. Ich mach so nicht mehr mit."

Meister Anton starrte seine Frau an als begreife er nicht, was sie sage. Aber mit einem Male sprang er auf sie zu und schrie: „Was, was, o du verdammtes Tier, da — da —"

Er hob die Faust und schlug sie ins Gesicht. Aus ihrer Nase floß Blut. Mit einem Wehlaut setzte sie sich an den Tisch, legte ihren Kopf auf die Arme und weinte leise vor sich hin. Meister Anton sah das Blut und schaute mit ausdruckslosem Gesichte auf seine Frau. Er wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, die Geister des Weines hatten ihn noch zu fest in ihrem Banne. Als er Frau Marie weinen sah, brummte er einige unverständliche Worte. Dann wandte er sich zur Tür und polterte unsicher die Treppe hinunter. Grollend murmelte er vor sich hin: „Und sie ist doch schuld daran, die Metze."

Frau Marie weinte lange Zeit, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Dann stand sie auf und ging müde in die Küche, dort wischte sie das Blut von ihrem Gesichte. Dann legte sie sich schweren Herzens zu Bette und wußte nicht, was werden sollte.



Digitized by Google

Meister Anton aber trank sich von einem Wirtshaus zum andern durch. Als Feierabend geboten wurde, sang er glucksend und prustend: „Am Brunnen vor dem Tore". Dann wankte und torkelte er und verschwand in der finstern Nacht, die mit ihrer Dunkelheit sein Bild tilgte.

Mitten in der Nacht polterten die Leute, voran der Nachtwächter, Frau Marie aus dem Bette heraus. Vor dem Hause im Dunkeln standen eine Schar leise sprechender Menschen. Als Frau Marie, das Kerzenlicht in der Hand, öffnete und fragte, was es gebe, sagte der Nachtwächter:

„Frau Reichmann, unverhofft kommt ja immer oft, und am letzten Sonntag hat der Pfarrer in der Kirche gesagt, wen Gott lieb hat, den züchtigt er, also Kopf hoch, mit einem Wort, Euer Mann ist in den Bach gefallen und ersoffen."

„Was ist?" fragte Frau Marie.

Da drängte sich der Seifensieder Lauber, der rasch unterrichtet worden war, nur notdürftig bekleidet, durch die Leute; er herrschte den Nachtwächter an:

„Halt's Maul, du Esel! Kommt, Leute, tragt den Toten hierherein, und du, Marie, geh mit mir hinauf. Es ist nun so und ich laß dich nicht im Stich. So, schließt die Tür, he da, wer nichts hier zu tun hat, bleibe draußen."

Ein paar Männer trugen den toten Meister Anton ins Haus. Frau Marie schaute zuerst auf die Vorgänge als wäre alles ein Spuk. Dann wurde ihr Gesicht hart und ihre Glieder strafften sich, sie sagte fest und laut:



Digitized by Google

„Tragt ihn hinauf ins Bett, und du, Götti, hilf mir, wir wollen ihn ausziehen und aufbahren."

Sie schritt voraus die Treppe hinauf, ihr Kerzenlicht hielt sie hoch und leuchtete. Im Wohnzimmer zündete sie das Licht an. Auf dem Tisch stand noch das unberührte Nachtessen und am Boden lagen die Scherben des Tellers, den Meister Anton zerschlagen hatte, und auf dem Tischtuch waren die Blutspuren, die Frau Marie hinterlassen hatte, eingetrocknet. Frau Marie schlug einen Zipfel des Tischtuches über den braunroten Fleck. Rasch blickte sich der Seifensieder Lauber um, und aus dem, was er sah, schien er zu ahnen, was vorgegangen war. Fragend schaute er Frau Marie an, dieweil die Leute den Toten aufs Bett legten. Aber ruhig sagte Frau Marie zu den Leuten:

„Ihr Leute, ich dank' euch, zürnt mir nicht, daß ich euch jetzt gute Nacht wünsche. Willst du mir noch helfen, Götti?" fragte sie den Seifensieder.

„Ja, Marie, ich steh zu dir und hilf dir, ich denk', wir ziehen ihm das Hochzeitskleid an."

Als sie allein waren, bahrten sie Meister Anton wortlos auf. In der Wiege schlummerte das Töchterlein. Als die beiden dem Toten das Hochzeitsgewand angezogen hatten, wurde das Kind unruhig. Frau Marie nahm es auf den Arm und stillte es. Da sagte der Seifensieder Lauber, dem das Schicksal der Frau Marie nahe ging, denn er dachte daran, daß er sie dem Anton zugebracht hatte:

„Mußt's nicht so schwer nehmen, Marie."



Digitized by Google

Sie schaute ihn fest an und sagte hart: „Es wird so vielleicht das Beste sein, ich hätte mir nicht mehr zu helfen gewußt und die Dinge kommen nicht von ungefähr, Götti.“

Frau Marie schien gefaßt zu sein; sie hatte nicht eine Träne geweint, während Lauber mit seinem Göttikind die Totenwache gehalten. Deshalb brummte Lauber, als er nach Hause ging, vor sich hin: „Wenn der Lump nicht einen so großen Rausch gehabt hätte, daß nichts mehr in ihn hineinging, würde er den Bach ausgesoffen haben, so wenig Wasser ist jetzt drin, und er hätt' nicht einmal zuviel Wasser über den Durst trinken müssen. Er hat einfach schon lange Zeit immer zuviel gesoffen, immer, er war ein Lump. Der Pfaffe muß ihm aber doch eine schöne Rede halten, er soll ihn zu einem braven, tüchtigen Mann machen, wenn er das auch nicht gewesen ist.“

Neun Monate später gebar Frau Marie Antons zweites Kind, einen Buben.



Digitized by Google

## II.

Frau Marie war nun schon mehr als ein Jahr Wittib. Ihr Wesen war ruhig und fest geworden und niemand hätte sagen können, daß sie sichtbare Trauer trug um ihren verunglückten Mann. Aber darüber waren sich die Leute einig, daß Frau Marie nicht zum zweiten Male heiraten würde. Es wäre schad' um das junge Weib, sagten die Männer, und die Frauen meinten, die meisten Witwen im Alter der Marie würden wieder heiraten, man könne darum nicht begreifen, daß die Marie so dumm sei. Denn immer wär' doch ein Mann so gut wie der andere, einen Unterschied finde man nicht, höchstens daß einer weniger saufe als der andere. Und da würde es die Marie nur besser, nicht schlechter machen können. Eben darum, weil sie nichts anderes erwarte, bleibe sie Witwe, entgegnete regelmäßig der Seifensieder Lauber, wenn die Leute mit ihm über diese Sache sprachen. Der Seifensieder war den Kindern Maries Vormund und geschäftlich sah er auch bei seinem Göttikinde zum Rechten. Nur der kurzbeinige, dickbauchige Heider, der Baumeister, ein Wittiber, der am Fallitmachen war und das Glück deshalb nahm, wo es



Digitized by Google

gerade herkam, verzog seine dicken Lippen, schnalzte mit der Zunge und sagte am Stammtisch, als von Frau Marie geredet wurde:

„Ach was, das sind alles dumme Redensarten, der Rechte ist bei der Marie nur noch nicht gekommen."

„Hehe," lachte der Gießer Brotbeck, „probier du einmal dein Glück bei ihr, im übrigen ist sie ein ganz appetitlicher Brocken, weißt du, probiers einmal, gelingt's, kann's dir nichts schaden."

„Wer weiß, was ich mach," entgegnete Heider bedächtig.

„Du, Heider," sagte jetzt der Seifensieder Lauber, „schau lieber, daß du wo anders ankommst, ich glaub, die Marie ist nichts für dich."

Die ganze Runde lachte und Heider lachte am lautesten. Im stillen nahm er sich aber vor, nun erst recht hinter Frau Marie her zu sein. Er wolle schon einmal sehen, das müßte doch sonderbar zugehen, wenn da nichts zu machen wäre, dachte er.

Wo Fett ist, sitzen die Fliegen ab. So war es bei der Wittib Marie. Denn sie hatte ein schönes Anwesen und ein gutes Geschäft sowie bares Geld. Ihr Mann, Meister Anton, hatte nicht lang genug gelebt, um großen Schaden anzurichten. Darum schielten allerhand Mannsleute nach der frischen und jungen Witfrau. Diese aber machte sich gar nichts mehr aus all dem Getue, denn sie hatte sich damit abgefunden, daß ihr Leben keinen Feiertag mehr haben sollte und fürder bei ihr Alltag sein mußte. Das wollte sie so haben, ihr selbst und den Kindern zuliebe.



Digitized by Google

Darum gaben schon nach kurzer Zeit die meisten die Versuche, sich an Frau Marie heranzumachen, wieder auf.

Einzig der Baumeister Heider machte eine Ausnahme. Und auch der Geselle der Frau Marie, ein schwarzhaariger, kräftiger Bursche mit dunklen Augen. Doch war das Vorgehen der beiden bei Frau Marie ganz verschieden. Der Geselle sagte vorerst nichts, noch zeigte er ein Wesen, das irgendwelchen Verdacht erregt hätte. Er stand von früh bis spät in der Werkstätte, mit kurzen Worten befahl er, was geschafft werden mußte und sah zur Sache, als wäre diese seine eigene. Jeder mußte an Arbeit hergeben, was das Zeug hielt und tat er das nicht zur Zufriedenheit des Meis, denn der Meistergeselle hieß Jeremias, dann fluchte dieser, daß es sprühte. Den beiden Lehrbuben machte er eine Sache mit Worten einmal klar, das zweite Mal brachte er seine Argumente durch Ohrfeigen zur Geltung. Darum seufzten und schimpften die beiden andern Gesellen im stillen mit den Lehrbuben um die Wette. Es sei jetzt schlimmer, als zu Lebzeiten des Meister Anton und man dürfe bei der Meisterin nicht einmal das Maul aufmachen. Der andere Geselle sagte darauf:

„Ja, es ist ein Schindwesen jetzt. Der Meis hat alle Rechte; wenn die Meisterin den Narren an dem Schindhund gefressen hätte, könnt's nicht schlimmer sein."

Der Meis ließ sich aber durch nichts anfechten und verriet nie seine Gedanken, die alle darauf hinausgingen, daß er dachte, da könnte er schon hereinsitzen und Meister in diesem guten Geschäft und über eine schöne Meisterin



Digitized by Google

zu werden. Nur wenn er Frau Marie unbemerkt zu beobachten glaubte, dann sprühten seine Augen ein Feuerwerk, das seine Ladungen aus der Pyrotechnik der Liebe bezog. Das war aber auch alles. Wohl hatte Frau Marie schon einige Male wahrgenommen, daß der Meis sie mit besonderen Augen anschaute, wie man einer Frau gegenüber nur in ganz bestimmten Fällen tut. Sie war genügend Frau, um zu merken, was dies zu bedeuten hatte. Da aber der Meis ein tüchtiger und treuer Arbeiter war und sie noch nie zur Abwehr gezwungen hatte, ließ sie fünfe gerade sein und ging nur darauf aus, den Meistergesellen in Schach zu halten.

Ganz anders stellte es der Baumeister Heider an, denn er war ein alter abgeschlagener Sünder. Unauffällig ging er dann und wann in den Laden der Frau Marie, kaufte bald dies und bald das und redete alltägliche Dinge. Einmal sagte Frau Marie zu ihm:

„Sie haben's auch nicht leicht, Herr Heider, jetzt müssen Sie neben Ihrem Geschäft auch noch an den Haushalt denken."

Da antwortete er kühl und selbstverständlich: „Ja, so gehts uns eben, wenn die Frau einmal aus dem Haus heraus auf den Gottesacker getragen wird. Sie haben's ja auch nicht besser, Frau Reichmann."

„Man muß es halt immer nehmen, wie es kommt, dazu können wir Menschen eben auch nichts machen," entgegnete Frau Marie.

„Ja, da haben Sie recht, Frau Reichmann. Erst wenn einmal ein Teil den anderen nicht mehr hat, da sieht man,



Digitized by Google

was man verloren hat und wie manches man hätte anders machen können." So sprach der Baumeister Heider beinah selbstanklägerisch. Dabei war er ganz froh, daß er seine Frau los war.

Frau Marie jedoch hatte Bedauern mit dem Wittiber und tröstete ihn, und gerade das hatte der Baumeister Heider gewollt. Denn er rechnete darauf, daß die Trösterin einmal, wenn's Zeit wäre, den Schritt gar nicht so ohne fände, den Trost vollkommen zu machen dadurch, daß sie seine zweite Frau würde. Er steckte also die guten Worte der Frau Marie mit viel Rührung ein und als er draußen seiner Wege ging, lachte er und meinte für sich, seine Sache ließe sich gar nicht so schlecht an.

Es ist nun eine alte Tatsache, daß die Menschen, denen nicht zu trauen ist, selbst niemandem trauen und ihre ganze Umwelt mit Mißtrauen ansehen. Sie sind sozusagen immer auf der Lauer, um ja rechtzeitig ein Ungerades gerade zu machen. Zu dieser Sorte Leute gehörte auch der Seifensieder Lauber. Als er sah, wie der Meis schuftete vom Morgen bis zum Abend und jedes Geldstück spaltete, damit ja der Gewinn ein großer sei, wurde der Seifensieder Lauber nachdenklich. Aber er redete kein Wort über die Sache und als er im klaren war, machte er nur: „Aha!" Es ist also auch kein Wunder, daß dieser alte Fuchs ebenfalls bald dem Baumeister Heider auf die Sprünge kam und merkte, warum dieser so eifrig in den Laden der Frau Marie löffelte. Darum sagte er einmal am Stammtisch zum Baumeister:

„Du, Heider, lauf dir nur nicht zuviel Stiefelsohlen



Digitized by Google

um die Marie durch, das wird ja doch nichts. Sei gescheit und nimm doch lieber das kleine Peterli-Lisi, da bekommst du auch Geld."

„Ja Heider, das mußt du machen, wenn du und das Peterli-Lisi dann Kinder haben, dann könnt ihr sie im Panoptikum ausstellen, denn du bist ein kleiner Siech und das Peterli-Lisi ist ein Zwerg," warf der Haarschneidermeister Rüsch ein.

„Das macht gar nichts," verteidigte der Seifensieder seinen Vorschlag, „wenn der Heider das Peterli-Lisi auf den Geldschrank stellt, den es hat, dann ist sie so groß wie jede andere."

„Laß mich doch in Ruh mit der wüsten Krott," sagte der Baumeister Heider unwirsch.

„Mach, was du willst," meinte der Seifensieder.

Heider aber war ein zäher Mann in den besten Jahren und ließ von seinen Plänen nicht ab, die Frau Marie zu gewinnen. Zudem fand er auch eine Art Wohlgefallen an der Witfrau und dachte, mit einem schönen Stück Weiberfleisch müßte sich immer besser leben lassen, als mit einem wüsten, wie das Peterli-Lisi wirklich eins war.

Aber der Seifensieder machte die Augen auch auf und ließ sich vom Baumeister Heider nicht übertölpeln. Er beschloß den Meistergesellen Meis gegen den Baumeister auszuspielen. Darum ging er in die Werkstätte und sagte zum Meis: „Du könntest heut einmal bei mir vorbeikommen, in meiner Siederei muß einiges repariert werden." Während der Arbeit kam dann der Seifensieder ganz



Digitized by Google

zufällig einige Male zu dem Gesellen, wechselte ein paar Worte, ging wieder und als er dachte, die Sache wäre nun genügend vorbereitet, sagte er: „Weißt du, Meis, der Heider läuft mir jetzt bald ein bißchen zu oft in den Laden zu euch. Wer weiß, was der nicht alles von deiner Meisterin denkt."

Der Meis hört auf zu arbeiten, schaute den Seifensieder an und sagte nur: „So!"

Der Lauber spielte da an der Feuertür herum und fragte: „Glaubst du, es hält wieder?"

„Das geht so schnell nicht mehr voneinander, wenn Ihr's nicht gerade mit dem Vorschlaghammer hinschlägt," antwortete der Meis.

Da fuhr der Seifensieder fort: „Du bist ein tüchtiger Bursch, Meis, aber daß du immer zu Haus sitzen bleibst und nie zu einem Schoppen kommst, das verdrießt mich, es schadet auch dem Geschäft, denn so ein Kundenschoppen bringt oft wieder viel ein."

„Ach was, Herr Lauber, ich bin ja nur ein Geselle und da taugt's nicht und verträgt sich nicht, daß ich herumsauf wie ein Meister," entgegnete Meis.

„Du bist aber gut, Meis," beharrte der Seifensieder und flocht sein Seilchen weiter, denn er gedachte daran, die beiden Unbequemen, der Meis und der Heider, derart zu binden, daß der Frau Marie keine Gefahr erwachsen könnte: „Ich will dir jetzt etwas sagen, du arbeitest doch wie ein Meister und da muß deine Meisterin eben die Auslagen zahlen, ich werde einmal mit ihr reden."



Digitized by Google

Der Meis fuhr da auf: „Nein, Herr Lauber, laßt das bleiben, wenn es einmal nötig wird, kann ich ja auch einen Schoppen so trinken.“

„Wie du willst, Meis,“ sagte Lauber, „ich komm noch vorbei, bei deiner Meisterin, und zahl die Arbeit gleich, mach also die Rechnung.“

Der Meis begann von jetzt gut acht auf den Baumeister Heiden zu haben. Und jedesmal, wenn er den auf der Straße sah, schoß ihm die Galle ins Blut. Er hatte dann immer etwas auszusetzen, und beinah regelmäßig bekamen die Lehrbuben Ohrfeigen. Als ihm aber die Sache zu dumm wurde, beschloß er einzugreifen und sich Ruhe zu verschaffen.

Hätte der Meis in aller Geduld fortgefahren zu dienen, wie einst um Rahel gedient wurde, wer weiß, was dann daraus gekommen wäre. Denn schon oft haben Frauen einen Vorsatz gefaßt und wollten recht beharrlich darin sein, aber ein Lüftlein hatte manchmal genügt, die besten Vorsätze über den Haufen zu blasen. Und wie gesagt, Frau Marie war noch eine blutjunge Frau, die allerdings ihr Leben in regelmäßigem Alltag verleben wollte, aber gerade bei diesen Menschen, die stark an Leib und Seele sind, kann eine schwache Stunde Herr über die Seele werden durch den Leib. Frau Marie hatte nun verschiedentlich darauf geachtet, daß in den verstohlenen Blicken des Meistergesellen Meis ein heißer Funken Liebe brannte und wenn sie der Sache auch auszuweichen beschloß, hatte sie doch nicht ohne Gefallen gesehen, daß der stattliche Bursche sie liebte. Auch fand sie ihn nicht nur als einen

tüchtigen Arbeiter, sondern dazu noch als braven sparsamen Menschen, wie diese besonders selten sind. Dies ist aber schon sehr viel, wenn Frauen mit Vorsätzen derart denken.

Die Worte des Seifensieders wurmten den Meis, besonders als er wahrnahm, daß seine Meisterin gegen den Baumeister Heider viel teilnehmender war als gegen alle anderen Männer. Daß diese Teilnahme aus der Sympathie einer Leidensgefährtin floß, wußte Meis ja nicht. Vielleicht hatte er aber, ohne es zu wissen, nicht gerade Unrecht mit seinem Mißtrauen, da schon öfters die Teilnahme den guten Vorsätzen ein Bein gestellt und sie zum Fall gebracht hat. Darum sagte Meis, als er Frau Marie seine Wäsche zum Ausbessern brachte, denn die Frau sorgte für die Gesellen, als gehörten sie zum Hause:

„Meisterin, es wäre vielleicht doch gut, wenn wieder ein Meister im Geschäft regieren würde, es ist dann doch eine ganz andere Sache."

Frau Marie errötete leicht, und drei Herzschläge pochten etwas rascher als gewöhnlich. Da sie aber dem Meis den Weg verlegen wollte, entgegnete sie: „Das wär jetzt noch schöner, mein Mann selig ist noch nicht zwei Jahre unter der Erde, und zudem bist du ja noch da, ich bin zufrieden und wünsch es gar nicht anders."

Der Meis schaute zu Boden und den starken Burschen kam in seiner Hilflosigkeit, da er nicht wußte, woher er die rechten Worte nehmen sollte, ein Gefühl der Schwäche an. Und gerade das gefiel der Frau Marie ganz gut. Hätte der Meis nur gesagt: „Meisterin, ich möchte gern Meister



Digitized by Google

und ein braver Ehemann werden," dann hätte Frau Marie wahrscheinlich geantwortet: „Ich sag nicht nein und sag nicht ja, aber bleib ein braver Mensch, dann wollen wir später noch einmal drüber reden." Aber der Meis sagte nur:

„Meisterin, ich glaub aber doch, daß ich recht habe."

Die Frau lachte und antwortete: „Und ich glaub, daß ich recht habe." Dann mußte sie aber ein Schalk stupfen, oder sie wollte einer Schwäche Herr werden, denn sie konnte sich nicht versagen zu fragen: „Und dann, Meis, es wär gar nicht so leicht, den rechten Meister für mich zu bekommen. Einen Mann bekommt ja schließlich jede Frau, aber ich denk, ich brauch einen tüchtigen Meister in erster Linie, und den zu bekommen, wird schwer halten, meinst du nicht auch, Meis?"

„Ja, das glaub ich auch, Meisterin," antwortete Meis und legte ihre Rede dahin aus, sie wolle von ihm nichts wissen.

Da wurde der Bub der Frau Marie unruhig im Schlafe, er warf sich hin und her und begann beinah zornig zu weinen. Die Frau dachte mit einemmal an den grauen Alltag und ihre Vorsätze. Um dem Gespräch drum ein Ende zu machen, sagte sie beinah unwillig: „Es ist so auch recht, Meis, es geht alles, wenn man nur will, ich muß aber jetzt den Buben schweigen, und du, Meis, mach dir keine Grillen über meine Sorgen."

Sie ging in die Nebenstube, nahm den Buben auf und beruhigte ihn. Der Meistergeselle drehte sich mit einem Rucke um und ging rasch zur Tür hinaus auf seine



Digitized by Google

Kammer. Dort setzte er sich aufs Bett und grübelte über sein Gespräch nach. Soviel er aber nachdachte, er wurde nicht klug daraus. Da beschloß er in zorniger Aufwallung, seinen Willen durchzusetzen. Jetzt wollte er sehen, wie er am besten den Baumeister Heider los wurde. Er ging zu seinem Koffer, nahm sein Sonntagsgewand daraus, und als er sich feiertäglich gerüstet und die mit Wasser benetzten Haare glatt an den Kopf gekämmt hatte, schlich er sich leise die Treppe hinab auf die Straße, wie ein Mensch, der auf Abwegen geht.

Der Meis ging in den „Schützen", wo die Stammtischrunde ihren langen Sitz hatte. Als er eintrat, rief ihn der Seifensieder an: „So ist's recht, Meis, daß du dich auch einmal blicken läßt, ein braver Kerli soll sich nicht immer zu Haus verkriechen, der muß auch unter die Leute, komm, setz dich zu uns her."

Etwas unbeholfen und verlegen nahm Meis einen Platz am runden Tische ein, und sagte: „Mit Verlaub, ihr Herren."

Der Seifensieder füllte ihm aus seiner Flasche ein Glas Wein ein und nötigte den Burschen zum Trinken. Das tat er oft und meinte wohlwollend dazu: „Da trink, Meis, du bist ein braver Bursch und verdienst auch einmal eine Freude."

Der Meis, etwas unsicher durch die Gesellschaft und durch das Nötigen des Seifensieders, trank rasch einige Gläser. Da er das Trinken nicht gewohnt war, wurde der Wein bald Herr über ihn. Er fühlte sich ganz behaglich und sagte zum Seifensieder Lauber: „Ihr habt recht, Herr



Digitized by Google

Lauber, man muß, wenn man ein junger Mensch ist, auch unter die Leute gehen."

„Ja, Meis, und so ein Glas Wein tut einem ganz gut."

Da kam der Baumeister Heider herein. Als er den Meis im Feiertagsstaat erkannte, wurde er gemütlich und sagte gönnerhaft:

„He, das ist jetzt schön, daß du auch einmal hierher zu uns kommst. Als Meistergeselle der Frau Reichmann kannst du dich gut blicken lassen, schon der Reputation deiner Meisterin wegen."

Dem Meis war mit einemmal alle Freudigkeit verflogen, er brummte unwillig etwas vor sich hin, was kein Kompliment war. Der Baumeister ließ sich aber nicht aus der Stimmung bringen. Er nahm seine Flasche und wollte dem Gesellen das Glas auffüllen.

„Laßt das, Herr Heider," sagte dieser und zog sein Glas zurück.

„Ach was, Meis," drängte Heider, „es ist der gleiche Wein, den du schon getrunken hast, komm, sei kein Dummkopf."

Da brauste der Meis auf: „Ich brauch von euch keinen Wein, Herr Heider, ich kann meinen Wein selbst bezahlen. Glaubt Ihr vielleicht, Ihr könnt Euch damit bei mir gut anmachen?"

Der Baumeister antwortete ärgerlich: „Du bist, glaub ich, nicht recht bei Trost, du Hansdampf, ich möchte nur wissen, warum ich mich bei dir gut anmachen sollte, du Lappi."

„Das kann ich euch ja sagen warum, Herr Heider."



Digitized by Google

Die Stammtischrunde lachte, denn die Freunde hatten ihren Spaß an solchen Dingen. Darum stichelten sie heimlich den Meis, und der Haarschneidermeister Rüsch sagte:

„So ist's recht, Meis, zeig ihm den Meister."

Der Seifensieder Lauber flüsterte dem Meistergesellen zu: „Laß dich nicht ins Bockshorn jagen, Meis, gib's ihm tüchtig, sag dem Dreckspatz einmal recht die Meinung, der stiefelt ja doch nur deiner Meisterin nach."

Der Wein und der Groll gegen den Heider machte den Gesellen nun ganz rabiat, er stand auf und schlenkerte seine Arme und Hände wild gegen den Baumeister, als er sagte: „Tut nur nicht so, Ihr wißt schon, was ich meine, Ihr denkt, wenn ich Euern Wein trinke, red ich Euch um den Mund herum bei meiner Meisterin. Aber da irrt Ihr Euch, das tu ich nicht. Im Gegenteil, ausstechen will ich Euch."

„Du bist ein Esel, Meis," sagte der Baumeister.

„Nun, das wird sich ja zeigen, wer der Esel von uns zweien ist, Ihr oder ich, morgen werd ichs Euch zeigen. Jawohl, meiner Mutter Sohn ist ein rechtschaffener Mann. Ich kann auch Meister sein, wenn ich die Meisterin bekomme." Der Meis schaute frohlockend den Baumeister Heider an und kam sich wichtig vor.

Heider stand auf und sagte: „Mit einem solchen Finken bleib ich nicht an einem Tische sitzen." Er nahm seinen Hut vom Nagel und ging durch die Tür. Bei sich aber beschloß er, dem Tolpatsch von Meis zuvorzukommen und gleich morgen die Sache mit Frau Marie zu erledigen.



Digitized by Google

Der Meis aber trank noch ein paar Gläser, dann wurde er schläfrig. Er legte den Kopf auf den Tisch und begann zu schnarchen. Der Seifensieder Lauber lächelte vor sich hin und war zufrieden. Er wollte schon dafür sorgen, daß die Auseinandersetzung an der rechten Adresse bekannt wurde. Als Feierabend geboten wurde, schüttelte er den Meistergesellen wach.

„He, Meis, werd munter, wach auf, geh nach Haus und leg dich ins Bett, du mußt morgen wieder arbeiten," sagte er.

Der Meis ging schläfrig nach Haus. Dort polterte er die Stiege hinauf, daß Frau Marie aufwachte und horchte. Ärgerlich sagte sie: „He, was ist denn das jetzt! Es sind doch alle die gleichen Lumpen, wenn man meint, es sei einer ein rechter Mensch, ist's nicht wahr."

Am nächsten Morgen beim Morgenessen sagte sie drum: „Du Meis, bleib noch eine Weile hier, ich möchte dir etwas sagen." Als die andern hinaus waren, meinte sie scharf: „Jetzt sag mir einmal, schämst du dich nicht, als Saufludi heimzukommen?"

Der Meis fuhr auf. Diesmal wollte er sagen, wie er dachte: „Nein, Meisterin, ich schäm' mich nicht," entgegnete er, „es ist ganz gut, daß ich einmal dem Löffel, dem Heider, die Meinung gesagt habe, dafür, daß er Euch immer nachläuft."

„Was geht das dich an, ich denk das ist meine Sache?" fragte Frau Marie hart.

„Nein, das ist auch meine Sache, Meisterin. Ich sagte Euch ja gestern schon, daß ein Meister ins Haus muß.



Digitized by Google

Darum geht's mich etwas an, kurzum, ich frag Euch, ob ihr mich als Meister wollt."

Frau Marie aber hatte heute einen harten Tag, darum wies sie ihn kurz ab: „Du redest dummes Zeug, Meis, geh an deine Arbeit und laß deine Faxen."

Der Meis ließ aber nicht locker: „Wollt Ihr, daß ich Meister werde hier?"

„Ich glaube, du hast deinen Rausch noch nicht ausgeschlafen, geh jetzt," sagte sie scharf.

Da drehte sich der Meis um und ging hinaus, die Treppe hinauf, in seine Kammer. Dort packte er voller Zorn seine Sachen zusammen und rüstete sich zum Gehen. Verwundert und unruhig hörte ihn Frau Marie in seiner Kammer packen. Als Meis mit seiner Rüstung zu Ende war, ging er die Treppe hinunter, trat ins Zimmer und sagte kurz und trocken:

„Ich mag nicht mehr bei Euch bleiben, ich geh."

Frau Marie zuckte mit den Achseln: „Wie du willst, Meis." Wenn sie sich auch zwang, ruhig und gleichgültig zu sein, gab's ihr doch einen kleinen Rupfer, und etwas Müdes war in ihrem Tone.

Der Meis aber fühlte das nicht. Er kam sich vor wie ein Ausgestoßener, und er wollte nicht zeigen, wie weh und bang ihm war, darum sagte er kurz und gleichgültig: „Meinen Koffer laß ich abholen. Adieu Meisterin." Er drehte sich um und wollte gehen.

„Halt, Meis," rief da Frau Marie, der es nun doch weh tat, daß er ging, „du mußt noch deinen Lohn mitnehmen."



Digitized by Google

Meis blieb im Zimmer stehen, den Hut in der Hand. Frau Marie ging zum Sekretär und nahm ihr Lohnbuch heraus. „Du hast noch einen Monat und drei Wochen Lohn zu gut, Meis," rechnete sie aus. Dann nahm sie das Geld und legte noch ein paar Banknoten dazu. „Das ist extra für deine tüchtige Arbeit, dafür möchte ich dir noch danken, Meis."

„Das ist nicht nötig, Meisterin," sagt der Geselle, strich seinen Lohn ein und schob das Extrageld zurück, „das da geht mich nichts an, ich nehme nur, was ich verdient habe, adieu Meisterin."

„Adieu, Meis," bot ihm Frau Marie den Gruß.

Dann ging der Geselle weg. Frau Marie aber stand am Fenster und schaute ihm nach. Dann straffte sie sich und ging in die Werkstätte. Dort sagte sie zum ältesten Gesellen, ruhig wie immer: „Der Meis ist weggegangen, in die Fremde. Du wirst nun seinen Posten einnehmen, aber ich denk, daß ihr nun auch jetzt noch recht arbeitet, sonst mach ich ein Ende." Als die Gesellen allein waren, stritten sie hin und her, was das wohl gegeben hätte. Es werde das sein, daß der Meis gestern Nacht besoffen war, meinte der eine. Der andere sagte: „Meinetwegen, die Hauptsache ist, daß der Schindhund weg ist." Sie waren alle zufrieden.

Vom Meis hatte man nie mehr etwas gehört, wohl aber mußte Frau Marie oft an ihn denken. Der Meis ging von seinem Arbeitsplatz schnurstracks zum Bahnhof. Auf dem Weg dahin begegnete er dem Baumeister Heider, der nun seinerseits bei der Witwe sein Glück versuchen wollte. Als



Digitized by Google

Heider den Gesellen im Feiertagsgewand erblickte, merkte er gleich, daß irgendetwas nicht in Ordnung war. Er blieb stehen und musterte den Meis, dann fragte er höhnisch:

„He, Meis, du hast's eilig, willst du dich vielleicht mit deiner Meisterin zur Hochzeit aufbieten lassen, oder hat es sonst etwas gegeben?"

Grollend entgegnete der Geselle: „Laßt mich in Ruhe oder ich gerb Euch das Fell, daß Ihr eine Weile nicht mehr merkt, worauf ihr liegt."

Als der Baumeister Heider den Meis so kurz angebunden fand, dachte er sich, daß es dem gegen den Strich gegangen war. Zudem bog der Meis zum Bahnhof ein. Da rief ihm der Baumeister lachend nach: „Viel Glück und gute Reise." Der Meis kehrte sich nicht daran, er trat in die Bahnhofshalle und verlangte so barsch vom Schalterbeamten eine Fahrkarte, daß man glauben konnte, dieser habe ihm etwas Übles getan.

Der Baumeister Heider lief eilig zu Frau Marie. Er schmunzelte behaglich und gedachte, die günstige Zeit zu nützen, um sein Glück zu schmieden. Selbstsicher trat er in den Laden der Frau Marie, verlangte eine Kleinigkeit und fand die Wittib versonnen und wortkarg. Darum sagte er:

„Es ist ein Elend mit den Menschen, Frau Reichmann, besonders wenn man so allein steht, wie wir beide, da haben die Leute unsereins immer im Mund und sagen dies und jenes."

„Das regt mich weiter nicht auf, Herr Heider, über et-



Digitized by Google

was müssen die Leute ja immer reden und haben sie gerade nichts, dann machen sie sich etwas," entgegnete Frau Reichmann gleichgültig. Sie dachte an Meis.

„Ja, sehn Sie, Frau Reichmann," fuhr der Baumeister unentwegt fort, „es ist nicht gut, daß man so allein lebt; man kommt in einen schlechten Ruf, ohne daß man es haben will oder schuld daran ist. Da hab ich mich gestern abend über Ihren Gesellen, den Meis, aufgeregt, der bringt Sie noch ins Gerede."

„Das wird er wohl nicht, Herr Heider, er ist von mir fortgegangen," sagte Frau Marie kurz.

„Aber er hat gestern abend im „Schützen" schon genügend gesagt, das wird Sie nicht übel in das Maul der Leute bringen —"

Frau Marie unterbrach ihn, schier heftig sagte sie: „Das ist mir aber ganz gleichgültig."

„Das darf es Ihnen nicht sein. Sie wissen, ich bin Ihr guter Freund, und wir haben beide gleich schwer zu tragen, Frau Reichmann. Darum dachte ich mir, es wäre für Sie und Ihr Geschäft besser, wenn Sie durch der Leute Reden nicht leiden würden, und da kam mir der Gedanke, da wir beide allein und verwitwet sind, es wäre das beste, wenn wir uns zusammentäten als Mann und Frau."

Verwundert horchte Frau Marie auf. Jetzt tat es ihr leid, daß sie den Meis hatte ziehen lassen. Mit einem Male sah sie, daß der Heider ein scheinheiliger Mensch war. Darum entgegnete sie:

„Ja, und was sonst noch, Sie machen dumme Redensarten. Wollen Sie sonst noch etwas, Herr Heider?"



Digitized by Google

„Nur eine Antwort auf meine Frage, Frau Marie.“

„Das ist leeres Stroh gedroschen, Herr Heider.“

„Vergessen Sie nicht, daß es besser wäre, wenn Sie durch eine Heirat mit mir den Leuten das Reden unnütz machen würden!“

Da brauste Frau Marie auf: „Kümmern Sie sich nicht um meinen guten Ruf, Herr Heider. Da werde ich schon allein fertig. Und im übrigen ist es mir lieber, Sie kaufen in Zukunft Ihre Sachen wo anders als bei mir ein, denn gerade Ihr Zumirhereinlaufen kann mich ins Gerede bringen.“

Da sah der Baumeister, daß auch er verspielt hatte, wie der Meis, er ging deshalb zur Ladentür, klinkte auf, und ehe er Frau Marie verließ, sagte er: „Wie Sie wünschen, Frau Reichmann, aber es wird Ihnen noch leid tun.“ Dann ging er.

Frau Marie war ordentlich wohl geworden, daß sie den Heider hatte nach Hause schicken können. Fast vergaß sie darüber, daß ihr nirgends recht wohl gewesen war, seit der Meis sie verlassen hatte. Darum war sie wieder wie alle Tage, als der Seifensieder Lauber des Nachmittags zu ihr kam. Der alte Fuchs schaute sein Göttikind forschend an.

„Du scheinst dir keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen, daß der Meis fort ist.“

„Es wird wohl das Beste gewesen sein, Götti, denn es hätt sich nun doch nicht mehr geschickt, daß er hiergeblieben wäre.“

„Warum denn, Marie?“



Digitized by Google

„He, weißt du, Götti, wenn ich daran denke, glaub ich in meinen Umständen, mit meinen zwei Kindern ist es besser, ich heirat nicht mehr."

„Das ist ja ganz gescheit von dir, Marie, aber es ist auch ein wenig viel gesagt. Du bist noch jung und keine üble Frau, das weißt du so gut wie ich, aber recht hast du schon."

Damit war dieses Liebeswerben erledigt bei der Frau Marie. Ganz anders stand es mit dem Baumeister Heider. Der fand seine Sache sehr fatal. Geld mußte er notwendig haben, borgen konnte er nicht mehr, trotz der Unterschrift seiner Stammtischrunde, denn die Geldleute wollten davon nichts mehr wissen.

Deshalb ging er kurz entschlossen zum kleinen Peterli-Lisi, der Tochter eines Krämers, der durch Geiz behäbig geworden war und seiner einzigen Tochter, der kleinen blatternarbigen Lisi, ein rundes Erbe hinterlassen hatte. Die Lisi hätte schon lange gar zu gern einen Mann gehabt. Da sie aber recht häßlich war, blieben die Freier trotz ihrem Gelde aus. War aber die Lisi auch bereit, den ersten besten Mann willkommen zu heißen, so war sie doch viel zu sehr die Tochter ihres Vaters, um nicht zu wissen, daß es gut sei, wenn sie auch einem Ehemann gegenüber in Geschäften das Heft in der Hand behalte. Auch dachte sie, daß sie dadurch einen Mann umso fester ins Ehejoch zwang. So war sie durchaus entschlossen, ihren Zukünftigen zum Manne seiner Frau zu machen, ihn also nur die zweite Geige spielen zu lassen. Trotzdem sie schon eine nette Reihe von Jahren auf ihren Mann wartete, verlor sie Geduld und



Digitized by Google

Ausdauer nicht, betrieb aber daneben ihren ererbten Kramladen und war ein ganz geriebener Pfiffikus, so unansehnlich sie auch war.

Als der Baumeister Heider, zu allem bereit, in den Laden des Peterli-Lisi kam, packte dieses gerade eine Kiste mit Limburgerkäse aus. Deshalb duftete es drückend und stark. Der Baumeister Heider, der weitläufig verwandt mit dem Peterli-Lisi war, sagte beim Eintreten:

„Pfui Teufel, stinkt's hier nach Limburgerkäs."

„Oh, das tut nichts, es ist gar nicht so schlimm, wenn du's einmal gewohnt bist, aber was führt dich zu mir, Heider, du bist ein seltener Besuch."

„Geld muß ich haben, sonst betreibt bald der Gerichtsvollzieher mein Geschäft."

„Da bist du an der falschen Adresse, Heider, ich bin doch kein Bankier."

„Das weiß ich schon. Du dumme Niere. Ich weiß auch, daß ich dich mitnehmen muß, wenn ich dein Geld will." Der Baumeister Heider wußte gut, wie er mit dem Peterli-Lisi reden mußte.

„Wie meinst du das, Heider?"

„Jetzt stell dich doch nicht so dumm! Einen Heiratsantrag mach ich dir."

Das Peterli-Lisi wurde nachdenklich. Sie schaute prüfend den Baumeister an. Wenn er ihr auch nicht gefiel, bedachte sie, daß sie zur Häßlichkeit schon recht alt war und vielleicht noch lange warten müßte, bis der zweite kam. Zudem kannte sie die alte Wahrheit, nach der ein Mann immer besser als keiner ist. Darum sagte sie kurz-



Digitized by Google

entschlossen, aber vorsichtig, daß ihr das Heft des Messers nicht entgleite:

„Ich komme, wenn ich den Laden geschlossen habe, zu dir auf dein Bureau und schau nach, wie es um dich steht; dann besprechen wir alles, wie's zu machen ist. Denn eins will ich mir ausbedingen: So, wie ich's mache, mußt du's tun und mit allem einverstanden sein."

„Es ist recht, ich erwarte dich!"

Der Baumeister Heider ging fröhlich und guter Dinge davon, in den „Schützen". Dort bestellte er sich eine Flasche Wein und einen jungen, gebratenen Hahn mit Kopfsalat. Er tafelte fröhlich und dachte, es gebe ja außer dem Peterli-Lisi noch andere Frauen auf der Welt und wenn er nur einmal des Peterli-Lisis Geld habe, kümmere er sich einen blauen Teufel um das kleine Ding. Da fiel ihm auf einmal die bestimmte Art ein, mit der die Lisi ihm zugesagt hatte, heute abend bei ihm nachzusehen, wie seine Sache stünde. Er kannte zudem die kleine Person gut genug, um zu wissen, daß sie zäh war, wie gutes Sohlleder von einer alten Kuhhaut. Das stimmte ihn recht bedenklich und sein Festessen zur Feier des Tages wurde ihm schier zu einer Henkersmahlzeit. Der Hunger verging ihm und der Wein bekam einen bitteren Geschmack. Er schob seinen Teller zurück, trotzdem er erst den halben Hahn gegessen hatte und verließ mißvergnügt den „Schützen". Die Kellnerin trug schmunzelnd das stehengebliebene Essen ab noch ehe es kalt wurde. Und da sie mit dem Xaveri, dem Portier gut stand, brachte sie diesem getreulich den übriggelassenen halben Hahn. Der Xaveri faßte mit beiden



Digitized by Google

Händen zu und biß herzhaft ein. Als er fertig war, sagte er auf gut schwäbisch, denn er war „von draußen hereingekommen", zufrieden zur Kellnerin:

„Wegen mir könnte auf diese Art der Heider jeden Tag bei uns vespern."

Die Unruhe verließ den Heider nicht mehr; je näher die Zeit des Besuches rückte, umso stärker wurde sie. Als das Peterli-Lisi endlich erschien, führte er seine Zukünftige auf sein Bureau, und sagte ärgerlich: „Du hättest auch früher kommen können und mich nicht so lange warten lassen brauchen."

Das Peterli-Lisi entgegnete ruhig: „O je, Heider, deinetwegen schad ich meinem Geschäft nicht; die Kronenwirtin war noch bei mir, der mußte ich zuerst zwei Pfund Zucker und ein Päcklein Zichorie geben."

Der Baumeister blickte sie schief an; aber schier höflich sagte er: „Schau Lisi, da sind die Bücher, da kannst du sehen, wie bös es um mich steht."

Wortlos begann das kleine Peterli-Lisi Einblick zu nehmen, gründlich und gewissenhaft, wie ein solider Kaufmann tat sie das. Der Baumeister ging derweil im Zimmer auf und ab, oder stellte sich ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Als das Peterli-Lisi nicht zu Ende kommen wollte, fragte er ärgerlich:

„Bist du endlich fertig?"

Das Peterli-Lisi achtete gar nicht darauf, es ging Seite für Seite durch, schrieb säuberlich auf ein Blatt Papier seine Zahlen und ließ sich nicht stören. Da sagte der Heider unwirsch:



Digitized by Google

„Hör doch endlich auf, es genügt doch, wenn ich dir sag, wie's steht."

Da schaute das Peterli-Lisi den Baumeister groß an: „Wenn ich mich schon an dich verkauf, will ich aufs wenigste wissen, wie teuer, und zudem will ich auch wissen, wie ich's am besten zu machen habe."

Da wurde der Baumeister Heider still und geduldig. Das Peterli-Lisi prüfte zu Ende, und besann sich eine gute Weile, dann sagte sie: „Heider, du hast eine Luderwirtschaft getrieben, es ist schier strafbar, wie ihr Kerle unter euch eine Wechselreiterei geschaffen habt. Wenn ihr nicht zahlt, kommt ihr alle ins Loch. Es ist ein Glück für dich, daß ich mich um deine Sache annehmen will und du aus dem Schwindel herauskommst. Aber eines sag ich dir gleich, deinen Konkurs wirst du anmelden, deine Saufbrüder werden die Wechsel bezahlen und an der Versteigerung kauf ich das Geschäft herein auf meinen Namen. Dann heiraten wir."

„Mach's wie du willst, Lisi; wenn ich nur Herr in meinem Geschäft bleibe, soll's mir recht sein, wenn die andern auch blechen müssen."

„Ja, so ist's nicht ganz gemeint, Heider, blechen müssen die andern schon, aber Herr im Hause werde ich sein, und du mein Mann. Denn was ich kaufe, bleibt mein Eigentum und wir leben in Gütertrennung."

Da schrie der Heider wütend: „Nein, das mach' ich nicht!"

„Dann machst du eben etwas anderes, Heider," sagte das Peterli-Lisi ruhig, „aber das mußt du wissen: dein



Digitized by Google

Geschäft kommt in Bankerott und dann kauf ich's ja doch, wenn's versteigert wird. Nur fliegst du dann heraus. Wenn du aber machst, was ich will, kannst du das Geschäft als mein Prokurist führen, hast ein sorgenfreies Leben, Essen und Trinken, ein Dach über dem Kopf und ein kleines Sackgeld."

„Du Sackermentsluder," fluchte Heider.

„Du wirst dich jetzt entscheiden müssen, denn ich will nach Hause."

Das Peterli-Lisi stand auf und schickte sich zum Gehen an.

Da stöhnte der Baumeister Heider, denn er fühlte den Strick sich um seinen Hals zusammenziehen: „Wenn es nicht anders sein kann, Lisi, so richt alles ein wie du's haben willst."

Das Peterli-Lisi nahm wieder Platz: „Morgen mußt du deinen Konkurs anmelden; daß dein Geschäft rasch zur Steigerung kommt, dafür will ich schon sorgen, und wenn ich's gekauft habe, machen wir Hochzeit, wie ich dir sagte."

Dem Baumeister Heider kam da ein Gedanke, nach dem er griff, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm. Er trat zum Peterli-Lisi heran und begann wie ein Verliebter schön zu tun. Schon nach kurzer Zeit ging er von schönen Worten zu Zärtlichkeiten über und bald gab er ihr gar einen Kuß. Das Peterli ließ sich dieses Spiel gern gefallen, wie ein Ding, daß man hinnimmt, weil es gar nicht unangenehm ist. Es dachte, dafür habe man ja gerade die Männer. Aber den Kopf verdrehen ließ es sich nicht.



Digitized by Google

Da glaubte der Baumeister Heider schon gewonnenes Spiel zu haben und mit sachter Gewalt wollte er das Peterli-Lisi in sein nebenanliegendes Schlafzimmer drängen. Doch da kam er falsch an. Ganz ruhig machte sich das Peterli-Lisi los und sagte:

„Nein, auf die Art bekommst du mich nicht. Nicht du sollst mich fest und sicher haben, sondern ich dich."

Der Baumeister schaute sie verblüfft an. Das Peterli-Lisi schlug ihm aber ein Schnippchen und lief aus dem Zimmer. Er schaute ihr nach und brummte: „Oh, dieser Satan, und das wird nun meine Frau!"



Digitized by Google

## III.

Am Vormittag, nachdem das Peterli-Lisi den Heider besucht hatte, einem klaren und sonnigen Tag, ging der Baumeister seinen Konkurs anzumelden. Gleichzeitig legte er sein Ehrenamt eines Gemeinderats in die Hände seiner Partei zurück, wie der Fachausdruck so schön sagt. Das gab also gleich kein kleines Getuschel und Geraune. In kurzer Zeit, noch ehe die Frauen den Tisch gedeckt hatten, erzählten sich die Leute, daß der Heider bankrott sei. Als die Kirchenglocke Mittag läutete, übernahmen die Spatzen die Mär und flogen damit den Rhein hinauf. Die Wasser des Rheines aber trugen die Kunde talabwärts und am Abend spuckten die Rotationsmaschinen der Zeitungen die Konkurserklärung, die bereits durch die Druckerschwärze gelaufen war, einem besonderen und gefährlichen Saft, wieder weiter aus. Damit war eine Tatsache vollzogen, und die ganze Sache wäre erledigt gewesen, da ja die Tage immer Neues und Anderes bringen. Aber der Konkurs des Baumeisters Heider hatte einen Schwanz.

Daß die Stammtischrunde zu den ersten zählte, die vom Konkurse Kenntnis bekamen, versteht sich von selbst. Der



Digitized by Google

Metzgermeister Keller wußte schon davon, nachdem der Heider das Konkursamt kaum verlassen hatte. Er machte, ohne den Hut aufzusetzen, die Runde von einem Kumpanen zum andern und erregte mit seiner Neuigkeit Verdruß und Besorgnis. Nur der Seifensieder Lauber faßte die Geschichte kühl auf, er hatte ja nichts zu fürchten, da er immer verstand, für seine Bürgschaften sich den Rücken zu decken. Deshalb sagte er:

„Wir müssen jetzt halt sehen, wie wir die Geschichte ins Blei bringen."

„Du kannst gut reden, Lauber," entgegnete Keller aufgeregt, so daß sein blonder Schnauzbart im Gesichte zuckte, „du kommst im schlimmsten Fall mit einem blauen Auge davon, aber von den andern kann's den oder jenen mitziehen."

„Ach was Keller, zieht's einen mit, dann wollen wir schon für ihn sorgen. Wir wollen nach dem Mittagessen zusammen mit den andern im ‚Schützen' davon reden."

Früher als andere Tage versammelten sich die Freunde um den runden Stammtisch. Der Schützenwirt begrüßte einen nach dem andern und sagte zu jedem: „Das ist bei Gott eine schöne Geschichte mit dem Heider."

Die Freunde beratschlagten, was zu tun wäre, um die Sache einzurenken. Sie rieten hin und her und fanden keinen Ausweg. Nur der Seifensieder Lauber verhielt sich vorerst stille und horchte nur zu.

Er wollte, wenn er die Zeit für gekommen ansah, schon seinen Vorschlag machen. Der Metzger Keller fragte unvermittelt:



Digitized by Google

„Ob der Heider heut kommt oder nicht, nimmt mich wunder."

„Ich glaub' nicht, daß er kommt," meinte der lange Felber.

„Und warum soll er nicht kommen, wir können ihm ja nur helfen," sagte Lauber.

Alle waren nachdenklich. Daß dieser Konkurs sie gehörig treffen würde, wußten alle. Sie suchten darum nach einem Ausweg und konnten keinen finden. Wenn sie dem Heider helfen wollten, taten sie das nur, um sich selbst zu helfen. Denn in ihren Kreisen bedeutete die Freundesliebe, kraft ihrer Bürgschaften, immer die Liebe zu sich selbst. Da ging die Tür auf und der dicke Heider kam auf seinen kurzen Beinen hereinspaziert. Er rauchte eine große Zigarre und sah aus, wie nur ein Mann aussehen kann, der sich sicher und geborgen fühlt. Auch hatte er so ein dunkles Ahnen, daß er nun sein freies Herrenleben noch so lang führen müßte, als er konnte. Denn wenn er erst einmal mit dem Peterli-Lisi verheiratet war, würde für ihn in manchen Dingen eine neue Zeit anbrechen. Als die Stammtisch-freunde den Heider sahen, fuhr der Keller auf:

„Das hast du gut gemacht, Heider, ohne uns nur ein Wort davon zu sagen."

Ganz seelenruhig entgegnete der fallite Baumeister: „Das hätte ja auch nichts genützt. Ich dachte, es sei das Beste, nachdem mich die Marie hat abfahren lassen."

Nun hielt der Lauber seine Zeit für gekommen. „Ich hab dir gleich gesagt, daß dort für dich nichts zu haben



Digitized by Google

war, du hättest gleich hinter dem Peterli-Lisi her sein müssen. Dann wärs nicht soweit gekommen."

„Nun ist es aber einmal soweit, darum ist es viel besser, wenn wir zusehen, was jetzt zu machen ist," ereiferte sich der Metzger Keller.

„Ja, da hat er recht," pflichtete Brotbeck bei, denn er sah in Gedanken schon das Kamin seiner Gießerei umfallen, ihm mitten auf den Kopf.

„Schön, so sagt nur, was ihr meint, daß zu tun ist," sagte Heider kühl. Er fand ein gelindes Vergnügen daran, daß sich die Freunde soviel Mühe um ihn gaben.

„Da gibt es nur eines," schlug Lauber vor, „du mußt jetzt das Peterli-Lisi heiraten".

„Wenn sie mich will, warum denn nicht, ich tue euch den Gefallen schon." Der Heider klopfte mit einer großen Bewegung die Asche von der Zigarre; er fand Spaß an dieser Sache.

„Nun, dann laß mich nur machen, Heider," sagte der Seifensieder Lauber. Er trank seinen Kaffee aus und ehe er ging, sagte er: „Bleibt hier und wartet auf mich."

Dem Heider war diese Freite recht. Wenn er auch keinen guten Glauben daran hatte, hoffte er doch, seine Stellung zu verbessern, wenn das Peterli-Lisi mit sich reden ließ. Dann schlug er ein Kartenspiel vor, um allen unangenehmen Gesprächen aus dem Wege zu gehen. Er gewann und die andern verloren. Da sagte der Metzger Keller zu Brotbeck, der über sein Pech schimpfte:

„So sei doch zufrieden, auf die paar Kröten kommt's nun auch nicht mehr an, es ist zwar kein gutes Zeichen,



Digitized by Google

Glück im Spiel, Unglück in der Liebe, das darf nicht sein, sonst zieht's mich auch mit."

„Und mich," eiferte der Gießer Brotbeck.

„Trumpf, Trumpf, Trumpf," spielte Heider drauf los.

Unterdessen war Lauber beim Peterli-Lisi eingekehrt. Sie schaute verwundert auf, dann lächelte sie verschmitzt. Sie dachte sich, der Seifensieder komme nur wegen des Konkurses. Doch fragte sie ganz harmlos:

„Mit was kann ich dienen, Herr Lauber?"

„Peterli, du bist nicht so dumm, daß du glaubst, ich käm zu dir, um irgend einen Knopf aus deinem Kramladen zu kaufen, du denkst dir schon, daß etwas anderes der Grund ist."

„Sie haben recht, Herr Lauber, das denk ich wirklich," entgegnete das Peterli-Lisi ganz selbstverständlich; „geht's nicht den Konkurs des Heider an, Herr Lauber?"

„Du bist ein gescheites Weibsbild, Peterli, das wußte ich immer. Es ist nur schad', daß du kein Mann geworden bist. Des Heider wegen komm ich."

Das Peterli fragte gespannt: „Hat er Sie geschickt, Herr Lauber?"

„Ja und nein. Weißt du was, Peterli, wir wollen mit ganz offenen Karten spielen. Wir haben dem Heider vorgeschlagen, daß er dich heiratet."

„Weil er bankerott ist, he?"

„Jawohl Peterli, du sollst ihm mit deinem Geld über Wasser halten."

„Ihn, Herr Lauber, und eure ganze Wechselreiterkompanie?"



Digitized by Google

„Auch das, Peterli, aber eins mußt du wissen, mich trifft's nicht."

„Das freut mich für Sie, Herr Lauber, denn die Kompanie soll nur zahlen, der will ich nicht helfen."

„Aber Peterli, der Heider ist immerhin ein Mann!"

„Um meinen Mann will ich mich schon selbst bekümmern, Herr Lauber, ja ich will ganz ehrlich sein, ich hab mich schon darum bekümmert, und ich hab meinen Plan gefaßt. Dem Heider sein Geschäft kauf ich."

„Für deinen Zukünftigen?"

„Nein, für mich, mein Mann hat einmal nur das zu machen, was ich will."

„Wenn er's tut, Peterli!"

„Er wird's tun, Herr Lauber, da sorg ich dafür mit meinem Geld."

„Allen Respekt vor dir, du bist ein verflixtes Weibsbildlein, Peterli. Aber wenn dir ein anderer das Geschäft wegsteigert, was machst du dann, und ich glaub, das wird geschehen, ich weiß es sogar sicher."

Das Peterli kannte den Mann zu gut, um nicht zu wissen, daß der Lauber sie jetzt zwingen wollte das zu tun, was er gern hätte. Darum sagte sie:

„Herr Lauber, der einzige, der Heiders Geschäft kaufen könnte, sind Sie. Interesse daran habe nur ich, Sie wollen mich nur im Zaum halten; wir wollen uns vergleichen, damit wir beide zufrieden sind. Nach den andern fragen wir nichts."

„Willst du meinen Vorschlag annehmen und den Heider heiraten, Peterli?"



Digitized by Google

„Nein, ich will Ihren Vorschlag nicht annehmen, aber ich werde den Heider heiraten!“ antwortete das Peterli-Lisi bestimmt.

„Was willst du, Peterli?“ fragte Lauber verwundert, die kleine Frauensperson imponierte ihm, „was hast du denn im Sinn?“

Das Peterli entwickelte seine Ideen. Der Seifensieder lachte, als es zu Ende war und rief aus: „Peterli, du bist ja noch ein viel raffinierterer Galgenstrick als dein Vater, allen Respekt vor dir!“

Das Peterli-Lisi fuhr aber ganz ernsthaft, trocken und geschäftlich weiter: „Ihr werdet also nicht getroffen durch die Wechselreiterei, Herr Lauber? Wenn's Euch was macht, dann will ich Euern Teil noch bezahlen unter der Bedingung, daß Ihr nicht steigert.“

„Es trifft mich aber nicht, Peterli, um den Preis kannst du meine Konkurrenz nicht los werden.“

„Um so besser für Euch. Der Heider wird ein paar mitziehen in seinen Konkurs hinein, zieht deren Geschäfte an Euch — ich helf Euch dabei, wenn Ihr mir helft.“

„Peterli,“ unterbrach der Seifensieder, „du bist ein verteufeltes Weibstück, ich brauch dich zwar nicht, aber du hast mir angeraten, worauf ich schon seit langem ausgehe, ich will dir helfen.“

„Und ich werde Euch schon ein andermal nützen können, Herr Lauber.“

Damit war zwischen dem Lauber und dem Peterli-Lisi ein Bund geschlossen und wie die Geschichte zeigen wird, hielten beide, so wenig ihnen sonst zu trauen war, ihre



Digitized by Google

Bündnispflicht treu und fest. Und sie taten das nicht nur etwa, weil sie dabei gut fuhren, sondern weil beide eine Art Hochachtung voreinander hatten. Als der Lauber an den Stammtisch zurückkam, sagte er nur:

„Das Peterli will euch nicht helfen."

Der Keller, der Brotbeck und der Schützenwirt ließen die Ohren tief hängen. Aber der Schützenwirt faßte sich zuerst, er meinte: „Mich könnt ihr gar nicht fallen lassen, ihr braucht einen vertrauten Wirt."

Der Lauber nickte, dann stellte er noch fest: „Und ihr andern, denen es an den Kragen geht, wir werden für euch sorgen."

Damit war vorerst die Ruhe hergestellt. Beim Heider war dies gar nicht nötig gewesen, denn der hatte die seine immer bewahrt. Darum sagte der Lauber leise zu ihm: „Heider, du bist doch ein alter Gauner."

„Meinst du das als Kompliment, Lauber?"

„Frag darüber das Peterli," antwortete dieser. Dann klopfte er ihm auf die Schulter und flüsterte: „Es ist ein ganz verdammt gescheites Weiblein, da bist du gut versorgt bei der. Sag zu niemand etwas, das könnte dem Peterli-Lisi gegen den Plan sein. Jetzt aber will ich dir guten Rat geben, geh zum Peterli und tu recht schön mit ihm, das ist in deinen Umständen immer nützlich."

Das Peterli-Lisi dachte, als der Seifensieder weggegangen war, ein Mädchen hätte doch eine schwere Menge Dinge zu unternehmen und müsse sich bös herumstreiten, um zu einem Manne zu kommen und darunter dennoch keinen Schaden zu leiden. Doch plagte sich das alte Mäd-



Digitized by Google

chen nicht lange mit unnützen Gedanken ab. Das vertrug sein praktischer Sinn nicht. Es freute sich, mit dem Lauber einig geworden zu sein. Dann nahm es Hammer und Zange und öffnete mit viel Geschick eine Kiste, die Heringe enthielt. Es begann die Heringe aufzuhängen, indem es eine Schnur durch die Fischschwänze zog. Mitten in dieser Arbeit kam der Baumeister Heider daher spaziert. Da er nicht klar war, wie er sich gegen das Peterli benehmen müsse, beschloß er, als Weltmann aufzutreten. Er biß vor der Ladentür, ohne sich zu beeilen, die Spitze einer Zigarre ab, spuckte sie in großem Bogen aus und zündete mit viel Umständen an. Dann blies er ein paar Rauchwolken in die Luft und fuhr sich mit der brennenden Zigarre langsam einige Male unter der Nase herum, um den von der Glut aufsteigenden Rauch und das Aroma zu genießen. Dann trat er gemächlich zum Peterli-Lisi in den Laden ein. Das Mädchen hatte durch die Scheibe der Ladentür dem Heider zugeschaut, ohne mit seiner Arbeit aufzuhören. Es ließ sich aber durch das Gebaren des Baumeisters nichts vormachen und sagte vor sich hin: „Das Theater muß ich ihm abgewöhnen."

Als der Heider eingetreten war, behielt er eine Hand in der Hosentasche, mit der andern schob er den Hut ins Genick, die Zigarre klemmte er zwischen die Zähne und sagte: „Ich kann dir eine Weile Gesellschaft leisten."

„Das ist schön," entgegnete sie, „weil du nun gerade hier bist, kannst du mir helfen, du gibst mir nun einen Hering nach dem andern heraus, wir sind dann schneller fertig." Das Peterli-Lisi drückte dem Heider, ob er wollte oder



Digitized by Google

nicht, einen Hering in die Hand und tröstete ihn nicht ohne Schadenfreude: „Die Fische stinken nicht so sehr, wie der Limburger, aber du kannst sicher sein, du wirst dich bald daran gewöhnen; du kannst mir jetzt jeden Tag helfen, wenn wir fertig sind, kannst du deine Hände waschen und deine Ehre hat kein Fleckchen bekommen. Dümmer wär's schon, wenn du einen an deinen Kittel machen würdest, sie gehen nämlich dort schlecht aus." Auf diese Weise plauderte das Peterli-Lisi drauf los, dieweil der Baumeister ihm verdrossen einen Hering nach dem andern reichte. Er schien kein großes Vergnügen an dieser Arbeit und noch ein kleineres an dem Gespräch des Peterli-Lisi zu haben. Deshalb sagte er:

„Jetzt sei aber endlich still. Herrgott, ich möcht, ich müßt dich nicht heiraten, ich Esel ich." Der Heider behielt den Hering in der Hand und schaute zornig in die Kiste. „Sie ist kaum halb leer, und mir tut vom Bücken das Kreuz schon weh."

Das Peterli-Lisi entgegnete gelassen: „Du mußt mich ja ebensowenig heiraten, wie du mir Heringe geben mußt, du darfst beides von mir aus tun und darüber kannst du nur froh sein. Übrigens hab ich gar nicht gern, wenn die Leute, die mir helfen, währenddem reden, sie werden dadurch nachlässiger in ihrer Arbeit."

Der Heider wurde sehr nachdenklich, er fühlte, daß er wehrlos dem kleinen alten Mädchen verfallen war. Darum schaute er mit verschleierten Blicken vor sich hin. Dann seufzte er, bückte sich wieder und reichte dem Peterli-Lisi einen Hering aus der Kiste. Sie nickte zufrieden und sagte:



Digitized by Google

„Es ist gar nicht so schwer, wenn du's erst einmal gewöhnt bist und im übrigen mußt du dir dieses Opfer schon bringen."

Stillschweigend wurde die Kiste leer gemacht. Das Peterli-Lisi reichte dem Heider das eine Ende der Schnur hin und sagte: „So Heider, bind dein Schnurteil an den Haken dort, dann trägst du mir die leere Kiste in den Schopf hinaus."

Der Heider tat, wie das Peterli-Lisi ihn hieß. Er dachte, es werde nun wohl so sein müssen. Während der Heider seine Arbeit verrichtete, wusch sich das Peterli-Lisi in der Küche die Hände, dann machte es ein Feuer im Kochherd und setzte das Kaffeewasser auf. Als der Heider wieder hereinkam, sagte es: „So Heider, jetzt mußt du dir auch die Hände waschen, dann trinken wir den Kaffee, du hast ihn jetzt verdient und in dem Fall schmeckt er immer viel besser."

Der Heider setzte sich dann stille in einen Stuhl, seine große Zigarre hielt er kalt zwischen den Lippen, er glich einem Menschen, der sich ergeben in sein Schicksal fügt. Das Peterli-Lisi deckte geschäftig den Tisch, brühte den Kaffee an und hieß dann den Heider zugreifen. Der Heider verspürte jedoch keinen großen Hunger. Das Peterli-Lisi schien sich aber behaglich zu fühlen und zufrieden zu sein, es aß und trank mit gesundem Appetit. Dann sagte es:

„Wenn wir erst verheiratet sind, wollen wir uns das Leben gemütlich machen. Es ist dann auch für dich ein viel besseres Leben, Heider. Und jetzt, weil du so brav gewesen bist, darfst du mir einen Kuß geben."



Digitized by Google

Da mußte der Heider den Galanten spielen. Das Peterli kam ihm aber weit entgegen, und wenn schon es durch die Praxis weder Erfahrung noch Übung im Scharmuzieren hatte, machte es seine Sache nicht ungeschickt. Als der Heider auf dem Heimweg daran und an seinen Rücken dachte, stöhnte er: „Wenn das Peterli doch nur die Marie wär', dann wäre es noch zum Aushalten, ich glaub, wenn das so weiter geht, nehm ich mir das Leben."

Aber der Heider tat das nicht; denn das Peterli ließ ihn nicht mehr locker und erzog ihn, so wie sie ihn haben wollte. Sie machte aus ihm den Mann seiner Frau und damit hatte auch Heiders Leben endlich einen Zweck erreicht. Es floß gleichmäßig, ohne Überschwang oder besondere Anstrengung dahin. An der Stammtischrunde wurde Heider still und bescheiden, der Einfluß des Peterli-Lisi war auch hier offenkundig. Dem ist zwar kein Wunder, da Frauen immer eine wohltätige und veredelnde Wirkung auf das Leben der Männer haben. So wird auf das Wenigste angenommen von den meisten klugen Leuten.

Während dem der Heider sich in seinen neuen Zustand finden mußte, lief der Haspel, woran das ewige Schnürchen der Zeit gewunden ist, ganz gemächlich weiter. Denn wie auch die Geschehnisse der Zeit sein mögen für den Einzelnen oder für die Masse, die Zeit selbst dreht ihren Faden immer gleichmäßig und alle Freude der Welt oder alles Leid können den Lauf der Dinge weder einen Herzschlag schneller noch langsamer machen.

Heiders Baugeschäft wurde versteigert. Das Peterli-Lisi war die Käuferin. Alles andere erledigte sich ganz



Digitized by Google

programmäßig. Das Peterli-Lisi wurde Frau Heider, ihren Kramladen trieb sie aber nach wie vor weiter. Der Heider mußte fest an die Arbeit heran, und dafür bezog er ein Taschengeld, das ihm erlaubte, weiterhin den Schein seines früheren Lebens zu wahren. Freilich, Seitensprünge konnte er nun keine mehr machen, da war das Peterli-Lisi, seine Frau, davor. Aber es fiel gar nicht so sehr auf, daß der Heider ein solider Mann wurde, da die ganze Stammtischrunde durch die Folgen des Konkurses zahm geworden war. Mit Mühe und Not konnten die Kumpane die Bürgschaften überwinden, bis auf Brotbeck und Keller. Der Metzger sagte eines schönen Tages:

„Verdammt, mir nimmt's jetzt auch den Ärmel hinein."

Der Gießer Brotbeck nickte verständnisinnig; denn er war Kellers Leidensgenosse. Da tröstete der Seifensieder Lauber die beiden: „Ich will schon für euch sorgen, nur keine Furcht. Halten könnt ihr euch nun freilich sowieso nicht. Darum, Keller, übernehme ich deine Liegenschaften mit der Metzgerei. Den Gewinn teilen wir, und das Fett kannst du mir obendrein liefern, das kann ich für meine Seife gut brauchen. Deine Liegenschaft, Brotbeck, muß mein Göttikind, die Marie übernehmen, sie paßt gut zu ihrem Grundstück. In der Gießerei wird dann auf Halbpart gearbeitet. Die Spitalmatte und deine Äcker nehme ich, für das, was ich zahlen muß, an mich. So könnt ihr noch zufrieden sein, denn ihr habt auf diese Weise euer Auskommen."

Zuerst waren die beiden nicht einverstanden. Es gäbe vielleicht noch andere Wege, meinte der Brotbeck. Und



Digitized by Google

der Keller schlug vor, daß noch einmal einer mit dem Peterli-Lisi reden sollte. Er blickte den Lauber an, der aber winkte ab, er sagte:

„Nein, Keller, ich geh' nicht, das Beste ist, du sprichst selbst einmal mit der schönen jungen Frau Heider." Der Seifensieder lachte auf den Stockzähnen und dachte sich, der Keller werde schon zahm vom Peterli zurückkommen.

Der Keller ging zum Peterli hin, um in dieser Sache gehörig zu reden. Als er in den Kramladen trat, standen eine Anzahl Kunden drin, um ihre Waren zu kaufen. Das Peterli verkaufte dem einen ein Pfund Schmalz und dem andern ein Gläschen Senf. So hantierte die Frau Heider in aller Gemächlichkeit, sie sagte zum Metzger: „Sie müssen halt ein bißchen warten, Herr Keller, ich bin bald fertig."

Der Keller schaute dem Peterli zu und fand, daß der Heider sein neues, sorgenfreies Leben teuer erkauft habe. Am meisten mißfiel dem Metzger, daß das Peterli auch jetzt noch als Frau Heider im gleichen alten Wollrock dastand und nicht die geringste Anstrengung gemacht hatte, sich mit irgendeinem Fähnchen zu schmücken. Als der letzte Kunde bedient war und das Peterli-Lisi mit dem Metzger allein war, fragte es:

„Mit was kann ich dienen, Herr Keller?"

„Ich möcht mit Ihnen wegen unseren Bürgschaften einmal reden, Peterli, Frau Heider," antwortete Keller.

„Oh, ich dächte, darüber brauchen wir zwei uns doch nichts mehr zu sagen."

„Doch, Sie müssen für Ihren Mann schon bezahlen, sonst gehen wir auch kaputt."



Digitized by Google

Das Peterli zuckte die Achseln, dann entgegnete es langsam: „Was gehen mich eure Bürgschaften an. Meine Sache ist klar, mein Mann besitzt rein gar nichts mehr, ich lebe in Gütertrennung mit ihm und ich hab' mich für nichts verbürgt."

„Das ist ja eine ganz gemeine Schiebung, Peterli," sagte Keller.

„Ich heiß jetzt Frau Heider, Herr Keller, das müssen Sie sich merken. Im übrigen würde ich keine solchen Dinge reden, wie Sie tun, denn das ist dummes Zeug. Ich erkläre Ihnen noch einmal, mit eurer Lumperei hab' ich nichts zu tun, daß ich für meinen Mann sorg, ist meine Sache. Schließlich aber ist schon aus manchem Lumpen noch ein brauchbarer Mensch geworden. Das kann mit Ihnen auch noch geschehen. Jetzt wollen wir aber die Zeit nicht unnötig totschlagen, ich denk, auch Sie werden noch etwas zu tun haben, adieu, Herr Keller."

Der Metzger nahm fluchend die Ladentür in die Hand und ging. Er schimpfte etwas wie: „Blatternnarbiger Zwerg." Zeit seines Lebens war er nicht mehr gut auf das Peterli-List zu sprechen. Denn nun mußte er und Brotbeck dem Lauber zu Kreuze kriechen. Sie bekamen dadurch zwar ein sorgenfreies Leben, aber damit hatte auch ihre Glocke geschlagen. Wenn sie auch in Zukunft gleich dem Heider noch an der Stammtischrunde saßen, so konnten sie dies nur noch recht bescheiden tun, sie spielten sozusagen die zweite Violine. So hatte der Konkurs des Heider eine kleine Veränderung hervorgerufen, und wenn die Beteiligten in alter Treue zur Stammtischrunde zurück-



Digitized by Google

kehrten, verschiedenes hatte sich doch verschoben. War es jetzt noch nicht sichtbar, der Seifensieder sorgte schon dafür, daß die Dinge nicht mehr stehen blieben. Er hatte von der Metzgerei des Keller nicht umsonst das Fett für seine Seifensiederei abgeschöpft. Zudem gehörte dieser Mann zu jenen Leuten, die sich eher eine Hand abhacken, als daß sie einen Zipfel fahren lassen, den sie einmal halten. Vorerst beschloß er, daß die Frau Marie von der Sache profitieren sollte. Denn er fühlte sich der jungen Frau verpflichtet, weil er ihr ja von der Stammtischrunde den Meister Anton zugebracht und sie darüber so früh zur Witwe gemacht hatte. Auch zählte er sein Göttikind, kraft ihres toten Gatten, so quasi als erbberechigt zur Runde. Er sagte darum zu Marie:

„Du kaufst jetzt die Gießerei, ich arrangiere schon alles, und wenn dein Bub groß genug ist, dann bringt er beide Geschäfte unter einen Hut. Vorerst soll der Brotbeck der Platzhalter des Kindes sein."

So geschah es dann auch. Scheinbar blieb alles beim alten. Nur der trennende Gartenzaun wurde niedergelegt und zeigte, daß von jetzt ab beide Grundstücke zusammengehörten. Mit diesem schien der Lebenszweck bei den Älteren, besonders bei der Frau Marie, abgeschlossen zu sein und der Sinn ihres Lebens klar zu liegen. Ob dem so war, werden wir sehen. Denn da der Lauber alles, was vom Stammtischrund kam, in eins zählte, müssen auch die aufwachsenden Kinder dahin übernommen werden. Und oft kommt der Sinn eines Lebens erst bei den Kindern und Enkeln zum Vorschein.



Digitized by Google

## IV.

Alltäglich und ruhig und daher kaum merkbar vergingen einige Jahre. An der Stammtischrunde herrschte der Seifensieder Lauber unumschränkt. Er hatte im Laufe der letzten Zeit seine Neuerwerbungen gesichert und sich ganz unmerklich unter die reichen Leute vorgeschoben. So viel ihm seine Zeit dies erlaubte, saß er am Stammtisch, trank langsam sein Glas Wein und war der bescheidenste der Kumpane. Die übrige Zeit war er hinter seinen Geschäften her und legte wie ein Geiziger Geld zu Geld. Denn der Lauber hatte große Pläne und diesen zulieb war er ein Batzenspalter geworden. Dennoch dachten nur wenige daran, daß der Seifensieder aus seinen früheren Verhältnissen herausgekommen war, weil in seiner Umgebung alles beim alten blieb. Er lief jahrelang in denselben alten abgeschabten Kleidern herum und die Vorhänge an seinen Fenstern bestanden mehr aus geflickten Stellen denn aus dem ursprünglichen Muster. Aber das Peterli-Lisi, das auf demselben Wege war wie der Lauber, stand sich mit ihrem Manne, dem dicken Heider, ganz gut. Der ließ jetzt melancholisch seine



Digitized by Google

Unterlippe hängen und dachte gar nicht daran, daß sein Leben auch anders als knapp sein könnte. Das Peterli-Lisi ließ sich von dem Schein nicht täuschen, es wußte, daß der Lauber irgend etwas Rechtes beginnen wollte, darum mühte es sich, legte weniges zu wenigem und wenn es gute Geschäfte machte, vieles zu vielem. Es wollte nicht in der Tiefe am Boden kleben bleiben, wenn der Lauber seinen Weg aufwärts nahm. An den Heider dachte das Peterli nicht; denn das war sein Mann schlechtweg. Diese Frau rackerte vielmehr da, wo sie es in ihren ledigen Zeiten aus Geiz getan, weil sie im ersten Jahre ihrer Ehe ein Mädchen geboren hatte, das jetzt gesund und wider alles Erwarten als ein nettes Dinglein frisch aufwuchs.

Ganz anders war es bei der Frau Marie. Diese brachte mit Hilfe des Seifensieders Lauber ihre Schlosserei und Gießerei, die ehemals dem Brotbeck gehört hatte, von diesem aber nun als Werkführer betrieben wurde, in die Höhe. Sie war eine kühle energische Frau geworden, deren Freude ihr Geschäft war, geradeso wie sie sich an ihren Kindern erfreute. Weitere Gedanken machte sie sich nicht, als daß sie rechtschaffen haushalten müsse, um das Gut, das sie verwaltete, nicht zu schmälern, sondern auf eine sichere Art zu mehren. In diesem Alltag wuchsen mit Laubers Plänen und Ideen die Kinder zu jungen Menschen heran. Und da, wo junge Menschen wachsen, kann sich der Lebensstrom nie träge stauen, sondern muß immer in Fluß und Bewegung bleiben.

Frau Marie führte ihr bald siebenjähriges Töchterlein



Digitized by Google

Marian an der Hand den ersten Schulweg. Es war ein kühler Vorfrühlingstag, die Sonne kam nur blaß und weiß durch den unklaren Morgen. Fröstelnd schritt Frau Marie mit ihrem Töchterchen dahin. Das Kind trug auf dem Rücken den Schulsack, in dem die Griffelbüchse an der Schiefertafel bei jedem Schritt herumklapperte. Die kleine Marian fragte: „Was muß ich denn machen in der Schule, Mutter?"

„Lesen, schreiben und rechnen lernen."

„Warum muß ich dazu in die Schule, das hättest du mir ja lehren können, Mutter."

Frau Marie schaute das Kind ernsthaft an und antwortete: „Weißt du, Marian, man kann nicht immer bei der Mutter sein und daran muß man sich früh gewöhnen. Das verstehst du erst einmal später."

Frau Marie begegnete dem Seifensieder Lauber, der verwundert auf das Töchterlein seines Göttikindes schaute. So vergehe die Zeit, meinte er, jetzt trage schon die kleine Marian den Schulsack, wer weiß wie bald schon hätte sie den Brautkranz auf und sie, die Alten, hätten gar nicht gemerkt, wie alt sie selbst geworden seien. Darum habe man im Leben solche kleine Winke, wie das Aufwachsen der Kinder und ähnliches nötig als ständige Erinnerung, daß man älter und immer älter würde. Der Seifensieder philosophierte bei ähnlichen Gelegenheiten immer eine kleine Weile, um dann sofort wieder auf das Praktische überzugehen, so tat er auch jetzt. Dann zog er seinen großen Ledergeldbeutel hervor und öffnete ihn umständ-



Digitized by Google

lich. Er nahm ein Goldstück heraus und gab's der kleinen Marian.

„Da hast du einen Glücksbatzen auf deinen ersten Schulweg, Marian!" Und zur Mutter gewandt fuhr er gleich fort: „Du, Marie, am Sonntag könnten wir einmal zusammen kommen. Ich hätt' dir allerlei Geschäftliches vorzuschlagen, etwas Gutes."

„Dann komm zum Kaffee, Götti, ich freu' mich sowieso immer, wenn ich dich bei mir sehe," entgegnete Frau Marie.

Sie trennten sich, der Seifensieder Lauber lief seinen Geschäften nach und Frau Marie ging mit der kleinen Marian die Treppe zum Schulhaus hinauf.

Unterdessen wurde es zu Hause dem sechsjährigen Bub der Frau Marie, dem Joseph, denn er hatte nach dem Willen der Frau Marie nicht den Namen des Vaters bekommen, wie es im Städtchen sonst üblich war, zu langweilig. Der Bub kletterte auf einen Stuhl und holte unternehmungslustig sein Mäntelchen vom Kleiderhaken. Dann machte er sich auf, in die große Welt hinaus, ins Märchenland. Er lief bald schnell, bald langsam durch die alten winkligen Gassen und blieb voller Neugierde von Zeit zu Zeit stehen und bewunderte die Welt. Das Mäntelchen hatte er in der Hand und wenn er sich vor Staunen über die große unbekannte Welt gar zu sehr vergaß, schleppte er's am Boden nach. So bog er in die Metzgergasse ein und kam durch das schmale Pfarrgäßlein zum Kirchplatz. Da ging ihm eine neue, noch größere Welt auf. Die große,



Digitized by Google

alte, doppeltürmige Kirche staunte er zuerst an. Er verstand zwar nicht, was die Inschrift der Turmuhr rund um die Stundenzahlen zu bedeuten hatte: „Alle verwunden, die letzte tötet", denn er konnte ja noch nicht lesen. Und hätte er's gekonnt, in seinem Alter hätte er nach dieser Weisheit noch rein gar nichts gefragt. Er blieb stehen und schaute über den Platz und kam aus dem Staunen nicht heraus. Schöne alte Kastanien breiteten sich aus und zwischen den Stämmen hindurch sah der kleine Joseph den Rhein fließen und hörte dessen tiefes Rauschen. So stand er und sah immer neue Dinge. Als er sich umdrehte, erblickte er die Schaufenster von Peterli-Lisis Kramladen. Da befanden sich, leider hinter Glas, schöne weiße, rote, braune, blaue und gestreifte Zuckerstangen, Orangen und Schokolade, Seilgumpen, Glugger und Surri, farbiges Papier und andere Herrlichkeiten.

Kein Wunder, daß der Joseph über all den schönen Sachen ein kleines Menschlein, das Töchterlein des Peterli nicht achtete. Das Mädchen sprang wie ein junges Geißlein, heute wie alle Tage, auf dem Kirchplatz herum, das junge Leben zappelte ihm in Händen und Füßen. Es hieß Peterli, wie die Mutter, war zierlich braunhaarig und mit einem Worte ein hübsches Kind. Wie das kleine Peterli den Buben auf dem Kirchplatz auftauchen sah, verhielt es sich still und ruhig. Als der Joseph die schönen Sachen im Laden bewunderte, machte es sich aber an den Buben heran. Der Joseph erblickte das Mädchen, wußte aber nicht, was er tun sollte. Darum



Digitized by Google

erinnerte er sich seines Mäntelchens, das er in der Hand nachschleppte. Er zog es nun mit Geächz und viel Unbeholfenheit an und war sehr stolz, daß er's allein fertig brachte. Das Einknöpfen aber gelang ihm nicht. Da trat das kleine Peterli hinzu: „Kannst du nicht einmachen?" fragte es mit einem feinen Stimmchen.

„Nein."

„Dann will ich dir helfen." Das Peterli knöpfte mit spitzen Fingerlein dem Joseph das Mäntelchen zu und versuchte mit beiden Händen, so gut es konnte, den Straßenstaub davon wegzuwischen. Dann sagte es: „Komm mit mir, ich will dir schöne Sachen zeigen."

Die beiden wanderten miteinander nach dem Kirchenschiff gegen den Rhein zu. Das Peterli führte den Buben zu den großen alten, in Sandstein gehauenen Grabsteinen aus dem Mittelalter, die in den Nischen des Mauerwerkes eingelassen waren. Vor einem solchen Stein, einer Erinnerung an einen Werner Novechasa, blieb das Mädchen stehen und sagte erklärend: „Hier ist ein Mann begraben, der eine Trompete gehabt hat, damit hat er eine Frau bekommen. Er ist aber jetzt tot. Mehr weiß ich nicht, meine Mutter hat mir die Geschichte erzählt."

Das Peterli nahm den Joseph bei der Hand und setzte sich auf den Sockel des Grabsteines. Der Bub sagte: „Ich möchte auch eine Trompete."

„Wenn du älter bist, bekommst du schon eine von deinem Vater," tröstete das kleine Peterli.

„Nein, ich bekomm keine, denn ich habe ja gar keinen Vater," sagte der Bub ärgerlich.



Digitized by Google

„Dann bekommſt du eine Trompete von der Mutter.“

„Ja, das iſt möglich.“

Nach einer Pauſe fragte das Peterli: „Wie heißeſt du?“

„Sepp.“ Der Bub war nicht neugierig, den Namen des Mädchens zu wiſſen.

„Ich heiß Peterli, der Laden vorn am Platz gehört meiner Mutter.“

„Meine Mutter hat auch einen Laden, aber einen anderen; es iſt nichts zum Eſſen drin.“

So redeten die Kinder und ſpielten zwiſchen den Grabſteinen herum, verdeckt von einigem Geſträuch, das vom alten Gottesacker noch ſtand und grünte. Als die Kirchenglocken Mittag läuteten, dachte keines der beiden, wegzugehen. Sie waren nun Spielkameraden. Frau Marie jedoch vermißte ihren Sprößling und machte ſich auf die Suche. Sie hatte bald erfragt, wo er durchgegangen war und machte dem Spiel der Kinder ein Ende.

„He, Sepp, willſt du nicht eſſen, haſt du keinen Hunger? Wer iſt denn das?“ fragte Frau Marie, auf das Mädchen weiſend.

„Das iſt das Peterli, ihre Mutter hat einen Laden,“ antwortete der Bub.

„Nun, ſo kommt alle beide.“ Frau Marie nahm an die rechte Hand das Mädchen und an die linke den Buben und führte beide in den Laden des Peterli-Liſi.

Frau Marie grüßte und ſagte: „Ich bring' Ihnen Ihr Mädchen, Frau Heider, es hat mit meinem Bub da hinten unter den alten Grabſteinen geſpielt.“



Digitized by Google

„Wenn sie sich nur vertragen haben, Frau Reichmann, dann kann's mir recht sein," entgegnete das Peterli-Lisi.

„Ja, ich denk', wo der Schlingel einmal den Weg gefunden hat, wird er ihn wieder finden," sagte Frau Marie und schaute mit Wohlgefallen auf das Mädchen.

Das Peterli-Lisi nahm einen Zuckerstengel und gab ihn dem Buben: „Wenn er wieder kommt, schick' ich ihn rechtzeitig nach Hause."

So hatten an ein und demselben Tag das Peterli, Josephli und Marian ihren ersten bedeutsamen Schritt ins Leben gemacht. Der Josephli hatte auf eigene Faust begonnen die Welt zu entdecken und einen neuen Spielkameraden am Peterli gefunden. Dazu hatte er zum ersten Male den Rhein rauschen gehört, als er mit dem Mädchen unter den Grabsteinen spielte. Es kam so an ihn ein dunkles Bewußtsein, daß die Dinge zu ersetzen wären, da er für seine Schwester Marian, die bislang sein Kamerad gewesen war, einen vollen Ersatz am Peterli gefunden hatte. Dies wäre das Wichtigste für den Joseph gewesen. Im übrigen spielte nun beinahe täglich das Peterli mit ihm, bis sie auch zur Schule mußten, und über dieses Spiel wäre nichts weiter zu sagen, als daß es dem ähnlich war, das andere Kinder im gleichen Alter spielen.

Anders stand die Sache bei Marian. Denn das Kind lernte in der Schule nicht nur das ABC, Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen, sondern auch einen Teil vom Alphabet des Lebens kennen. Es erfuhr, daß außerhalb des Hauses eine bewegte Welt war, voll an-



Digitized by Google

derer Menschen und daß diese angenehm oder das Gegenteil hiervon sein konnten. Marian begann zu begreifen, daß das Haus nur der Ausgang war, es aber viele Orte gibt, wo die Menschen zusammenkommen müssen, als einem Mittelpunkte. Für die kleinen Leute war ein solcher die Schule, denn da traf die Marian nicht nur die Tochter des Metzgers Keller, sondern noch verschiedene andere. Das Töchterlein des Seidenherrn Beberich war da und das Mädchen des Schnapsbrenners Baumgartner, der zur Stammtischrunde gehörte und sich klug und recht abmühte, langsam weiter zu kommen, denn es fehlte ihm an Kapital. Diese vier Mädchen hingen wie die Kletten zusammen, darum spielten sie immer in den Pausen und an den freien Nachmittagen miteinander. Daß die Schule aber auch den ersten Kummer im Leben bedeuten konnte, erfuhr die Marian gar bald. Denn die Zahlen und Buchstaben waren oft sehr widerspenstig, gingen gar nicht so leicht und gern in den Kopf hinein oder ließen sich überhaupt nur mit großer Mühe einfangen. Wäre nun der Lehrer nicht gewesen, der unter allen Umständen verlangte, daß alle seine Kinder das lernten, was er lehrte, hätte es nicht gerade böse Stunden abgesetzt. So aber wurde dieser Lehrer für Marian eine Art lebendes Gewissen und damit war das Nichtstun aus seinem Jugendbuch gestrichen, eine neue Seite mußte beschrieben werden, und zwar mit der ersten Sorge, die das Leben bringt. Dennoch ging auch dieses Jahr scheinbar spurlos vorüber und das Ereignis im Leben der Kinder, wie auch der Alten, wuchs in den Alltag hinein.



Digitized by Google

Am Sonntag nach Marians erster Schulwoche besuchte der Seifensieder Lauber die Frau Marie. Er trank bei ihr den Kaffee und scherzte mit den Kindern. Dann gab er jedem ein paar Nickelstücke und sagte: „So, Kinder, geht jetzt zum Zuckerbäcker und holt euch Schleckzeug, dann spielt ihr im Garten, ich muß jetzt mit eurer Mutter reden."

Die Kinder liefen davon und taten wie der Götti Lauber sie geheißen.

„Marie, ich will ein wichtiges Geschäft machen. Schau, die ganze Runde läuft heute noch, wie früher, in die Schreibstuben aller möglichen Geldleute. Diese verdienen viel Geld an der Runde. Das könnte ich aber ebensogut. Ich will eine eigene Bank aufmachen. Um das nötige Geld zu bekommen, gebe ich Aktien aus, das weitere kommt mit dem laufenden Geld herein. Da mußt du mitmachen. Ich lege mein ganzes bares Vermögen in meine Bank, du kaufst dir Aktien soviele du kannst, und die andern müssen auch heran zu dem Geschäft."

„Ist das aber nicht riskiert, Götti?" fragte Frau Marie bedenklich.

„Nein," antwortete der Lauber und begann seinen Plan vor ihr zu entwickeln. Da gäbe es alle möglichen Spekulationen, die gar nicht unsicher seien, und wenn man vorsichtig mit einem kleinen Kapital anfange, könne man schon etwas machen. Er wollte auf die Sparbüchlein einen höheren Zins geben als die andern Banken; man brauche ja gar nicht so viel zu verdienen, die Hauptsache



Digitized by Google

wäre, daß man immer Geld laufen habe und die Möglichkeit, seine Bank für die eigenen Unternehmen zu gebrauchen. Er wolle nämlich eine große Seifenfabrik bauen, da brauchte er Geld. Mußte er sich dieses von Geldleuten verschaffen, käme er teurer dazu als wenn er die Spargelder seiner Bank verwende, wenn er diesen auch einen guten Gewinn bezahle. Von der Runde sollten alle, die er für klug und tüchtig hielt, ganz gleich wie er, dieselben Vorteile von seiner Bank haben. Die andern aber wolle er von der Stammtischrunde ausstoßen. Es schade gar nichts, wenn die Gesellschaft gesäubert würde.

Frau Marie meinte unsicher: „Wenn mir ein anderer als du käm, Götti, würde ich ihn auslachen. Du aber weißt ja als Vormund meiner Kinder, was ich besitze, und was ich in den letzten Jahren verdient habe. Wenn ich das verlieren müßte, hätte ich keine ruhige Stunde mehr."

„Schau, Marie, du hast jetzt etwa vierzig- bis fünfzigtausend, die du in deinem Geschäft nicht brauchst, die zeichnest du zuerst, und zwar sollst du Stamm- und Vorzugsaktien bekommen, die, mag's geben was es will, immer gut wegkommen. Wenn gerade du dein Geldlein zeichnest, macht das einen großen Eindruck und ich habe gewonnen."

Der Seifensieder nahm einen fein säuberlich beschriebenen Bogen aus der Sacktasche, faltete ihn auseinander und strich ihn glatt: „Hier mußt du als Erste unterschreiben." Er schob Frau Marie den Bogen hin.

Frau Marie nahm entschlossen die Feder und schrieb ihren Namen unter die auf 50 000 gestellten Vorzugs-



Digitized by Google

aktien. Dann reichte sie den Bogen dem Lauber zurück und sagte: „Dir zulieb Götti, ich verlaß mich auf dich."

„Das kannst du, Marie, aber es soll auch dir und deinen Kindern zulieb sein."

Der Seifensieder ging von der Frau Marie weg an den Stammtisch. Dort wurden gerade Neuigkeiten ausgetauscht und über allerlei Dinge geredet, um die Langweile totzuschlagen. Der Seifensieder Lauber hörte eine Weile stumm zu; als er dachte, es könne nun des unnützen Geredes genug sein, gab er seinen ersten Alarmschuß ab. „Ich mach' jetzt eine Gewerbebank auf," sagte er.

Was und wo und mit wem und ob man da mittun könne, so gings nun durcheinander an der Stammtischrunde.

„Ich hab für 50 000 Vorzugsaktien schon verkauft. Für 100 000 gewöhnliche Aktien habe ich selbst gezeichnet. Eine beschränkte Anzahl Aktien sind noch zu zeichnen."

„Da will ich auch zeichnen," „ich auch," „und ich," riefs durcheinander. Nur der Heider, der Metzger Keller und Brotbeck schwiegen. Der Gießer Brotbeck nahm einen langen Schluck aus seinem Glase und der Keller ließ den Kopf hängen. Der Heider aber stand sachte auf, drückte sich aus der Wirtsstube und lief nach Hause. „Bist du überschnappt, Heider?" fragte ihn seine Frau, als er ins Zimmer hineinfuhr.

„Nein, Peterli-Lisi," antwortete er aufgeregt, „der Lauber ist verrückt geworden, oder er treibt jetzt auch Schwindel, oder er ist ein ganz schlauer Satan."



Digitized by Google

„Was ist denn los, Heider, sag mir doch lieber, was der Lauber machen will?“

„Eine eigene Bank, Peterli-Lisi, eine eigene Bank!“

Das Peterli-Lisi blieb ganz ruhig, es verlangte kühl und gelassen, daß ihr Mann ihr genau berichte, was er wisse. Dann sagte es kurz: „Ich muß heut' abend noch mit dem Lauber reden.“

Im „Schützen“ zeichnete von der Stammtischrunde ein jeder, was er glaubte, aufbringen zu können. Nur der Keller ließ den Bogen an sich vorübergehen und sagte nur: „Jetzt weiß ich, wie's dem Anton selig zumute war, da er nicht mehr seinen Namen querschreiben durfte.“

Der alte Brotbeck aber schaute sich die Liste gut an. Als er den Namen der Frau Marie las, spuckte er giftig aus und sagte: „Das Geld, das meine Geschäftsinhaberin zeichnet, könnte gerade so gut mein sein, Lauber.“

„Sei doch froh, daß es dir heute überhaupt noch so gut geht, Brotbeck,“ entgegnete ihm Lauber kurz und rauh. Der Brotbeck ließ den Kopf hängen und war still. Er fühlte, daß er zu denen gehörte, die unter die Räder gekommen waren und daß ihn alle Worte nicht mehr emporbringen konnten.

Als der Seifensieder am Abend in seine dunkle Witwerstube, die einen ärmlichen Eindruck machte, kam, wartete auf ihn schon das Peterli-Lisi. Es fragte nach seiner Art ohne Umschweife: „Warum sind Sie nicht auch zu mir gekommen, Herr Lauber, Sie wissen doch, daß ich mitmachen will, wenn Sie etwas beginnen.“



Digitized by Google

„Nun, Peterli-Lisi, du weißt ja nicht, ob ich nicht auch noch zu dir gekommen wär, also du willst mitmachen?"

„Zeigen Sie mir die Zeichnungsliste, Herr Lauber."

Das Peterli schaute diese Liste aufmerksam durch und rechnete rasch und scharf, dann sagte es entschlossen: „Ich zeichne soviel wie Sie, Herr Lauber. Denn Ihr Geld ist Ihnen so lieb wie mir meines."

Der Seifensieder lachte behaglich: „Ich weiß, daß du nicht dumm bist, Peterli-Lisi. Darum verstehst du auch, daß du nicht soviel zeichnen kannst, wie ich, sonst hättest du ja soviel zu sagen wie ich. Aber 50 000 kannst du zeichnen, was weiter fehlen sollte, das leg ich noch zu, denn ich will mit meiner Bank machen was mir gefällt."

Das Peterli-Lisi bot und marktete, aber Lauber blieb bei seinem Angebot. Da zeichnete das Peterli wie Lauber wollte: „Besser soviel als nichts," meinte es.

Der Lauber machte seine Bank in einem seiner alten Häuser recht unscheinbar und klein auf. Er stellte den alten Kassierer der Sparkasse ein, den diese, weil er in ihrem Dienst alt geworden war, entlassen hatte. Einen jungen Mann namens Kaiser, auf den Lauber große Stücke hielt, gab er dem Alten bei. Der Junge machte die Hauptarbeit; der Alte aber brachte dem Lauber Ansehen bei den Leuten, wie er gerechnet hatte. Denn umsonst tat der Lauber nie etwas.

An der nächsten Ostern machte die Schule einen Strich durch das Spiel des Joseph und des kleinen Peterli. Der Bub mußte seinen Schulsack auf den Rücken hängen und seine Mutter führte ihn, wie das Jahr vorher die Marian,



Digitized by Google

den ersten Schulgang an der Hand. Damit war wieder ein Schritt vorwärts getan im Leben der Alten und der Jungen, denn das Leben blieb nicht stehen, da es mit der Zeit entschwindet, jeden Tag einen Schritt näher dem Ende zu.

Als das Peterli dann auch den Schulweg gehen mußte, hatten diese Kinder eine lange Zeit dasselbe Dach über ihrem Kopfe. Nur war der Joseph in der Zwischenzeit ein Bub geworden und schaute mit einer gelinden Verachtung auf alle Mädchen, geradeso wie die andern Buben taten. Denn in der Regel glauben die Buben, sie könnten die Achtung der Mädchen dadurch eher erzwingen, und meistens tun ihnen die Mädchen den Gefallen und geben ihnen recht, und zwar um so unbeschränkter, je flegelhafter die Buben sind. Das Peterli hätte gar zu gerne wieder ihr Spiel mit dem alten Gefährten aufgenommen. In den Pausen stand das Mädchen oft abseits, verzehrte sein Butterbrot oder einen Apfel und verlor dabei kein Auge vom Joseph, der herumtollte, mit den Buben balgte und sich recht wichtig vorkam, wenn die Mädchen zuschauten. Als das Peterli einmal zu ihm hinging und mit ihm spielen wollte, sagte er:

„Nein, Peterli, mit Mädchen spiel ich nicht, das darf ein rechter Bub nicht."

„Du bist ein dummer Esel," entgegnete das Peterli und ließ ihn stehen.

Joseph war zuerst verwundert und verlegen, dann zuckte er ärgerlich die Achseln und dachte, das Peterli wäre eine einfältige Gans, gerade so wie die anderen



Digitized by Google

Mädchen, da könne man nichts anderes verlangen. In Zukunft aber richtete er sein Spiel immer derart ein, daß er sich in der Nähe des Peterli befand. Und als einmal ein anderer Bub das Peterli über den Haufen rannte, prügelte er sich rechtschaffen mit ihm. Die beiden Jungen wälzten sich ringend auf dem Boden herum, und der Joseph gab nicht nach, als er schon aus der Nase blutete. Erst als er glaubte, Meister zu sein, ließ er schnaufend den andern los. Das Peterli ging auf ihn zu und sagte mit glänzenden Augen:

„Du Joseph, du blutest aus der Nase, komm an den Brunnen, ich wasch dich ab."

Mit ihrem Taschentuch, das sie ins Wasser tauchte, rieb das Peterli dem Joseph das Blut von der Nase. Der Bub sagte: „Du mußt dir nichts daraus machen, Peterli."

„Oh, der dumme Kerli, du hast's ihm ja gezeigt."

Dann setzten sich die Zweie auf den Sockel des Brunntroges und das Peterli schaffte seinen Apfel aus der Schürzentasche, hielt ihn dem Bub ans Maul und sagte:

„Beiß ab, Joseph."

Der Bub biß ein so großes Stück vom Apfel, als er überhaupt in den Mund hineinbrachte, dann meinte er kauend:

„Das ist ein saurer, die hab ich gern."

„Morgen können wir wieder einen zusammen essen, wenn du magst," sagte das Peterli und biß nun ebenfalls ein Stück vom Apfel herunter. Joseph brummte etwas Unverständliches, das so gut ein Ausdruck der Zufriedenheit wie des Mißfallens hätte sein können. Dann aßen sie schweigend den Apfel auf.



Digitized by Google

## V.

Die Jahre gingen dahin, woher sie gekommen. Das Mädchen, die Älteste der Frau Marie, war aus der Schule entlassen und zwei ihrer Gespielinnen, die Tochter des Seidenfabrikanten Beberich und die des Schnapsbrenners Baumgartner, befanden sich im Welschland, um französisch parlieren zu lernen. Das Mädchen des Metzgers Keller mußte früh fühlen, daß das Leben hart ist, es ging schon über ein Jahr in die Beberichsche Seidenfabrik, um dort ihr Brot zu verdienen. Das Geschäft ihres Vaters vertrug keinen unnötigen Esser, da der Metzger nur noch mit Hangen und Bangen durchs Leben kam, denn er frohndete für den Seifensieder Lauber. Und dieser Mann hatte eine schwere Hand, da er selbst schier ärmlich durchs Leben ging. Zudem fand er, daß es für das Mädchen des Metzger Keller besser wäre, wenn es sich früh an die Arbeit gewöhne, damit diese ihm einmal später nicht zu ungewohnt wäre. Damit hatte sich der Seifensieder abgefunden und mit dieser Sache nichts mehr zu tun. Für ihn bedeutete ein lässiges Leben ein Greuel und im Grunde war es



Digitized by Google

gleichgültig, ob ein Mensch Kleines oder Großes arbeite, wenn er überhaupt nur arbeite. Er war hart geworden, weil er, als unbequemer Konkurrent, den Druck der andern Banken fühlen mußte. Doch war er immer auf der Hut, und mit seiner Vorsicht brachte er seine Gewerbebank ohne Schaden davon. Schon im zweiten Jahre ihres Bestehens konnte er eine kleine Summe als Gewinn verteilen und eine, wenn auch unbedeutende Reserve zurücklegen. So war es von Jahr zu Jahr besser geworden, und die Aktionäre kamen auf ihre Rechnung. Brauchte es auch wenig Raum und Personal für die Bank, und ließ er sie darum auch in den zwei Zimmern seines alten Hauses, so war sie nun doch das geworden, was die Kaufleute unter einem soliden Geschäft verstehen. Das machte den Lauber unter den Gewerbetreibenden zu einer Macht.

Frau Marie nahm Marian aus der Schule und stellte sie in ihren Haushalt. Sie halte nichts davon, das Mädchen in eine Pension zu schicken, so sehr dieses den Wunsch danach habe, sagte sie. Es sei nicht notwendig, daß alle wohlhabenden Mädchen französisch sprechen und Klavier spielen mußten. Viel nötiger wäre, daß die jungen Dinger sich im Haushalt umtäten, kochen und flicken lernten, um mit einem Worte rechtschaffene und gute Bürgerinnen zu werden, die später einmal ein Haus führen könnten. So lenkte Frau Marie mit eigenwilliger Hand das Schicksal ihrer Tochter Marian in die Bahnen, die sie für gut und recht anschaute, wenn das der Tochter auch nicht gefiel. Daß ihre Erziehung der Marian eine andere Rich-



Digitized by Google

tung gab, als diese war, welche die Gespielinnen genommen hatten, war ihr gleichgültig. Denn Frau Marie war mit den Jahren immer eigenwilliger geworden und setzte ihren Kopf auf, und der war hart.

Der Joseph ging ins Gymnasium, hatte einen gesunden, praktischen Sinn und schaute frühzeitig den hübschen Mädchen unter den Hut. Er war ein starker und gesunder Bursche geworden, der sich dem Turnen als seinem einzigen Vergnügen hingab, mit dem ganzen großen Eifer, den nur die Jugend für eine Sache aufbringen kann. Mit dem Peterli ging Joseph um wie mit den anderen Mädchen. Er dachte allem nach nicht mehr daran, daß er an dem Mädchen in der schönsten Kinderzeit eine gute Gespielin gehabt hatte. Und als ihm das Peterli aus den Augen kam, verschwand es auch aus seinem Sinne, wie dem bei der raschen Jugend so ist.

Denn das Peterli-Lisi schickte auch ihre Tochter in ein teures Institut nach der französischen Schweiz. Sie meinte, daß kein Sinn darin liege, wenn ihr einziges Kind wie sie ein Leben lang im Kramladen stehen müsse, um jeder Rätsch für ein paar Nickel dies oder das zu verkaufen und erst noch gute Worte obendrein zu geben. Sie als Mutter wolle es für ihr Teil freilich nicht mehr anders haben, sie brauche kein anderes Gewändlein als ihren wollenen Kittel und später einmal ein anständiges Totenhemd, wie sich das für eine Frau schicke, die ihr Leben lang gearbeitet habe und die genau wisse, daß ihr Sterbehemd keine Taschen habe, für sie wäre jedoch, wie die Dinge einmal lägen, der Kramladen schon das Beste. Aber mit ihrem



Digitized by Google

Töchterlein, dem Peterli, sei es ein Apropos, das müßte es einmal schöner haben, und dazu brauche es Bildung. Der Sinn ihres Geldverdienens wäre der, daß ihr Peterli aufwärts und aus dem Dunstkreis des Kramladens herauskäme.

Aus dem allem ist zu ersehen, daß die Wege der Menschen und mögen sie in einem großen oder kleinen Orte zu Hause sein, weit auseinanderführen und mannigfach sind, je nachdem, was die Eltern als Erkenntnis des Lebenswertes ansehn, auch mit schwerem oder leichtem Sinne ihr Gut und Böse abstecken, um dann nach ihrem Ideale möglichst die Zukunft ihrer Kinder zu bestimmen. Das heißt, in den meisten Fällen ist dem so, denn dann und wann ist einmal so ein kleines Menschlein da, das eigensinnig und steifnackig versucht, nach seiner Weise ins Himmelreich zu kommen, und zwar mehr oder weniger glücklich oder elend verbeult.

Als Joseph sechzehn Jahre alt geworden war, sollte er zum ersten Male von dem Ungefähr, dem Zufall, oder wenn man will, der Liebe aufgerüttelt werden, damit er aus der Kinderzeit aufschrecke, um beim Aufwachen zu fühlen, daß niemand ungestraft das Paradies der ersten Jugend verlassen kann, und daß diese Zeit eine Wende im Leben eines jeden Menschen bedeutet. Denn wie alle Jahre zogen auch diesen Frühling die Wagen der fahrenden Leute im Städtchen ein, um den Jahrmarkt zu machen. Da wo sie halten, um ihre Zelte aufzuschlagen, ist immer Festleben bei der Jugend, und viele Menschen festen noch in alten Tagen mit. So zogen auch einige Tage vor dem



Digitized by Google

Jahrmarkt die fahrenden Leute mit Sack und Pack und Wagen in das Städtchen ein. Die Buben und Mädchen liefen vor und neben den Wagen voller Neugierde einher und schauten zu, wie das fremde Volk auf dem großen Kirchplatz, der auch Markt war, seine leichte Stadt aufschlug.

Unter anderen Fuhrwerken kamen auch die der „Geschwister Morgenthaler, Karusselbesitzer aus Stäfa (Schweiz)", wie am Wohnwagen zu lesen stand, im Städtchen an. Sie schwenkten vom Markt ab und stellten sich am Rande des Kirchplatzes unter den Kastanienbäumen gegen den Rhein zu auf. Kaum waren die Pferde ausgespannt, stiegen aus allen Wagen die Leute, einige Burschen voran, die Schildmützen im Nacken und kühne Locke in die Stirn hinein. Aus dem ersten Wagen, an dem sogleich die Treppe niedergelassen wurde, trat zuerst ein jüngerer Mann mit fleischigem, aufgeschwemmten Gesicht und schielenden Augen. Drei Mädchen folgten ihm. Das waren die Geschwister Morgenthaler. Allen hatte ihr unstetes Wanderleben eine Spur ins Gesicht gezeichnet. Nur die Jüngste, ein gutentwickeltes Mädchen, stand noch im vollen Schmelz der ersten Jugend. Das Wanderleben hatte zwar auch ihrem Wesen etwas Freies und Bewußtes gegeben, und wenn ihre klaren blauen Augen verrieten, daß ihr die Dinge des Lebens kein Geheimnis mehr waren, mußte sie dennoch Wohlgefallen erregen. Denn sie war, kurz gesagt, ein schönes Mädchen. Auf schlanken Beinen, die unter einem kurzen Rock hervorschauten, ging sie wiegenden Ganges, so wie man junge Pferde guter



Digitized by Google

Rasse lässig und dennoch kraftvoll gehen sieht. Der Bruder stellte sich vor seinen Wagen und rief seine Leute an:

„Ihr packt gleich aus und fangt an aufzubauen," sagte er zu den Burschen, „ihr zwei müßt waschen," hieß er die älteren Schwestern, „und du, Rosa," wandte er sich an an die Jüngste, „trägst Wasser zu."

Wie Morgenthaler sie geheißen, gingen alle ihrer Arbeit nach.

Rosa nahm zwei Wassereimer und lief auf den ersten Besten der Einheimischen zu. Der Zufall wollte es, daß dieser Joseph war, der, seit das Mädchen aus dem Wagen getreten, kein Auge von ihr gelassen hatte, er wußte selbst nicht warum. Er glaubte einzig etwas Neues, Schönes in dem Mädchen zu sehen, das man nie genug anschauen konnte. Rosa fragte ihn keck mit lustigen Augen:

„Wissen Sie vielleicht, junger Herr, wo ich Wasser holen könnte?"

„Wenn ich Ihnen helfen darf, will ich mit Ihnen gehen, Fräulein," antwortete Joseph, und ein Gefühl von Vergnügen, Freude und Verlegenheit kam über ihn.

„Ja, wenn es Ihnen nichts ausmacht, ist's mir sehr lieb, Herr — Herr wie heißen Sie denn?" fragte Rosa unbefangen, denn sie wußte allerorts mit fremden Leuten umzugehen.

„Ich heiße Joseph Reichmann, Fräulein," antwortete er.

„Und ich Rosa Morgenthaler, wir haben die Tunnelbahn."

„Oh, das ist fein, da werde ich Sie wiedersehen und



Digitized by Google

sprechen, wenn ich mitfahre, Fräulein Morgenthaler," sagte Joseph rasch und hatte das Wasserholen schon wieder vergessen.

„Nennen Sie mich nur Rosa, Herr Reichmann, ich bin das so gewohnt," warf das Mädchen ein.

„Nur wenn Sie zu mir Joseph sagen," meinte er.

Da rief die älteste Schwester, die zusammen mit der andern die Waschgeschirre auf den Platz vor dem Wohnwagen aufgestellt hatte: „So hol' denn endlich das Wasser, Rosa."

„Komm, wir gehen, Joseph, sonst singt sie mich an." Das Mädchen duzte ganz unvermittelt den Burschen, der aber nicht dagegen protestierte, sondern sich vornahm, ihr mit derselben Münze zu zahlen, im Augenblicke aber nichts zu sagen wußte. Er ging deshalb mit Rosa dem Hause des Peterli-Lisi zu und trat in den Laden ein. Verwundert schaute ihn die Ladnerin an.

„Wir möchten Sie fragen, Frau Heider, ob wir hier Wasser holen dürfen?" erklärte er sein und des Mädchens Kommen.

„Du weißt ja, wo die Küche ist, führe das Mädchen hinein, ich hab' dazu keine Zeit," entgegnete das Peterli-Lisi ziemlich unfreundlich, denn es wunderte sich, wie der Joseph dazu kam, mit dieser Person Wasser zu tragen.

In der Küche nahm Joseph der Rosa einen der Eimer aus der Hand, stellte ihn auf den Schüttstein und öffnete den Hahn. Da der volle Strahl dem Burschen das Gefäß zu rasch füllte, drehte er den Wasserhahn etwas zurück und und sagte: „Es pressiert ja nicht so sehr, Rosa."



Digitized by Google

„Wenn du Zeit haſt, Joſeph, ich kann ſchon warten.“

„Wenn es auf mich ankäme, Roſa, brauchte das Waſſer nur zu tröpfeln.“

„Du biſt, glaube ich, ein Hansdampf, Joſeph,“ meinte das Mädchen lächelnd.

„Nein, Roſa, es gefällt mir nur heidenmäßig bei dir.“

„O du — aber das haben mir ſchon viele geſagt, ich glaub das nicht ſo leicht.“

Joſeph wurde wieder verlegen über dieſer Antwort und wußte nichts mehr zu ſagen. Zudem war der erſte Kübel vollgelaufen, ſo daß er den zweiten unterſtellen mußte. Da dem Peterli-Liſi die Sache ein wenig lang dauerte, fragte es vom Laden her: „He, Joſeph, ſeid ihr noch nicht fertig?“

„Im Augenblick, Frau Heider,“ rief Joſeph zurück. Er öffnete den Waſſerhahn nun völlig und brummte: „Was die Frau doch zu drängen hat.“

Als die Eimer gefüllt waren, wollte Roſa ſie tragen. Aber Joſeph gab dies nicht zu. Er meinte, das würde doch nicht gehen, daß ein Mädchen in ſeiner Gegenwart ſo ſchwer trage, faßte an und trug die Eimer hinaus. Das Peterli-Liſi ſchaute ihm nach, ſchüttelte den Kopf und dachte: „Das paßt ſich nun doch ganz und gar nicht vom Joſeph, daß er einer ſolchen Perſon das Waſſer trägt, hat der Bub denn gar keine Scham mehr im Leibe.“

Joſeph aber machte ſeine Sache recht ungeſchickt, denn bei jedem Schritt platſchte das Waſſer aus den Eimern, ſo daß er dieſe nur noch halb voll an Ort und Stelle brachte und von den Knien abwärts derart durchnäßt wurde, daß



Digitized by Google

ihm das Wasser in den Schuhen quietschte. Rosa schüttete die Eimer nun in die große Wasserstande, schaute auf den Burschen und lachte laut: „Nein, das geht nicht so, du machst dich nur naß und bringst kein Wasser her.“ Sie nahm die beiden Eimer und lief eilig vom Joseph weg, der wieder nicht wußte, was er tun sollte.

„Siehst du, so wird das gemacht,“ sagte Rosa, als sie die beiden vollen Eimer herantrug, ohne auch nur einen Tropfen Wasser zu verschütten. Joseph nahm ihr den einen Eimer aus der Hand und goß dessen Inhalt in das Wasserbütten um.

Da rief der Bruder Morgenthaler vom Wagen her: „He da, Rosa, komm in den Wagen und räum auf, Ordnung muß sein, ich halt darauf!“

Das Mädchen lief davon, und Joseph stand allein bei den Waschgeschirren, doch dachte er, das Mädchen werde sich schon wieder blicken lassen. Aber Rosa kam nicht mehr zum Vorschein. Drinnen im Wagen hantierte sie wie sie's gewöhnt war, da sagte ihr Bruder: „Rosa, was ist denn das für ein dummer Teufel, der dir die Wassergeschirre getragen hat?“

„Das weiß ich nicht, es ist mir auch ganz gleichgültig, die Hauptsache ist, daß es ein ganz netter Mensch zu sein scheint.“

„So,“ brummte der Bruder Morgenthaler, „eins sag ich dir aber, Mädchen, laß dich nur mit keinem ein, wenn er nicht aus guter Familie ist, denn darauf haben wir Morgenthaler noch immer gesehen.“

Hinter den Scheiben ihres Schaufensters hervor beob-



Digitized by Google

achtete das Peterli-Lisi unauffällig den Joseph; als er keine Anstalten machte, wegzugehen, sondern immer noch auf das Mädchen wartete, sagte es vor sich hin, nach der alten Tatsache, daß man fremde Kinder immer besser zu erziehen imstande wäre, als die rechtmäßigen Eltern derselben es tun: „Ich glaub, der dumme Lausbub steht sich noch die Beine in den Boden hinein und paßt dem Scheurenbürzlermaidli ab, dem gehörten jetzt ein paar tüchtige hinter die Ohren, dem Bub, der überhaupt noch gar nicht trocken hinter den Ohren ist und schon solche Dämpfer hat."

Aber noch jemand blickte voller Verdruß auf Joseph. Das war Edi, einer der Burschen des Morgenthaler. Er hatte eine karrierte Mütze auf dem Kopf, eine Zigarette im Mund, keinen Kragen an und das Hemd offen, daß eine gewölbte kräftige Brust sichtbar war. In den Ohren steckten goldene Ohrringe, und in das braune Gesicht hing eine mächtige schwarze Haarlocke. Er schaute mit seinen dunklen Augen zu Joseph hinüber und sagte zu seinem Kameraden: „Du Karli, der dort drüben scheint heute noch keine Stockzähne geschluckt zu haben, der Simpel."

„Aha, Edi," entgegnete Karli, „du glaubst wohl, der Bub macht dir unlautere Konkurrenz?"

„Halt dein dummes Maul," antwortete Edi unwirsch.

„Nun, dann hau ihm doch, wenn's sich schickt und er dir zu nahe kommt, den Ranzen voll."

„Das geschieht vielleicht, eh' der Dubel es merkt," gab Edi zurück.

Dem Joseph wurde das Warten zu langweilig. Auch



Digitized by Google

blies der kühle Wind um seine nassen Beine, daß der Bursche zu frieren begann. Deshalb beschloß er, nach Hause zu gehen, um andere Hosen anzuziehen. Er drehte, als er wegging, den Kopf immer wieder, um nach dem Wagen zurückzuschauen, ob die Rosa nicht doch noch herauskäme. Er schaute zurück, bis er in die Metzgergasse verschwand. Da sagte das Peterli-Lisi entrüstet: „Das ist eine Schande, wie der Schnuderbub es treibt." Es beschloß, ein wachsames Auge auf Joseph zu haben während des Jahrmarktes, und rechtzeitig Alarm zu schlagen.

Der Joseph zog sich zu Hause eine andere Hose an. Als er nach dem Nachtessen vom Tische aufstand, flink mit der Hand den Mund abwischte, um wegzugehen, sagte Frau Marie: „Du bleibst jetzt hier, was willst du noch herumstreichen?"

„Ich muß in den Turnverein, Mutter," antwortete Joseph.

„Daß du mir aber zur Zeit wieder zu Hause bist, Bub." Das sagte Frau Marie immer, wenn Joseph abends wegging, und bis dahin hatte er diese Redensart als etwas Selbstverständliches hingenommen. Heut' jedoch ärgerte er sich über die Bevormundung, denn er kam sich gar nicht mehr so sehr als kleiner Bub vor.

„Ich werde nicht so leicht verloren gehen, Mutter, ich bin schließlich kein Kind mehr. Die andern Kameraden gehen immer viel später als ich nach Hause."

Da fuhr Frau Marie scharf drein: „Das fehlte gerade noch, daß du mir dein Maul anhängst, merk' dir, das was die andern treiben, geht mich nichts an, du aber hast einst-



Digitized by Google

weilen noch zu tun was ich will, und nicht was dir gefällt, verstehst du?"

Joseph sagte zwar nichts mehr; denn mit seiner Mutter war nicht zu spaßen. Aber er zuckte vielsagend die Schultern, worüber sich Frau Marie sehr ärgerte. Darum gebot sie ihm: „Nun gehst du heute überhaupt nicht mehr fort, mach, daß du in dein Zimmer kommst und setz dich hinter deine Schulaufgaben, frecher Bengel."

Joseph ging zur Tür hinaus und schlug sie zu, daß es krachte.

„Lausbub, dummer!" rief ihm Frau Marie zornig nach.

In seiner Stube stand Joseph unter das Fenster und schaute in den Abend hinaus. Er mußte immer an das Karussellmädchen denken und hatte eine Unruhe in sich. Auch ärgerte er sich, daß seine Mutter ihn wie einen kleinen Buben behandelte. Er begann auf und ab zu gehen und war verschiedene Male im Begriff, die Tür aufzumachen und einfach gegen das Gebot der Frau Marie hinauszulaufen. Dann trat er wieder an das Fenster, öffnete es und schaute hinaus. Als er die wilde Rebe, die armdick gerade satt an seinem Fenster vorbei am Hause empor wuchs, sah, dachte er, es müßte eigentlich gar nicht schwer sein, daran herunter und herauf zu kommen. Er faßte die Rebe an und riß herzhaft daran. Sie würde es schon aushalten, meinte er. Aber dann setzte er sich an seinen Tisch und begann im Trojanischen Krieg zu lesen. Seine Gedanken waren jedoch nicht bei der Arbeit, sondern gingen um den Wagen des Karussell-



Digitized by Google

besitzers Morgenthaler spazieren, und zwar immer mit dem Mädchen zusammen, das ihm so sehr gefiel. Dann dachte er wieder an die wilde Rebe und wie er da hinab- und wieder hinaufklettern könnte.

Unterdessen horchte Frau Marie auf die Schritte ihres Sohnes. Als sie den Stuhl rücken hörte, lächelte sie, dann bückte sie sich zum Fenster hinaus und als sie aus Josephs Zimmer den Lichtschein der Lampe sah, sagte sie zu Marian: „So, wir können nun schlafen gehen, der Bub ist jetzt hinter seinen Schulbüchern, ich will ihm das Maulen schon abgewöhnen." Bald darauf schlief Frau Marie gut und tief in dem Gefühl, daß sie einstweilen noch zu befehlen habe und ihr gehorcht werden müsse in ihrem Hause.

Joseph aber schweifte immer wieder von den griechischen und trojanischen Helden ab zu der wilden Rebe. Und als er die Unruhe gar zu sehr fühlte, beschwichtigte er sich: „Ach was, wenn die Mutter nichts weiß, gilt's nicht." Darauf ging er leise auf den Fußspitzen zum Fenster, schwang sich auf die Brüstung und ließ sich vorsichtig vom ersten Stockwerk in den Garten hinabgleiten. Er drückte sich am Hause entlang und mit einer Flanke war er, im Schatten der erst zartbelaubten Apfelbäume, über den Hag hinweg auf der Straße. Rasch lief er davon. Aber er ging nicht zur Turnhalle, sondern schlug den Weg zur Kirche ein.

Das Städtchen lag beinahe wie ausgestorben da. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen, nur wenige Fenster machten beleuchtete rötliche Vierecke in die dunkle Nacht,



Digitized by Google

da die Leute früh schlafen gingen, denn sie behaupteten nach der alten Regel, der Schlaf vor Mitternacht sei der beste. So kam Joseph, ohne gesehen zu werden, auf den Marktplatz. Dunkel und undeutlich standen die Wagen der fahrenden Leute schwarz und massig vor dem mattblinkenden Wasserspiegel des Rheins. Aus dem Wohnwagen der Geschwister Morgenthaler schimmerte ein rötliches Lichtlein. Auch im Hause des Peterli-Lisi war noch ein Fenster beleuchtet, sonst lag der ganze Platz dunkel und stille. Nur der Rhein rauschte ohne Unterbruch sein lebendiges starkes Lied.

Joseph stand eine kleine Weile stille und blickte nach dem Wagen mit dem beleuchteten Fenster hin. Seine Unruhe war mit einem Male verflogen, und er fühlte sich zufrieden. Leise schlich er an den Wohnwagen heran. Er holte sich einen leeren Waschzuber, stellte ihn mit dem Boden nach oben unter das Fenster und stieg hinauf. Er drückte das Gesicht an die kleine Scheibe und schaute in den Wagen. In zwei schmalen Betten, die etagenmäßig eines über dem andern angeordnet waren, lagen die beiden älteren Schwestern im Schlafe. Der Bruder Morgenthaler befand sich nicht im Wagen; er trank sich seine Bettschwere an, wie er jeden Abend gewohnt war zu tun. Auf dem Tische in der Mitte des Wagens stand das Licht, und davor saß Rosa leicht bekleidet und nähte. Joseph stand lange so und schaute auf das schöne Mädchen. Er fühlte mit einem Male, daß die Unruhe nichts anderes als Sehnsucht nach diesem Mädchen gewesen war. Daß dies die dumme erste Liebe bedeutete, dies wußte er frei-



Digitized by Google

lich nicht. Die Zeit schien ihm nur ein wesenloses Ding, wie dem immer so ist in diesen Läuften, wenn die Umwelt nicht mehr existiert.

Die Umwelt schlief aber nicht gänzlich außer dem Joseph und Rosa. Denn der Edi kam aus dem Wirtshaus zurück, wo er verärgert einen getrunken hatte. Die Rose hatte ihn heute wieder abfahren lassen, als er zärtlich werden wollte und zu ihm gesagt: „Laß mich in Ruh, du langweiliger Kerli.“ Als er jetzt seinem Wagen zuging, sah er als Schattenspiel am beleuchteten Fenster des Wohnwagens Josephs Kopf. Mit einem leisen Fluche huschte er zu seinem Wagen, ging hinein und verschwand. Drinnen rüttelte er seinen schlafenden Kameraden wach: „Du Karli, wo hast du deinen Hagenschwanz?“

„Was ist los, Edi?“ fragte der Karli schlaftrunken zurück.

„Der Dreckbub litzt zum Fenster in den Wohnwagen hinein, ich glaub', der Bub will seh'n, wo die Rosa schläft, ich will's ihm lehren,“ erklärte Edi.

Der Karli holte unter seinem Lager den Fahrenschwanz hervor und gab ihn dem Edi, dann lief er hinter dem Davoneilenden nach und stellte sich im Hemde zu seinem Wagen, um dem Tanze zuzuschauen. Der Edi glitt leise wie eine Katze zum Wohnwagen hin, stellte sich hinter Joseph und schwang den Fahrenschwanz durch die Luft. Klatschend sauste der Hieb auf Josephs Rücken.

„Verdammter Hund, feiger!“ schrie der Getroffene, vor Zorn und Schmerz machte er einen Sprung, daß der Waschkübel polternd umfiel. Darum traf Edis zweiter



Digitized by Google

Streich nicht. Verwundert schaute im Wagen drinnen das Mädchen von seiner Arbeit auf. Dann ging sie an das Fensterlein, das sie öffnete. Der Edi rief gerade: „Ich will dir jetzt Respekt vor den Mädchen beibringen, du sollst nicht so rasch wieder zusehen, wie sie schlafen gehen!“

Aber Joseph war ein guter Turner. Er wich den Schlägen Edis behende aus, und als Rosa zum Fenster hinausrief: „Laß ihn doch gehen, Edi, er hat dir doch nichts getan,“ sprang er auf seinen Angreifer zu, faßte ihn wehrhaft an und schwang ihn in gutem Hosenlupf über seine Schulter weg auf den Boden. Dann nahm er dem vor Überraschung betäubt daliegenden Edi den Hagenschwanz aus der Hand und bläute ihn rechtschaffen durch. Dem Edi nützte alles Wehren nichts; als ihm die Streiche zu dick niederkamen, rief er kläglich: „So hör doch auf, ich denk, es ist jetzt genug!“

„Du feiger Hund, jetzt will ich dir's zeigen,“ sagte Joseph böse.

Da kam der Karli im Hemde herangeeilt. Gravitätisch sagte er: „Alles was recht ist, aber ich denk, diese Portion könnte dem Edi genügen, denn er muß übrigens morgen wieder arbeiten.“

„Ja, Joseph,“ rief nun auch Rosa aus dem Wagenfenster heraus, „laß ihn jetzt gehen, er hat sein Teil ab.“

Aber auch das Peterli-Lisi hatte seinen Kreuzstock um den Hals genommen, als der Lärm begann. Es hatte Josephs Stimme erkannt, und als die Sache zu dessen



Digitized by Google

Gunsten ausging, rief es: „Schämt ihr euch nicht, daß ihr euch von einem Lausbuben das Fell ausklopfen laßt?“

„Halt dein dummes Maul, du alte Schneegans!“ rief Karli zurück.

Da schlug das Peterli-Lisi das Fenster zu, daß es klirrte. Joseph aber schwang den Fahrenwedel über seinem Kopf und sagte zu dem Mädchen: „Den nehme ich als Andenken an dich mit, Rosa!“

„Holla, aber erst, wenn du ihn mir bezahlst,“ mischte sich Karli da ein.

Joseph jedoch gab ihm gar keine Antwort, sondern ging nach Hause, wo er an der wilden Rebe emporkletterte, nachdem er den Fahrenschwanz versteckt hatte, damit seine Mutter denselben nicht etwa fände. Das fahrende Mädchen aber dachte, als es im Bette lag: „Das ist ein feiner Bub!“



Digitized by Google

## VI.

Als Joseph am nächsten Tage vor dem Mittagessen einen Gang nach dem Kirchplatz machte, nur um in die Nähe des fahrenden Volkes und damit Rosas zu kommen, waren die meisten Verkaufsbuden, Zelte, Schiffschaukeln, Schießstände und Karussells schon aufgeschlagen oder in eiligstem Bau begriffen. Joseph trieb sich eine Weile in der Nähe des Morgenthalerschen Platzes herum. Es kümmerte ihn zwar wenig, wie die Burschen mit dem Bruder Morgenthaler die Tunnelbahn zusammensetzten, verseilten und schraubten. Er schaute nach Rosa aus. Aber das Mädchen stand im vorderen Teile des Wohnwagens an dem kleinen Kochherd und richtete eben das Mittagessen an. Als Rosa draußen den Joseph, die Schulmappe unter dem Arm erblickte, lächelte sie nicht unzufrieden vor sich hin. Denn sie war viel zu weit in der Welt herumgekommen und hatte viel zu verschiedene Dinge gesehen, um nicht zu wissen, daß der Bub Feuer gefangen hatte und ihr nachlief. Dazu war sie noch vom Stamme Eva, zählte also zu jenen Wesen, die sich immer freuen,



Digitized by Google

wenn ein dummer oder kluger Adam sich die Beine um sie abläuft. Denn es freuen sich auch diese, wenn auch in aller Heimlichkeit, und runzeln sie noch so sehr die Stirn, die scheinbar böse über die Blicke der Männer werden. Rosa freute sich, wußte aber auch schon, daß ein kluges Mädchen aufs Mal von sich selbst keine zu großen Portionen servieren darf, und daß ganz kluge oft nur, um sich rarer zu machen, überhaupt auch nur den kleinsten Bissen verweigern. Deshalb blieb sie ruhig in ihrem Wagen. Zwar hätte sie mit aller Leichtigkeit einen hinreichenden Vorwand gefunden, dem Joseph unter die Augen zu kommen. Aber sie spielte mit dem Feuer und freute sich im voraus an dem Gedanken, daß der Bursche, wenn er sie jetzt nicht zu Gesicht bekam, nur um so heftiger brennen würde.

Darum mußte Joseph, ohne das schöne Mädchen nur gesehen, geschweige denn gesprochen zu haben, nach Hause gehen. Zwar bestimmte ihn hierzu der Hunger nicht etwa nur zum mindesten, da es in den Jahren, worin sich Joseph befand, hungeranregend wirkt, den ganzen geschlagenen Vormittag auf der Schulbank zu sitzen. Deshalb nahm er mit einem Rucke seine Schulmappe fester unter den Arm und ging mit langen Schritten über den Platz heimwärts. Das Peterli-Lisi schaute ihm nach und sagte ärgerlich vor sich hin: „Jetzt löffelt der dumme Bub schon wieder dem Scheunenpürzlermaidli nach, das ist einfach ein Skandal."

Beim Mittagessen fragte Frau Marie: „Du, Joseph, hast du deine Schulaufgaben gekonnt heute?"



Digitized by Google

Der Bub wurde unsicher und verlegen, weil er glaubte, die Mutter sei seinem Ausflug durchs Fenster auf den Sprung gekommen. Er antwortete deshalb: „Ja, und warum denn?"

„Es interessiert mich nur, weil ich wissen wollte, ob der gestrige Abend für etwas gut gewesen ist oder nicht," entgegnete Frau Marie spöttisch lächelnd.

Aber ganz ruhig sagte Joseph darauf zwar richtig, aber altklug: „Es ist jedes Ding immer für etwas gut."

Verblüfft schaute ihn Frau Marie an und Marian behielt vor Überraschung über ihres Bruders Antwort den Löffel länger im Munde als nötig war. Die Mutter entgegnete jedoch freundlich: „Es ist gut, daß du einsiehst, daß eine Strafe nützlich sein kann, darum wirst du in Zukunft kein freches Mundwerk mehr haben.

„Oder gerade darum, Mutter," warf Marian ein.

„Dumme Gans," brummte Joseph, der seine Schwester liebte, aber nicht als Respektsperson betrachtete.

„Du sollst anständig gegen Marian sein und dich nicht immer wie ein Flegel benehmen," tadelte Frau Marie.

Als die Nachmittagsschule zu Ende war, lief Joseph wieder auf den Kirchplatz. Seine Schulmappe hatte er, um nicht unnötig belastet zu sein, in der Schule gelassen. Er konnte zwar infolgedessen seine Schulaufgaben am Abend nicht machen und der Mathematiklehrer machte ihm darum, obschon er ihn damit entschuldigte, der Bub habe den Kirchweihrummel im Kopfe, im Fleiß eine vier und in der Leistung eine drei. Der Mann hatte die Überzeugung als Pädagoge, daß man nicht ungestraft sündigen



Digitized by Google

dürfe, daß aber die größte Sünde eines Lehrers die sei, eine Sünde des Schülers spurlos hinzunehmen, anstatt zu strafen.

Als Joseph auf den Kirchplatz kam, war die Stadt der fahrenden Leute bereits aufgebaut, denn am nächsten Tage begann der Jahrmarkt. Die Stände, Buden und Zelte machten zwar denselben Eindruck wie ein schlafendes seltenes Tier. Denn die Herrlichkeiten des Marktes und Vergnügens waren gut versteckt, und die zugezogenen Zelte und geschlossenen Buden reizten die Neugierde und verrieten nichts von ihren Geheimnissen. Joseph schlenderte lange Zeit auf dem Platz herum. Einige Male umkreiste er das große Zelt der Morgenthalerschen Tunnelbahn, weil es die Wagen, die auf seiner Hinterseite standen, verbarg. Er ließ sich's aber nicht verdrießen, machte diesen Rundgang und erblickte endlich Rosa, die mit ihren zwei Wassereimern aus dem Papierladen Dontenwil von der Pfarrgasse herkam. Rasch ging er dem Mädchen entgegen und fragte:

„Was ist denn das? Holst du dein Wasser nicht mehr in Peterli-Lisis Laden?"

„Nein," antwortete das Mädchen, „das ist eine grobe Frau, sie jagte mich heute morgen fort und sagte, ich möchte das Wasser holen, wo ich wollte, ihretwegen beim Kuckuck, sie hätte für derlei Leute keine Wasserleitung machen lassen für ihr teures Geld. Aber solche Dinge bin ich schon gewöhnt, Joseph."

„Daß die so grob ist, wußte ich gar nicht," sagte Joseph.

Die beiden gingen eine Weile stillschweigend nebenein-



Digitized by Google

ander her. Als sie beim Wohnwagen anlangten, sagte Rosa bittend: „Du Joseph, heute nacht kommst du aber nicht an den Wagen, ich möchte nicht, daß es eine neue Schlägerei gibt."

„Ich fürcht mich nicht, Rosa, das darfst du mir glauben!"

„Das weiß ich schon, aber du mußt mir versprechen, daß du nicht kommst, ich nehme dich dann morgen auf unserer Tunnelbahn in die Drille, es darf sonst niemand hinein, als du und ich, du wirst sehen, das wird fein."

„Also versprichst du's?"

Joseph zögerte, sagte aber zu, als das Mädchen drängte.

„Ich komm heute nicht mehr heraus aus dem Wagen, aber morgen mittag können wir uns wiedersehen, du kommst doch, Joseph?"

„Das kannst du sicher sein, Rosa."

„Also morgen mittag setzen wir uns in die Drille, ich muß jetzt gehen."

Das Mädchen lief die Treppe zum Wagen hinauf, leichtfüßig, trotz der Wassereimer. Joseph machte nun der ganze Jahrmarkt kein Vergnügen mehr. Er ging deshalb vom Platze weg, durch das Städtchen dem Rheinufer entlang, der Fähre zu. Er achtete aber weder auf den Weg, noch auf das, was links oder rechts daran lag, noch hörte er das rauschende Lied des Rheins. Er dachte nur an das fremde Mädchen; das ist ja bei jedem einmal so gewesen, daß irgend einer Mutter liebes Kind zum Alpha und Omega geworden ist. Die Zeit jedoch und die Reihe der Tage, also diese Sache, die gemeinhin als Reife be-



Digitized by Google

zeichnet wird, gewöhnen den meisten Leuten der Jugend Überschwang von selbst ab. Wahrscheinlich muß dem so sein, vielleicht ist es aber auch schade darum. So ging Joseph dahin, nichts anderes im Kopfe, als seine unruhige, und weil er nicht wußte woran er war, große Verliebtheit, und das Dumme war, daß er nicht merkte, daß es überhaupt so war. Als er vor einer schönen Buche stand, die kerzengerade aus dem steilen Rheinbord emporwuchs und hoch über dem Unterholz ihrer Krone das erste grüne Laub aufsetzte, blieb er stehen. Er zog das Messer aus seiner Tasche und begann die Rinde der Buche zu malträtieren, mit kühnem Bogen schnitt er ein ellenlanges Herz ein. Als er damit fertig war, wollte er ein „R" fein säuberlich einschneiden. Aber er hielt auf einmal inne.

„Nein, das machen ja alle dummen Gymnasiasten, das hat der Deglermüller auch gemacht, als er mit dem Bertli Beberich gegangen ist; er schnitt ein scheußliches Herz und Buchstaben in die Kastanie im Schulhof und hat dafür dann Arrest bekommen. So etwas mach' ich nicht!"

Joseph faßte das Messer fest am Griff und stieß ärgerlich die Spitze in den Stamm. Er traf, ohne daß er danach gezielt hatte, mitten in das Herz hinein. Rasch ging er am Rheinufer weiter, Wallbach zu. Die Sonne begann schon rot zu werden und rüstete sich, sanft wegzugleiten, damit sie der Nacht Platz mache, als Joseph umkehrte. In raschen Schritten eilte er zurück zum Städtchen. Als er wieder an der Buche, der er seine Gefühle hatte anvertrauen wollen und die er dann aus Ärger mißhandelt hatte, vorbei kam, lief aus der Mitte des ein-



Digitized by Google

geschnittenen Herzens ein dunkles Band über die Rinde hinab. Der Baum weinte.

Am nächsten Tage konnte sich Joseph nach dem Mittagessen wieder nicht schnell genug den Mund abwischen, um auf den Kirchplatz zu kommen. Frau Marie sagte deshalb mißbilligend:

„Wenn du jetzt nur nicht noch aus dem Häuschen kommst mit deinem kindischen Jahrmarktsdusel; ich glaub', du gingst ohne Geld, so eilig hast du's." Sie legte ihm einige kleine Silberstücke hin: „Da, hast du Taschengeld, aber verbrauch nur nicht alles auf einmal, bring' noch etwas davon mit nach Hause," ermahnte sie ihn voller Fürsorge, als Mutter ja keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, eine gute Saat zu streuen.

„Dank' schön, Mutter," sagte Joseph, steckte das Geld gleichgültig ein und lief davon.

Auf dem Kirchplatz orgelte und trompetete es durcheinander. Dazwischen hinein hämmerten die Glocken an den Ständen der Schiffschaukeln. Der Jahrmarkt war in vollem Betriebe. Die Leute, große und kleine, zwängten und drängten sich durcheinander, vor den Ständen handelte ein Teil, andere standen davor und rissen Mund und Augen auf. An den Schießbuden schossen die Burschen serienweise und man hörte bald ein mißtönendes Gorgel, wenn ein Schuß traf, und ein dauerndes „Dätsch, Dätsch" der anschlagenden Kugeln. Die Jugend jedoch stürmte die Karussells, nachdem sie sich rasch an einem Stande Zuckerstangen oder anderes Schleckzeug gekauft hatten. Das alles achtete Joseph nicht. Er stieß die



Digitized by Google

Leute, schlängelte sich durch, und hatte nur zu eilen, um zu der Morgenthalerschen Tunnelbahn zu gelangen.

Diese war eine neue Sache für das Städtchen. Die Hälfte der Runde war in einen Tunnel aus bemalten Zelttüchern umgewandelt. Das Innere dieser Tuchhalle wurde von einem kleinen Lichtlein spärlich beleuchtet. Die nur vom Dache bedeckte andere Hälfte stand seitlich offen. Einige Stufen führten im Halbrund auf einen breiten, ebenen Absatz. Eine große Scheibe, auf der hölzerne Schweine und Rosse, Wagen und Drillen aufgeschraubt waren, wurde durch eine verborgene Maschine in raschen Gang gebracht. Außerdem konnten die Insassen einer Drille diese um ihre eigene Achse in rasende, schnelle Drehungen bringen. Die Burschen und die Schwestern Morgenthaler teilten sich auf der Scheibe in die Arbeit des Einkassierens.

Auch Rosa sammelte Geld ein; sie sprang von der Scheibe und wieder hinauf, spielerisch und voller Anmut. Joseph stand eine Weile vor der Treppe und schaute dem Mädchen zu. Es hatte ein Röckchen an, das ihr knapp bis zu den Knien reichte, und das, wenn das Mädchen auf- oder absprang, wie ein Fähnchen im Winde flatterte. Die zum Zopfe geflochtenen Haare, mit einer großen Masche darin, wirbelten hintendrein. Als Rosa des Josephs ansichtig wurde, nickte sie ihm zu und winkte ihm lächelnd. Der Bursche ging eilig die Treppe hinauf und das Mädchen führte ihn in eine Drille. Sie rief der ältesten Schwester zu: „Kassier' du für mich ein paarmal ein."

Als die Orgel „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten"



Digitized by Google

ſpielte, begann die Scheibe ſich zu drehen. „Es iſt fein, daß du gekommen biſt, Joſeph," ſagte Roſa, Joſeph drückte ihr raſch die Hand. „Paß auf, jetzt will ich die Drille einmal laufen laſſen," rief das Mädchen ihm durch das Rattern der drehenden Scheibe, Kindergejubel und Gelächter und dem Lärm der Orgel zu. Sie faßte ihn mit einem Arm um die Hüfte, er legte den ſeinen um ihre Taille, ſo daß ſie feſt aneinandergepreßt ſaßen. Für Joſeph war das eine Seligkeit. Das Mädchen drehte nun die Drille zu raſendem Laufe an und ließ auch nicht nach, als die Scheibe ſtille ſtand. So flog Joſeph mit Roſa auf der Tunnelbahn in das Land der Seligkeit immer tiefer hinein. Nach allen Menſchen in ſeinem Heimatſtädtchen fragte er nichts mehr, denn die ganze Welt und der Inbegriff des Glückes war ihm jetzt dieſe drehende Scheibe und er mit dem Mädchen in der Drille.

Alles hätte nun ganz ſchön ſein können, aber leider werden die Sterblichen des ungetrübten Glückes nicht ſo leicht habhaft. In der Regel hat der Teufel ſeinen Pferdefuß dahinzuſetzen, wo es ſchön wäre, und alles Denken an die Unendlichkeit von Zeit und Raum weſenlos. Vielleicht kommt das daher, daß der Teufel ſeit den Zeiten des Doktor Fauſt an alle Menſchen ein Anrecht zu haben ſcheint, die ſagen können: „Könnt ich zum Augenblick ſagen, verweile doch, du biſt ſo ſchön." Wie dem aber iſt, Joſeph war die drillenden Bewegungen nicht gewohnt, und wenn er die erſten Gefühle einer Art von Seekrankheit auch wacker bekämpfte, um ſein Glück zu halten, wo er glaubte es gefunden zu haben, mit der Zeit



Digitized by Google

wurde die Drille Meister. Die unangenehmen Gefühle, Schwindelanfälle, steigerten sich und mit einem Male kam Joseph ein heißer Zug vom Magen die Kehle hinauf, dem allsogleich ein schier unbezwingbarer Brechreiz folgte. Darum lehnte er seinen Kopf auf des Mädchens Schulter und stöhnte:

„Rosa, hör' auf, mir wird schlecht, ich muß mich erbrechen."

Das Mädchen stoppte die Drille mit kurzen Bewegungen sofort ab und schaute verdutzt auf den Burschen. „Du bist ja kreideweiß im Gesicht, was hast du denn, Joseph?"

„Oh, mir ist sterbensübel, Rosa, und ich kann nicht unter die Leute, ich glaube, ich falle um, wenn ich aufstehen will," antwortete Joseph stöhnend.

„Komm' mit mir, armer Bub', stütz' dich fest auf mich, ich führ' dich schon."

Als die Scheibe im Tunnel anhielt, faßte Rosa den schwankenden Burschen, der unsicher auf den Beinen war wie ein Betrunkener, und half ihm von der Scheibe herunter. Sie führte ihn an einen Vorhang aus Zelttuch, den sie zurückschlug und zog ihn rasch in einen kleinen Raum, der eine Art Werkstätte darstellte. Rasch drückte sie ihn auf einen Stuhl nieder und sagte tröstend:

„Es wird dir gewiß bald wieder besser, Joseph, wart', ich hol' dir ein Glas Wasser."

Sie eilte davon, und Joseph schloß die Augen, halb weil ihm übel war und halb aus Seligkeit. Rosa kam mit einem Glas Wasser zurück, legte ihm die freie Hand in den Nacken, mit der anderen führte sie ihm das Glas



Digitized by Google

an den Mund. Wie eine gute, barmherzige Schwester sagte sie tröstend: „Trink' jetzt, Joseph, dann ist dir bald wieder besser."

Der Bursche trank in langen Zügen das kalte Wasser, das ihm gut tat. Das Mädchen holte einen zweiten Stuhl, den es neben Joseph hinstellte. Es legte ihm einen Arm über die Schulter und zog seinen Kopf zu sich auf ihre Brust. Joseph hielt die Augen geschlossen, aber über sein blasses Gesicht ging ein glückliches Lächeln. Keines der beiden sprach ein Wort.

Von der Schaubude nebenan tönte durch den Lärm die grelle Stimme des Ausrufers zu den zwei jungen Menschen hinein; er schrie: „Hereinspaziert, meine Herrschaften, immer hereinspaziert, Sie können hier das Großartigste sehen, was überhaupt bis heute existiert, also auch das Beste, was am Platze ist. Den Taucher im Riesenbassin, unter Wasser, an seiner Arbeit, in den Pausen die Dame ohne Unterleib. Meine Herrschaften. Den Taucher im Riesenbassin —"

„Du hast doch hoffentlich dem Peterli-Lisi nicht die Käseglocke gestohlen und reisest jetzt als Riesenbassin damit," schrie im Baß ein Witzbold aus dem Volke dem Ausrufer zu.

Die beiden jungen Menschenkinder achteten das Geschrei und Georgel außerhalb ihrer Zeltwände nicht. Das Mädchen ließ seinen Kopf langsam auf Josephs Haare sinken und ohne Ziererei sagte sie, wie sie fühlte:

„Du armer Kerl, das macht nichts, daß dir schlecht wurde, du bist's nicht gewohnt." Dann gab sie ihm



Digitized by Google

einen Kuß mitten auf den Haarschopf. „Ich hab' dich jetzt noch lieber, glaub' ich."

Da legte Joseph seinen Arm um das Mädchen, und ohne daß sie wußten, wie das kam, küßten sie sich und lachten.

„Ich muß jetzt wieder hinausgehen, bleib du hier sitzen, Joseph, ich komme rasch wieder," sagte das Mädchen, das holde Spiel unterbrechend.

„Geh' nur, Rosa, ich wart' hier auf dich," entgegnete er voll zufriedenen Glückes, wie dieses nur junge Menschen haben können. Er wußte jetzt, daß er das Mädchen lieb hatte.

So ging es bis zum Abend, und als bald Schluß des ersten Tages war, kam das Mädchen und sagte: „Das nächste Mal ist's die letzte Runde, dann mußt du gehen, wir sehen uns morgen wieder."

Sie herzten sich noch einmal, dann verließ Joseph das kleine Zelt und die Tunnelbahn. Er stolperte, ohne auf irgend etwas zu achten, glückselig nach Hause. Das Peterli-Lisi hatte ihn aber kommen und gehen sehen, denn es hatte wohl achtgegeben. Es war sozusagen den ganzen Nachmittag, bis in die Nacht, auf dem Anstand gewesen, um diesen Liebesvogel zur Strecke zu bringen. Sie sagte: „Jetzt hockt dieser junge Lunzi, der ausgeschämte, vom Mittag bis zum Schluß auf der Tunnelbahn bei dem liederlichen Menschlein. Wart, ich will dafür sorgen, daß das ein Ende hat. Es wundert mich nur, was er getrieben hat und wo er sich versteckte, nachdem er aus der Drille gegangen ist mit dem Menschlein, der Lausbub."



Digitized by Google

## VII.

Am nächsten Vormittag sagte das Peterli-Lisi zu ihrem Manne, dem Heider: „Du bleibst einmal eine Weile im Laden, bis ich wiederkomme, ich habe etwas zu tun.“

Dem Heider gefiel es gar nicht, den Laden zu hüten und den Leuten allerlei Dinge zu verkaufen; jedoch war er zu gut erzogen und vor allem das Joch seiner Ehe schon zu sehr gewöhnt, als daß er reklamiert hätte, er entgegnete nur: „Aber komm' bald wieder, ich muß noch auf den Bauplatz gehen heute morgen, Peterli-Lisi.“

„Wenn man dich hört, Heider, würde man glauben, du schaffst dir die Hände weg, du wirst schon noch mit der Arbeit fertig werden den lieben langen Tag,“ fertigte ihn das Peterli-Lisi ab und machte sich auf den Weg zum Seifensieder Lauber.

Dieser saß in seiner Wohnstube, die ihm Privatbureau und Wohnraum war, hinter dem Schreibpult schon seit dem frühen Morgen an seinen Büchern. Als die Frau Heider eintrat, legte er die Schreibfeder nicht aus der Hand, er schaute nur über seine Brille hinweg und fragte



Digitized by Google

unwirsch, denn er liebte es nicht, am Vormittag an der Arbeit gestört zu werden: „Was willst denn du schon, Peterli-Lisi? Mach rasch, ich hab' bei Gott wenig Zeit übrig."

„Herr Lauber," begann das Peterli-Lisi, „ich komm' nicht meinetwegen; ich glaube das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist viel wichtiger für Sie und Frau Reichmann als für mich."

„Was ist denn los, Peterli?" fragte der Seifensieder verwundert.

„Es dreht sich um den Joseph, Herr Lauber, der Lausbub macht Dummheiten."

„Was macht er? Peterli, rück' heraus mit der Sprache," sagte der Seifensieder. Er legte seine Feder aus der Hand und schob die Brille von der Nase weg auf die Stirn.

„Er hat da mit einem Scheurenbürzlermaidli angebändelt."

„Nun, da wird er, wenn der Jahrmarkt erst vorbei ist, von selbst wieder abbändeln, Peterli, meinst du nicht auch," sagte der Seifensieder ziemlich gleichgültig.

„Das glaub' ich nicht; Sie müssen die beiden erst einmal zusammen sehen, Herr Lauber, es ist eine Schande, wie der Bub das treibt." Das Peterli-Lisi erzählte dem Seifensieder von Josephs Liebelei so viel es wußte; zum Schlusse fügte es bei: „Sie sind doch sein Vormund, und der Joseph ist im besten Alter, wenn da irgend etwas Dummes passiert; dann ist es nicht einmal eine solide Bürgerstochter gewesen."

Der Seifensieder wurde nun doch nachdenklich, nach



Digitized by Google

einer Weile blickte er das Peterli durch seine Brille scharf an und fragte unvermittelt: „Warum sagst du mir aber das alles, Peterli-Lisi, und warum ereiferst du dich wegen dieser Sache so sehr?“

Das Peterli-Lisi war durch die Frage zuerst verblüfft, aber rasch entgegnete es: „Weil's mich interessiert, und zudem hat der Bub als Kind mit meinem Peterli gespielt, Herr Lauber.“

Der Seifensieder zog die Luft durch seine Zahnlücken pfeifend ein, dann sagte er: „Ach, darum, Peterli-Lisi, jetzt begreif' ich dich. Nun, ich hab' ja immer Respekt vor dir gehabt; was du da meinst, und warum du den Joseph behütest, wär' gar nicht so dumm, also dein Peterli und der Joseph, das ließ sich einmal hören.“

„Machen Sie vorerst keine Witze, die Kinder sind ja noch viel zu jung.“

„Aber sie werden älter, Peterli-Lisi, dazu brauchen sie beide nichts zu tun. Doch sag' ich dir vorerst dank' schön; ich will mir heut' mittag das Ding einmal ansehen, und dann werden wir den Joseph bald gebändigt haben.“

Zufrieden ging das Peterli-Lisi in seinen Kramladen zurück und ließ gut gelaunt den Heider für einige Stunden frei laufen. Ja, sie zog die Ladenkasse hinaus und sagte freundlicher als sonst zu ihrem Manne:

„Nimm dir noch etwas Geld mit, aber nicht zuviel, Heider; es ist ja jetzt Jahrmarkt, da muß ich ein Auge zudrücken.“

Der Heider war ganz verwundert, aber es steckte noch zuviel von seinem einstigen Wesen in ihm, als daß er



Digitized by Google

nicht die Situation erfaßt hätte. Er tat einen ordentlichen Griff in die Kasse, zog die Hand zurück, ohne seine Frau hineinblicken zu lassen, und lebte einige Tage wieder einmal nach langer Zeit als großer Herr. Im Schützen zechte er sich ein kleines Räuschlein an, und als er so weit war, sagte er schmunzelnd zum Schützenwirt:

„Wenn meine schöne Frau einmal gestorben ist, will ich alle Tage so leben, aber jetzt ist mit dem Geizteufel nichts anzufangen."

„Es waren früher doch andere Zeiten, Heider, ich könnte den Lauber, wenn ich daran denke, umbringen."

„Daß wir nun derart festsitzen, daran ist kein anderer schuld als der Lauber."

„Der hat aber dabei sein Schäfchen ins Trockne gebracht, Heider."

„Wir müssen ihm das doch einmal ganz gehörig sagen, Schützenwirt."

Der Schützenwirt hätte dies schon gern getan, aber er wollte mit dem Lauber nichts zu tun haben, denn er brauchte die Gewerbebank zu sehr und zu oft, deshalb nahm er sein Glas und stieß mit dem Heider an: „Der Wein ist gut, Heider," sagte er.

„Verdammt gut, Schützenwirt."

Da kam der Lauber zur Tür herein in die Wirtsstube. Als er den Heider im Stadium erblickte, fragte er: „Was ist denn mit dir los, Heider, hast du dem Peterli-Liesi die Ladenkasse gestohlen und besaufst dich jetzt?"

„Das geht dich einen Dreck an, Lauber," brauste der Heider auf, „du gibst mir auf alle Fälle kein Geld und



Digitized by Google

von dir wollte ich auch keines, denn das ist alles aus dem Unglück deiner Freunde zusammengescharrt."

„Du bist ein alter Narr, Heider," sagte der Seifensieder grob.

„Die Wahrheit hörst du eben nicht gern, Lauber, aber eines ist sicher, dein Vermögen hast du nicht auf reelle Weise zusammengebracht." Der Heider ließ nicht ab.

Aber der Seifensieder Lauber blieb ruhig, er hatte schon zu oft über solche Dinge reden gehört, darum sagte er sachlich und gleichgültig: „Daß ihr Lumpen es zu nichts bringen könnt, ist nur natürlich, darum frißt euch schier der Neid. Aber wenn ihr arbeiten und Geld verdienen könntet wie ich, euch möchte ich einmal sehen, ob ihr's nicht nehmen würdet."

„Das ist nicht wahr, ich würd's nicht tun, ich aufs wenigste, das kann ich dir schon sagen," entgegnete der dicke Heider.

„Du redest saudummes Zeug zusammen, Heider, geh' nach Haus und schlaf' deinen Rausch aus, dann komm bescheiden wieder und halt' dein Maul," sagte Lauber.

„Ich red' was ich will und soviel ich will," protestierte Heider aufgebracht.

„Ach was, geh' nach Haus und denk' daran, was das Peterli-Lisi sagt, wenn's dich in deinem Affen sieht, ich möchte nicht in deiner Haut stecken."

Diese Mahnung des Lauber verfehlte die Wirkung auf den Heider nicht. Der Schatten seiner Frau war etwas, das der Heider sogar im Rausche auf seinem Wege sah



Digitized by Google

und das er fürchtete. Er wurde mit einem Male still und nach einer Weile zahlte er und verschwand schwankend. Als er zu Hause ankam, blickte ihn das Peterli-Lisi nur flüchtig an, dann sagte es verächtlich:

„Geh' in dein Bett, Heider."

Der Heider gluckste und verschwand. Im ehelichen Schlafzimmer zog er sich aus, warf seine Kleider unordentlich auf einen Stuhl und bald darauf schnarchte er. Als das Peterli-Lisi zu Bette ging, hing es die Kleider ihres Ehemannes in bester Ordnung über die Stuhllehne, dann sagte es: „Nein, es ist bei Gott nichts wert, daß man sich soviel Mühe macht, um zu einem Manne zu kommen, auch wenn man gar nicht viel von ihm erwartet."

Der Lauber lief am Nachmittage wie zufällig über den Kirchplatz, um den Jahrmarkt anzuschauen. Am längsten hielt er sich vor der Tunnelbahn der Geschwister Morgenthaler auf. Er schien großen Spaß an dem Leben der Jugend zu haben. In Wirklichkeit beobachtete er den Joseph, der auf einem Schweine wie auf einem Pferde saß und mit der Reiterin neben sich, der Rosa, scharmuzierte. So ging es einige Touren, und den beiden schien die Zeit gar nicht lang zu werden. Auf einmal jedoch waren das Mädchen und der Bursche nicht mehr zu sehen, die Tunnelbahn hatte der Joseph aber nicht verlassen: „Wo zum Kuckuck treiben sich die beiden herum?" fragte sich der Seifensieder verwundert. Als aber nach längerer Zwischenpause für kurze Zeit das Mädchen alleine wieder zum Vorschein kam ohne Joseph, um gleich darauf wieder



Digitized by Google

zu verschwinden, ging Lauber langsam um die Tunnelbahn rund herum. Er kam so zur Stelle, wo die kleine Werkstätte aus Zeltwänden sich aus dem Rund ausbuchtete. ‚Aha, hier wären die Leutchen," sagte er zu sich.

Dann ging er gemächlich seiner Wohnung zu. Er überlegte sich, was er tun sollte. Im Grunde genommen begriff er den Joseph, denn das Mädchen war schön und jung. Er wollte aber vorbeugen. Denn man wußte nie, was vorfallen könnte bei jungen Menschen. Er dachte an sich, wie er einst noch ein junger Kerl gewesen war. „Nein, das taugt nicht, das schickt sich nicht zusammen, morgen muß die Sache zu Ende sein, mögen die beiden das Heute noch für sich haben," entschloß sich Lauber.

Und danach handelte er. Am nächsten Vormittag ging er zum Bürgermeister, dem in dem Städtchen die Polizei unterstand. Der Bürgermeister war ein Mann, der sich biegen und drehen ließ. Er hatte eine rabiate Frau und einen Stall voll Kinder, aber keine eigene Meinung. Für ihn hieß es nur, sich überall gut stellen und tun, was ihm am meisten Freude machte.

„Herr Bürgermeister, geben Sie mir einen Polizisten mit, ich habe eine kleine Familiensache mit den Jahrmarktleuten zu erledigen, ich brauche den Mann nur als Druckmittel, es ist sonst nichts dabei," sagte Lauber. Er kannte den Bürgermeister wohl und wußte genau, daß er nicht nötig hatte, ihm eine größere Aufklärung zu geben.

„Wenn ich Ihnen dienen kann damit, Herr Lauber, der Malzacher ist jetzt auf der Wachstube, er soll mit Ihnen gehen," entgegnete der Bürgermeister. Er tat das zwar



Digitized by Google

nicht gern, da aber der Lauber nebenbei Gemeinderat war, am meisten jedoch als Geschäftsmann zu fürchten war, wollte und mußte er ihm willfahren.

Der Seifensieder holte sich den Polizisten Malzacher aus der Wachstube und ging mit ihm zum Wohnwagen der Geschwister Morgenthaler. „Bleib hier vor der Tür stehen, Malzacher, und laß keinen hinein," ordnete der Seifensieder an.

„Jawohl, Herr Lauber," sagte Malzacher und stellte sich in Positur.

Der Seifensieder ging die Treppe hinauf, klinkte die Tür auf und trat in den Wohnwagen ein. Die beiden ältesten Schwestern waren nicht anwesend, Rosa kochte und der Bruder Morgenthaler zählte die Einnahmen des gestrigen Tages, am Tisch sitzend, zusammen. Er freute sich, so gute Geschäfte gemacht zu haben. Höflich sich verbeugend fragte er:

„Was steht zu Diensten, Herr?"

„Sind Sie der Meister von der Tunnelbahn?" fragte Lauber.

„Ja."

„Gut, dann schicken Sie bitte das Mädchen dort hinaus, ich muß mit Ihnen allein reden," verlangte Lauber.

„Geh' hinaus, Rosa," hieß der Bruder Morgenthaler seine Schwester.

Als Rosa gegangen war, und sich die beiden Männer alleine im Wagen befanden, ging der Seifensieder gleich scharf in's Zeug. „Das Mädchen da, das ja sehr schön ist, und der Sohn angesehener Bürgersleute von hier haben



Digitized by Google

etwas zusammen angesponnen. Die beiden dürfen nicht mehr zusammenkommen. Sie müssen das Mädchen daran verhindern, sich wieder auf der Tunnelbahn zu zeigen, auch sonst darf es nicht im Städtchen ausgehen, haben Sie begriffen?"

„Ganz und gar, Herr," antwortete Morgenthaler, „aber ich kann auf die Arbeit des Mädchens nicht verzichten."

„Sie müssen das können," verlangte Lauber energisch.

„Es geht nicht, außer Sie würden mich entschädigen. Das Mädchen ist schön und jung, es zieht mir die Leute an, es ist meine beste Kraft, nein, es geht nicht, Herr!", der Bruder Morgenthaler witterte ein Geschäft. Aber er kam beim Seifensieder Lauber nicht gut an, denn dieser antwortete grob:

„Larifari. Es geht, und damit basta. Wenn Sie nicht wollen, laß ich Ihnen die Bude einfach schließen. Schauen Sie zum Fenster hinaus, ich habe zur Vorsicht einen Polizisten mitgenommen. Tun Sie nicht freiwillig, wie ich will, dann gebe ich Befehl, daß der Mann meinen Willen mit Gewalt durchsetzt, Sie kommen nicht darum herum. Nur wird Ihre Drehmühle nicht mehr orgeln hier, wenn Sie nicht freiwillig tun, was ich will."

Der Bruder Morgenthaler öffnete das Fenster und schaute hinaus. Draußen stand der Polizist Malzacher breitspurig vor dem Wagen. Rosa wollte gerade die Treppe hinaufgehen, der Polizist hinderte sie daran, indem er seinen Arm steif ausstreckte, zwischen die Wagentür und Rosa hinein. Das Mädchen mußte auf dem untersten Tritte stehen bleiben.



Digitized by Google

„Sie können nicht hinein, es darf einstweilen niemand hinein."

„Aber das Essen brennt mir ja an, ich wohne doch im Wagen."

„Da bin ich nicht schuld daran, Sie dürfen nicht hinein."

Da sagte der Morgenthaler kleinlaut zum Seifensieder Lauber: „Ich will mein Möglichstes tun, Herr, nur nehmen Sie mir den Polizisten vom Wagen weg."

Vom Kochherd kam ein brenzlicher Geruch angebrannter Speisen. „Hätten Sie keinen Starrkopf aufgesetzt, könnte schon längst alles in schönster Ordnung sein, und Ihr Essen wäre gut geworden. Aber merken Sie sich, wenn Sie gegen meinen Willen sind, laß ich sofort Ihre Bude polizeilich schließen. Guten Tag."

„Guten Tag, Herr," grüßte Morgenthaler und geleitete ehrerbietig den Seifensieder zur Tür hinaus.

„Du kannst jetzt abtreten, Malzacher," befahl der Seifensieder draußen dem strammstehenden Polizisten und eilte zufrieden in seine Seifensiederei.

Der Bruder Morgenthaler ging wütend im Wagen auf und ab, und als der brenzliche Speisegeruch immer stärker wurde, rief er: „Und dazu brennt noch das Essen an, komm herein, Rosa und schau nach der Küche, da verbrennt ja alles."

Rosa kam eilig und rettete, was noch zu retten war. „Was soll denn das alles?" fragte sie.

„Wenn du mit dem Kochen fertig bist, will ich dir's schon sagen," antwortete unwirsch der Bruder.



Digitized by Google

Als dann die Geschwister beim Mittagessen saßen, sagte die älteste Schwester: „Das ist ein Essen, pfui Teufel, es ist ja angebrannt!“

„Dafür kann ich nichts, ich mußte hinausgehen, und als ich wieder hinein wollte, ließ mich der Polizist einfach nicht herein,“ verteidigte sich Rosa.

Da legte auch der Bruder den Löffel weg: „Nein, das Zeug ist wirklich nicht zum fressen!“

Er ging im Wagen mit kurzen Schritten hin und her. Nach einer Weile blieb er vor Rosa stehen, die trotz allem das angebrannte Essen sich schmecken ließ. „Du, Rosa, dein Gespusi, das du da angefangen hast, ist sicher mit dem Jungen, der dir das Wasser getragen hat, he?“ fragte er.

„Das geht niemand etwas an, laß mich in Ruh mit solchen Sachen,“ lehnte Rosa jede Auskunft ab.

„Ach was, ich weiß Bescheid, Rosa. Mir selbst wär das ja egal, aber deinetwegen schicken sie mir die Polizei auf den Hals, ihr dürft nicht mehr zusammenkommen, du mußt im Wagen bleiben, darfst nicht heraus, sonst schließen sie mir den Betrieb.“

„Das dürfen sie nicht, wir haben unser Platzgeld bezahlt,“ protestierte die älteste Schwester.

Der Bruder machte eine große Handbewegung und entgegnete den Schwestern: „Was wollt ihr machen? Nichts ist zu machen, nur schaden können wir uns. Sie werden mit dem Polizisten kommen und schwupp dich, die Tür ist geschlossen. Nein, da gibt's nichts anderes, als die Rosa



Digitized by Google

geht nicht mehr zum Wagen heraus, so lange wir hier sind."

„Nein, das tue ich nicht," sagte Rosa trotzig, „ich mach was ich will und was mir paßt, das geht gar niemand etwas an."

Der Bruder Morgenthaler antwortete nicht. Er stand nur auf und ging zu den Fenstern hin und schraubte den Handgriff des Fischbandverschlusses ab, das kleine Beifenster ließ er intakt zur Lüftung. Dieses kleine Fensterlein war jetzt das einzige, das von allen sich noch öffnen ließ. Als er so weit war, erklärte er:

„Schau, Rosa, das muß jetzt schon so sein, wir sind die Schwächeren, wär's anders, gäb ich nicht nach. Darum darfst du nicht mehr aus dem Wagen, solang' wir in diesem Städtchen sind. Tagsüber bleib ich hier, auch am Abend, ich kann meinen Schoppen auch im Wagen trinken, und während wir an der Arbeit sind, schließ ich von außen die Tür zu."

Rosa horchte nur hin und sagte nichts. Sie stellte sich an das Fenster und schaute hinaus auf den Rhein. Warum das alles so war, begriff sie nicht, sie merkte nur, daß eine harte Hand ihr eine große Freude gebrochen hatte, weil sie nieder und gering war.

„Ja, weißt du Rosa, es wird dir noch manches passieren, ich hab schon viel erlebt, denn für den guten Bürger haben wir Jahrmarktsleute alle die Räude." Als Rosa sich auf kein Gespräch einließ, sagte er zur ältesten Schwester: „He, lauf zum Schützenwirt und hol mir einen Liter Schnaps und die Korbflasche voll Wein."



Digitized by Google

Der Bruder Morgenthaler richtete sich zum Bleiben und zum Wachen ein.

Der Seifensieder Lauber aber ging noch vor Mittag zur Frau Marie. Er redete allerlei mit ihr, besonders vom Lauf der Dinge, und daß man älter werde. Man sehe dies an den Jungen, die aufwachsen wie Bäume und groß seien, ehe man sich's versehe. Aber bis dahin hätten sie diese jungen Leute immer noch wie die Kinder behandelt, das sei im Grund genommen falsch, denn sie wären keine Kinder mehr, wenn sie auch noch nicht Erwachsene seien, halt so gerade zwischen Fisch und Fleisch drin. Er wolle sich nun mit den Kindern abgeben, besonders mit dem Joseph, denn das sei nun wichtig. Verwundert hörte Frau Marie diese Ausführungen, denn sie kannte den Lauber nicht gerade von der Gefühlsseite.

„Schick' mir heute gleich nach dem Essen, da hab' ich am besten Zeit, den Joseph, ich möchte einmal mit ihm sprechen, um zu sehen, wie weit er schon über den Kindskopf hinaus ist."

„Wenn du glaubst, Götti, daß es nötig ist, schick' ich dir den Buben nach dem Essen," entgegnete Frau Marie und sah dem Seifensieder, der sich sofort verabschiedete, kopfschüttelnd nach. Beim Mittagessen sagte sie zu Joseph: „Bub, du gehst gleich nach dem Essen zum Götti Lauber, sei mir aber anständig und gesetzt, wie es sich für dein Alter schickt."

Als Joseph zum Seifensieder kam, saß der gerade beim Mittagessen; er begrüßte den Burschen freundlich und lud ihn ein, bei ihm am Tische Platz zu nehmen. Er wäre



Digitized by Google

mit dem Essen immer später daran als andere Leute, das sei er schon so lang gewöhnt, wie seine Frau selig tot wäre, seit seine beiden Töchter verheiratet seien, habe er sich als Einsiedler zurechtfinden müssen. Er schob den Joseph ein Stück Kuchen, sein eigenes Dessert, hin. „Nimm, Joseph," sagte er, „junge Leute haben ja solche Dinge gern, es ging mir auch einmal so." Jetzt sei ihm das Essen Nebensache geworden, für ihn gäbe es jetzt nur noch eines, und das seien seine Geschäfte. Er würde aufbauen, Schritt für Schritt und unbedingt sicher. Nur sei es ihm schwer, daß er keinen Sohn habe. Der älteste Tochtermann hätte sich freilich schon als sein Nachfolger geschickt, da er aber frühe gestorben, sei an den nicht mehr zu denken. Der andere Tochtermann tauge jedoch gar nicht für seine Geschäfte, der wäre ein Luftibus, ein Leichtsinniger, der das Geld nicht zusammenhalten könne, so einer vom Schlage des Heider und Keller.

„Schau, Joseph," fuhr der Seifensieder Lauber fort, „jetzt denk' ich an dich, du sollst einmal später mein Nachfolger werden."

Joseph war überrascht und wußte nicht recht, was er antworten sollte. Er drehte verlegen sein Stück Kuchen in den Händen herum und schaute vor sich hin auf den Tisch, als könnte er da wunder was für Dinge sehen. Und doch standen auf dem Tisch nichts anderes als die Suppenschüssel und die Platte mit Nudeln, daneben ein kleines Näpfchen mit gekochten Zwetschgen und das Besteck des Lauber. So machte Joseph einen erbärmlich hilflosen Eindruck.



Digitized by Google

Der Seifensieder schaute Joseph an und lächelte leicht; dann redete er wieder:

„Du kannst schon daraus sehen, daß ich mich dafür interessiere, wie du dich machen und entwickeln wirst. Hältst du dich und wirst ein tüchtiger Mensch, kannst du's als reicher Mann einmal gut bekommen. Da heißt es Opfer bringen, schon von frühauf und hart gegen andere und sich sein. Nur so kommt man voran."

Der Lauber brach ab und betrachtete den Burschen aufmerksam. Joseph war unruhig geworden, er sagte, mehr um etwas zu sprechen: „Götti, ich bin ja noch schier ein Bub."

„Nein, Joseph, du bist kein Bub mehr," entgegnete Lauber rasch, „schau, der eine wird rasch alt an Leib und Seele und der andere bleibt lange Zeit bübisch. Wer aber wie du in deinem Alter eine Liebschaft anfängt, muß wie ein Erwachsener angesehen werden."

„Wissen Sie das schon, Götti?" erwiderte Joseph zögernd und verwundert.

„Ja, Joseph, und darum, weil ich Pläne mit dir vorhabe, und nicht allein weil ich dein Götti und Vormund bin, will ich mich in diese Sache einmischen. Gegen das Mädchen sag ich kein Wort; nur das eine: das taugt nichts, ihr paßt nicht zusammen, ganz abgesehen davon, daß ihr zu jung seid; darum mußt du mit dieser Sache fertig werden. Das ist alles," sagte Lauber bestimmt.

Joseph schaute den Seifensieder groß an, nach einer Weile entgegnete er: „Aber Götti, ich hab das Mädchen lieb."



Digitized by Google

„Das glaube ich dir, Bub," sagte Lauber leise, „aber das taugt nichts. Mach einen Strich darunter, Joseph. Es wird nicht das letzte Mal sein, daß du mit etwas fertig werden mußt in deinem Leben, wenn's auch weh tut. Schau, Bub, wenn ich als alter Mann meine Erinnerungen hervorhole, merk' ich auch, daß alles sogenannte Glück weh tut und daß das Glück der Menschen in der Arbeit besteht und ein bitterernstes Gesicht hat."

„Ich hab' aber das Mädchen lieb, Götti," wiederholte Joseph. Er wollte Widerstand leisten und fand keine anderen Worte.

„Daß es dir jetzt noch weh tut, denk' ich mir schon, Bub, und ich weiß auch, daß man leichter raten als tun kann. Darum hab' ich vorgesorgt. Ich war bei den Leuten, du wirst das Mädchen nicht mehr sehen, dafür hab' ich gesorgt."

„Das durften Sie nicht, Götti," entgegnete Joseph rasch, „ich will das Mädchen wiedersehen."

Der Seifensieder lächelte nur vor sich hin, dann trat er an den Burschen heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte hart: „Ich will sehen, wie du mit dir fertig wirst, je nachdem ist deine Zukunft so oder so; ich glaubte immer, daß du deiner Mutter und nicht deinem Vater nachschlägst, jetzt wird sich's zeigen. Ich richt' mich darnach."

Joseph stand auf und sagte trotzig: „Ich will das Mädchen wiedersehen."

„Darüber sag' ich nichts, was ich in der Sache tun konnte, tat ich, geh jetzt, Joseph."



Digitized by Google

Der Bursche hielt immer noch das Stück Kuchen in der Hand; nun legte er es langsam auf den Tisch und verließ ohne Gruß das Zimmer. Der Seifensieder schaute ihm vom Fenster aus nach, wie er durch die Fischergasse gegen den Kirchplatz schritt. Er nickte vor sich hin, ging dann an sein Schreibpult, wo er die Brille auf die Nase setzte und ohne weiteres in aller Ruhe zu arbeiten begann.

Joseph aber eilte auf den Kirchplatz zur Tunnelbahn; aber Rosa war nirgends zu sehen. Er machte sich an die zweitälteste Schwester Morgenthaler heran und fragte: „Wo ist Rosa?"

„Sie darf den Wagen nicht verlassen," antwortete das Mädchen und drehte ihm den Rücken zu.

Da ging Joseph zum Bruder Morgenthaler, der hinter seiner Kasse saß und froh war, daß der Betrieb ein schönes Stück Geld abwarf. „Warum darf Rosa nicht mehr hierher kommen?" fragte Joseph.

„Junger Herr," antwortete der Bruder Morgenthaler, „machen Sie mir keine Ungelegenheiten und auch nicht meiner Schwester, lassen Sie uns in Ruhe, sonst bekomm' ich Geschichten. Sie sind noch imstand' und lassen meine Schwester einsperren, Ihre Leute, ich kann mit der Sache nichts mehr zu tun haben, gehen Sie nur."

„Nein, ich geh nicht, Sie müssen mich mitnehmen, wenn Sie von hier weggehen, Herr Morgenthaler," bat Joseph eindringlich.

Morgenthaler lachte laut heraus: „Das sind dumme Faxen, junger Herr, nein, schlagen Sie sich solche Dinge

aus dem Kopfe. Ich würde mich ja schon freuen, Ihrer Gesellschaft einen bösen Streich zu spielen, aber, Donnerwetter, die würden mir die Polizei nicht übel auf den Hals hetzen."

Seine Leute kamen zum Geldwechseln und Abliefern an die Kasse heran. Ohne Joseph weiter zu beachten, erledigte Morgenthaler die Geschäfte. Da ging Joseph weg. Er lief den ganzen Nachmittag im Walde herum und konnte dennoch keine Ruhe finden. Ihm war weh und bang; er glaubte, die Menschen hätten ihm das Beste genommen. Als er nach Hause kam, war er in sich gekehrt und wortkarg. Frau Marie war jedoch keine Frau, die ihre Kinder verzärtelte; deshalb ließ sie den Burschen gewähren, der sich sofort in seine Stube begab. Er legte sich in den Kleidern auf sein Bett, fand aber keinen Schlaf, er zählte den Stundenschlag, der vom nahen Turm kam. Als es zehn schlug, ließ sich Joseph wieder an der wilden Rebe in den Garten hinunter. Sein ganzer Wille ging dahin, das Mädchen zu sehen. Er lief durch das stille Städtchen auf den Marktplatz, und wie er schon einmal getan, schaute er durch das Fenster in den Wohnwagen hinein. Dort drin brannte das Licht, die Schwestern lagen in ihren Betten im Schlaf, und der Bruder Morgenthaler saß an dem Tische, die Schnapsflasche und das Weinglas vor sich, dem er kräftig zusprach. In ihrem schmalen Bette lag Rosa ohne sich zu regen, sie hatte das Gesicht der Wand zugekehrt und ihre Decke bis zum Kopfe hochgezogen. Joseph stand lange und schaute in den Wagen hinein. Aber Rosa rührte sich nicht; allem Anscheine nach lag sie schlaf-



Digitized by Google

los, um mit ihrer grünen Liebe fertig zu werden. Der Bruder Morgenthaler stand von Zeit zu Zeit auf und füllte aus der Korbflasche sein großes Weinglas wieder neu, dann und wann setzte er zwischenhinein die Schnapsflasche an den Mund und nahm einen herzhaften Zug. Noch ehe die Turmuhr elf schlug, löschte er das Licht. Da kehrte Joseph nach Hause zurück, trübselig und traurig zum Weinen.

Jeden Abend ging Joseph denselben Weg und immer mit dem gleichen Erfolge. Er tat es auch am späten Abend des Tages, an dem der Jahrmarkt zu Ende gegangen war. Da morgen die Tunnelbahn abgeschlagen wurde und noch am gleichen Tage die Fahrt in die nächste Stadt zum nächsten Markt angetreten werden sollte, hatte der Bruder Morgenthaler die Wache aufgegeben. Er hatte seine Burschen und die Schwestern zu einem Trinken und Essen im ‚Schützen' eingeladen, er forderte auch Rosa auf mitzukommen, aber das Mädchen wollte zu Hause bleiben. Der Bruder zuckte gleichgültig die Schultern und entfernte sich, doch schloß er von außen die Tür des Wagens zu. Rosa setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. Sie wußte, daß die Liebelei mit Joseph zu Ende war und empfand bitter, daß die Bürger mit Leuten von ihrem Schlage nichts zu schaffen haben wollten. So saß sie, als Joseph auf dem umgestürzten Wasserzuber stand und zum Fenster hineinsah. Da er Rosa alleine im Wagen erblickte, klopfte er an die Scheibe. Das Mädchen schaute auf und fragte:

„Wer ist da?"



Digitized by Google

„Ich, Rosa, mach auf!“

Wie ein Mensch, der müde ist von einer schwerer Arbeit, trat das Mädchen zum Fenster. Sie öffnete das kleine Beisensterlein und sagte:

„Die andern kann ich nicht aufmachen.“

Joseph streckte ihr die Hand entgegen.

„Jeden Abend bin ich hier gewesen, Rosa, aber du warst nie allein und ich hätte dich so gerne gesehen und gesprochen,“ sagte er wehleidig.

Das Mädchen lächelte bitter: „Ja, Joseph, sie behüten dich gut, deine Leute, darum hat mich mein Bruder eingesperrt, nur damit wir uns nicht mehr sehen können.“

Joseph fragte erregt: „Was haben wir ihnen denn zuleid getan?“

„Du bist ein guter Bürgersohn, Joseph, und ich nur ein verschupftes Mädchen aus dem fahrenden Volke, das paßt halt nicht zusammen. Das ist alles.“

„Und ich hab' dich doch lieb, Rosa.“

„Ich dich auch, Joseph, und ich will dich sicher nie vergessen,“ antwortete das Mädchen leise.

„Das Herz tut mir weh, Rosa, wir müssen immer zusammen sein.“

Da lachte das Mädchen wieder wie vorhin bitter auf. „Das geht ja nicht, Joseph, ich hab' an alles gedacht, es geht nicht.“

Die beiden jungen Menschen schwiegen lange Zeit, sie wußten sich nicht zu raten und zu helfen. Da sagte das Mädchen wieder:



Digitized by Google

„Ja, wenn du älter wärst und etwas könntest, dann würden wir einfach weggehen. Du von deinen Leuten, und ich von meinen. Aber so — —“

Das Mädchen hielt die Hände vors Gesicht und lehnte sich an den Fensterrahmen und weinte bitterlich. Joseph stand draußen im Gefühl der tiefsten Machtlosigkeit, und so sehr ihn auch diese junge Liebe schmerzte, er sah sie versinken in das Nichts, dahin, wo so viele schöne Dinge aus dem Menschenleben hingehen müssen. Das Mädchen faßte sich zuerst und sagte mit vom Weinen unterbrochener Stimme:

„Du mußt jetzt gehen, Joseph, es nützt uns ja alles nichts. Wir tun uns nur weh. Ich will immer daran denken, daß wir uns lieb haben und daß es schön war.“

Sie wartete keine Antwort ab, sondern schloß rasch das kleine Beifensterlein, ging zum Tisch und löschte das Licht aus.

So nahmen diese beiden jungen Menschenkinder Abschied voneinander und beide fühlten, wie so sehr weh die Liebe tun kann, die doch eigentlich glücklich machen sollte. Alle Menschen müssen einmal diese Stunden kosten, erst dann wissen sie, was Liebe bedeutet, denn es ist ein eigenes Ding darum.

Am nächsten Abend spannten die Burschen vor die Wagen der Geschwister Morgenthaler die Rosse und mit Hüst und Hott zogen sie zum Städtchen hinaus.



Digitized by Google

## VIII.

Joseph redete über seine erste Liebe mit keinem Menschen ein Wort. Er wurde lediglich ein schweigsamer Bursche und lief mit Vorliebe in den Wäldern vor dem Städtchen herum. Der Seifensieder Lauber war zufrieden, daß diese Sache glatt vorübergegangen, und wenn er Joseph irgendwo sah, redete er über alle möglichen Dinge des täglichen Lebens mit ihm, mit Vorliebe aber über geschäftliche Angelegenheiten. So kam es, daß der Bursche einmal sich dahin äußerte, es sei für einen Menschen immer eine ganz dumme Sache, wenn man abhängig sei. Nur der könnte sich als Meister fühlen, der sein eigener Herr sei und nach niemand etwas fragen müsse. Der könnte immer das tun und lassen, was ihm beliebe und was er wolle. Da widersprach aber Lauber:

„Nein, Joseph, der kann erst recht nur das tun, was er muß, sonst ist's gleich Matthäi am letzten."

Der Bursche schüttelte den Kopf und entgegnete: „Das glaub ich nicht, Götti, und darum will ich auf alle Fälle einmal unabhängig werden. Am liebsten wär mir, Sie



Digitized by Google

würden meine Mutter dazu bringen, daß ſie mich aus der Schule nimmt."

„Hm," meinte Lauber bedächtig, „das will ich mir einmal überlegen."

Zu Frau Marie ſagte er darauf: „Weißt du, Marie, der Bub häutet ſich. Ich will doch einmal mit dem Lehrer Hilbrich ſprechen."

Einige Zeit ſpäter begegnete der Seifenſieder Lauber dem Lehrer Hilbrich auf der Straße, er grüßte ihn und ſagte: „Ich möchte einmal mit Ihnen über den Joſeph Reichmann reden, Herr Hilbrich, der Bub hat, glaub ich, keine zu große Luſt mehr, noch länger in die Schule zu laufen, was meinen Sie dazu?" fragte er.

„Ja, das kommt ganz darauf an, welche Zukunft dem Jungen beſtimmt iſt; muß er ins Geſchäft, kann die Schule ſicher nichts ſchaden, aber er hat ſie dann auch nicht mehr nötig und gewinnt Zeit, wenn man ihn herausnimmt. Das mein ich aber auf alle Fälle, daß man den jungen Leuten nicht zu ſehr gegen ihren Willen ſein darf, wenn man ihnen auf der anderen Seite nicht zu ſehr willfahren kann. Es iſt immer beſſer, ein Beruf mit Liebe getrieben, als ein erzwungenes Studium."

„So denk ich auch, Herr Hilbrich," fuhr der Seifenſieder bedächtig fort, „ſehen Sie, die Sache iſt ſo: Der Bub ſoll in's Geſchäft, und ich glaub', daß er das auch gern möchte. Er ſollte zwar ſchon auch etwas Tüchtiges wiſſen; ich denke an techniſche Kenntniſſe; aber gerade nur ſoviel, als er nötig hat, damit er ein ganz tüchtiger Fabrikant werden kann, als Kaufmann."



Digitized by Google

„Ja, wenn er einmal die beiden Geschäfte seiner Mutter übernehmen soll, dann stecken Sie den Jungen doch in die Lehre, in die Werkstätten seiner Mutter, wenn's nur auf ein Jahr ist, nachher schicken Sie ihn auf ein Technikum und dann in ein Handelshaus. So stell' ich mir den richtigen Weg vor, Herr Lauber."

„Dieser Meinung bin ich auch, Herr Hilbrich," pflichtete der Seifensieder bei.

Die beiden Alten verabschiedeten sich und Lauber ging schnurstracks zu Frau Marie. Er teilte ihr sein Gespräch mit dem Lehrer mit, und auch in dieser Angelegenheit tat Frau Marie, wie ihr der Seifensieder riet. So wurde Joseph aus der Schule genommen und zog alte Kleider an, darüber einen blauen Überanzug und wurde Lehrbube in der Schlosserei der Frau Marie, seiner Mutter. Die Arbeit kam den Burschen, besonders im Anfang, sauer an. Er hatte die Hände voller Blasen, Hunger wie ein Drescher und abends war er derart müde, daß er regelmäßig nach dem Nachtessen im Bett lag, um sofort einzuschlafen. Es kam sogar vor, daß er nicht einmal die Übungen im Turnverein mitmachte. Tagsüber hämmerte er auf dem Ambos herum mit einer förmlichen Wut; wenn er mit dem Vorschlaghammer anschlagen mußte und der Hammerstiel splitterte, sagte der mürrische Meistergeselle:

„Hör einmal, Bub, dafür bist du ja nicht in der Lehre, um das Geschirr kaputt zu machen."

Wär's nicht der Sohn der Meisterin gewesen, hätte er dem Joseph ein paar Ohrfeigen gegeben, damit er lernte,



Digitized by Google

Obacht zu geben auf die Sachen. Aber mit der Zeit wurde der Bursche ganz ordentlich, vielleicht dachte er weniger an das Jahrmarktmädchen oder die Übung machte ihn geschickter. Wie dem aber war, gewiß ist, daß die Arbeit und die Zeit zwei heilsame Dinge sind, die erste läßt nicht leicht unnütze Gedanken aufkommen und die Zeit rückt das Vergangene immer mehr in die Ferne, so weit, bis die Entfernung derart groß wird, daß die Vergangenheit sozusagen sich im Nebel verliert.

So verging die Zeit, die Berta Beberich, die Tochter des Seidenfabrikanten, und die Margarete Baumgartner, des Schnapsbrenners Kind, kehrten aus der Welschland-Pension in ihr Heimatstädtchen zurück. Beide Mädchen waren lustige Persönchen, immer noch gleich unerfahren und dumm wie früher, nur mischten sie ihre anspruchslosen Gespräche jetzt mit französischen Worten, spielten Klavier, und kamen sich selbst recht klug vor, denn sie fühlten in sich den Beruf, eine junge Dame zu sein. Mit der Marian hatten die beiden aber, die jetzt wie früher zusammensaßen und die Köpfe zusammensteckten, eines gemein, sie konnten unbändig lustig werden über die kleinsten Sachen. So lachten die drei, als sie am Fenster saßen und Joseph in seinem verschmierten und rußigen Arbeitskleid aus der Werkstätte über den Hof daherkam und zum Kaffeetisch ging. Als der Bursche ins Zimmer trat, meinte Berta Beberich:

„Du, Joseph, du hast eine schöne Uniform."

Joseph schaute sie an und zuckte die Achseln. Da sagte die Grete Baumgartner: „Nur dürfte dir die Marian



Digitized by Google

wieder einmal ein paar anständige schöne Bügelfalten in die Hose glätten."

Darüber kicherten die Mädchen, auch Marian. Joseph goß sich ruhig eine mächtige Schüssel Kaffee ein und brummte dazu: „Herrgott, seid ihr dumme Gänse, dafür hättet ihr zwei nicht ins Welschland in die Pension gehen brauchen, und du Marian bist ein Esel."

Die Mädchen lachten den Burschen jetzt erst recht aus. Joseph trank seine Schüssel leer und ging aus dem Zimmer. Er schlug die Tür zu, daß es schmetterte.

„Ist das aber ein Grobian geworden," meinte die Grete.

„Nein, ich finde, er ist ganz lustig so," verteidigte ihn Berta.

„Ein grober Schlosser ist er," beharrte die Grete auf ihrer Meinung.

„Höflicher könnte er schon sein," meinte Marian.

Damit war Joseph als Gesprächsthema erledigt und die Mädchen gingen zu einem andern über, zum Klavierspiel. Die beiden jungen Pensionsdamen belehrten die Marian, daß es gar nicht so schwer zu erlernen sei. Das müßte sie auch können. Sie solle ihrer Mutter nur keine Ruhe lassen. Als Marian die Frau Marie nachher, als sie zum Kaffee in die Wohnstube kam, deswegen anging, wollte diese aber gar nichts davon wissen. Da gab's Regenwetter bei der Marian.

„Du willst mir aber auch gar keine Freude machen, Mutter," sagte sie.

„A bah, Marian, das ist jetzt das Nötigste sicher nicht."

Der Seifensieder Lauber, der, seit Joseph Lehrbube war,



Digitized by Google

regelmäßig zum Nachmittagskaffee kam, trat in die Stube. Als ihm Berta und Grete mit dem Klavier kamen und Marian heulte und ihren Kummer klagte, entschied er:

„Ja, wißt, Mädchen, unrecht hat Frau Marie nicht. Notwendig zum Leben braucht man die Klaviere nicht gerade. Aber damit du wieder zufrieden bist, kauf ich dir ein Klavier, Marian, es wird dich auch nicht umbringen, wenn du darauf herumklimperst, wahrscheinlich wirst du aber auch nicht sofort schöne Musik machen darauf." Als die Mädchen zufrieden waren, setzte sich der Seifensieder zur Mutter. „Weißt du, Marie, du mußt das mit der Marian schon ein wenig anders ansehen. Du darfst jetzt nicht mehr an dein Stübchen denken, in dem du am Fenster gesessen bist und gewartet hast, bis der Anton dich freien kam. Die Zeit ändert sich immer, und die Jungen sind allemal die heutige Zeit."

So kam es, daß einige Tage später ganz unverhofft die Leute der Bahnexpedition Zimmermann mit ihrem Fuhrwerk und einer großen Kiste darauf vor dem Hause der Frau Marie anhielten. Die Leute begannen sofort die Kiste auseinanderzunehmen, und die Neugierde der Nachbarn konnte feststellen, daß zu Reichmanns ein Klavier gebracht wurde. Die müßten jetzt auch zeigen, daß es ihnen gut ginge, meinte die Frau Seelig zur Frau Wendlin. Diese nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Wenn der Hochmut nur nicht vor dem Fall kommt." Es sei schon allerhand passiert auf der Welt und unverhofft käme oft, bekräftigte die Frau Seelig. „Auch ist noch nicht aller Tage Abend, daran sollten die Hochmutsnarren auch



Digitized by Google

denken," äußerte sich nun ihrerseits Frau Wendlin erneut. Nachdem aber die Leute das Klavier in das Haus gebracht hatten und wieder wegfuhren, grüßten sich die beiden Frauen höflich: „Frau Wendlin", sagte die eine und „Frau Seelig" die andere. Dann zogen sie ihre Köpfe wieder hinter die Fenster zurück und harrten zufrieden der weiteren Dinge, die kommen konnten.

In der Wohnstube hatten die Mädchen das Klavier schräg in eine Ecke stellen lassen und gingen nun daran, das Instrument zu prüfen. Als die Grete einen Walzer spielte, sagte Berta:

„Das juckt einem ordentlich in den Beinen, jetzt lernen wir der Marian tanzen."

Das taten sie auch, und Marian war keine ungeschickte Schülerin, denn der Tanzschritt steckt den meisten Mädchen ja von vornherein in den Beinen.

Als der Joseph das Klavierspiel über den Hof tönen hörte, fuhr er sich mit seiner Hand über das rußige Gesicht, wischte sich den Schweiß ab und fragte verwundert: „Was ist denn jetzt das?" Dann legte er seine Feile neben den Schraubstock und ging, früher als andere Tage, über den Hof zum Kaffeetisch. Als er in die Stube trat, blieb er an der Tür stehen und schaute gar nicht unzufrieden auf die Mädchen, die fröhlich und guter Dinge waren. Er fragte:

„Wo habt ihr denn das Klavier aufgelesen?"

„Ich hab's im Rüdikül mitgebracht, Joseph," antwortete Berta.



Digitized by Google

„Da haſt du aber einen großen, ſtarken Rüdikül gehabt, Berta," meinte Joſeph.

Die Mädchen hielten in ihrer Tanzübung inne. Es wäre gar nicht ſo ſchwer, wie man glaube, erklärte Marian, und es ſei ſehr vergnüglich, der Joſeph müſſe nun auch tanzen lernen, es wäre dafür.

„Spiele einen Walzer, Grete," rief Berta, „wir haben ja jetzt einen Tänzer, den laſſen wir nicht ſo leicht gehen, erlaubt, ſchöner Herr." Das Mädchen machte einen zierlichen Knix vor Joſeph und umfaßte ihn, ſich leicht in den Hüften wiegend.

„Laßt mich in Ruhe," maulte Joſeph, „macht eure Verrücktheiten ruhig allein."

Da er ſich aber nur mit Worten ſträubte, ließ ihn Berta nicht los. „Sei nicht fad, Joſeph, komm," ſagte ſie. Da probierte der Burſche etwas ſteif und ungeſchickt im Dreivierteltakt rund herumzukommen.

„Es iſt gar nicht ſchwer, Joſeph, ſobald du's einmal gemerkt haſt, wie's geht," rief Marian ihm aufmunternd zu.

So machte Joſeph wider Willen ſeine erſte Tanzſtunde mit. Als Frau Marie mit dem Seifenſieder ins Zimmer kam, ſagte ſie: „Ihr treibt's ja wie der Lump am Stecken, und der Joſeph denkt ſchon nicht mehr an die Werkſtätte."

„Laß den Buben, Marie, es ſchadet ihm nichts, wenn er Gelenke in den Füßen bekommt, ſonſt wird er noch ſteif hinter ſeinem Schraubſtock," meinte der Seifenſieder, der jetzt regelmäßig den beiden Kindern Maries die Stange hielt, weil er ſelbſt eine Freude an der Jugend hatte.



Digitized by Google

Bei einer Pause sagte Joseph, den Schweiß von der Stirne wischend: „Das Tanzen ist ja beinah so anstrengend wie die Arbeit am Ambos, aber jetzt hab' ich Durst." Er trank rasch seine große Schüssel Kaffee hinunter, dann stand er auf, er müsse jetzt wieder in die Werkstätte gehen, aber das nächste Mal sei er wieder dabei. Von da an machten Joseph und Marian auf diese Weise die Tanzschule durch. Zudem klimperte Marian, die Unterricht bekam, jeden Tag eine lange Zeit auf ihrem Klavier herum, und das Leben war damit in schönster Ordnung.

Manchmal geschieht in kurzer Zeit in einem Menschenleben Ereignisvolles und Nachwirkendes, eins folgt auf das andere, und dann reden die Leute von Schicksal und Bestimmung. Auf der anderen Seite kann lange Zeit geruhig, sang- und klanglos im Menschenleben vergehen in aller Beschaulichkeit. Ist dem nicht so, dann machen wir das eine oder das andere, indem wir entweder zugreifen oder ablehnen. Oft greift der Mensch auch zu, will einen dummen Streich machen und irgendein Nahestehender oder Teilnehmender mengt sich ein und biegt das ganze Üble oder Gute, das aus dem Zugriff werden könnte, in eine andere Richtung um. So ist das Menschengeschick, selbstbestimmend und abhängig den Umständen unterworfen. Demnach hätten die recht, welche vom Schicksal reden, und diese, die wähnen, aus eigener Macht ihr Leben zu formen, also beide Teile. Unter den vielen Widersprüchen, aus denen das Leben oft besteht, wäre diese Rechtsfrage mit dem doppelten Gesicht gar nicht der größte. Denkt man nicht weiter darüber nach, kommt



Digitized by Google

man gut darüber weg. Wenn man aber einmal daran geht zu denken, dann ist es immer besser, man denkt mit dem eigenen Kopf und nicht mit anderen Köpfen. Allerdings vielmal müssen andere Köpfe denken, damit einer überhaupt nur beginnen kann, nach diesem Kompaß selbst zu denken.

Einige Tage, ehe Joseph die Werkstätte verlassen sollte, sagte der Meistergeselle: „Du Joseph, wenn du deine Lehre zu Ende hast, geben wir anderen dir einen Trunk im Schützen."

Die Schlosser standen mit Joseph zusammen und sie verabredeten den Tag, an dem sie sich abends treffen wollten. Als Joseph am Kaffeetisch hiervon erzählte, meinte Frau Marie, das sehe sie gar nicht gern, sie wisse nicht recht, warum die Männer bei allen Gelegenheiten im Wirtshaus zusammenkommen müßten, um zu feiern und zu trinken. Es ging mit ihnen schon so weit, daß sie eine Gelegenheit schaffen würden, wenn sie keine hätten, nur um zu festen. Der Seifensieder Lauber nahm da Partie für Joseph, es sei nun einmal so der alte Brauch im Städtchen, und den müsse man ehren. Joseph könne gar nicht anders als den Trunk annehmen, nur müsse er darauf seinerseits die Leute traktieren. Das mache man am besten an ein und demselben Abend ab.

„Daraus wird dann wieder eine Sauferei ohne Ende, da bin ich einfach dagegen," wandte Frau Marie ein.

„Nun, Marie, so schlimm ist das nun nicht. Du mußt bedenken, der Bub wird nun schon achtzehn Jahr und da muß er auch einmal fliegen lernen, er kann doch nicht an



Digitized by Google

sein Nest anwachsen. Ich will übrigens, wie es sich schickt, dabei sein," entschied Lauber.

Am Abend, an dem Joseph seine Lehrzeit abschloß, nahmen ihn die Gesellen, denen sich die Gießer anschlossen, in ihre Mitte, nachdem sie sich sauber gewaschen hatten und zogen, die Lehrbuben hintendrein, nach dem „Schützen". Das kleine Nebenzimmer dort war für diesen Abend hergerichtet worden. Der Schützenwirt hatte die Tische zu einer langen Tafel zusammengestoßen, die, sauber gedeckt, einen guten Eindruck machte. Mit Hallo und Lachen nahmen die Leute Platz und sogleich begannen sie ihre Gläser zu füllen und zu pokulieren. Dem Joseph brachten sie eine Gesundheit nach der anderen, so daß das Anstoßen und Gläserklingen kein Ende nehmen wollte. Noch ehe das Essen aufgetragen wurde, spürten alle schon den Wein, und nachdem sie die Speisen vertilgt hatten, begann das Trinken erst recht. Joseph hatte im Anfang keine sonderliche Freude an dem lärmenden Treiben gehabt, da er aber das Weintrinken nicht gewohnt war und dessen Wirkung spürte, begann er in dem Strom des Vergnügens der anderen mitzuschwimmen, er wußte nicht wie. Als der Meistergeselle dann sein Glas erhob, um den neuen Gesellen Joseph leben zu lassen, war dieser mit der ganzen Gesellschaft schon gehörig angezecht.

Da kam Lauber in das Nebenzimmer. Der Seifensieder merkte gleich, daß die Leute schon ziemlich genug hatten, da die Augen glänzten und die Zunge manchmal bedenklich bei dem und jenem den Dienst versagte. Auch Joseph fand er in diesem Stadium. Darum bestellte er



Digitized by Google

sofort eine Ladung Flaschenwein, goß den Gesellen ihre Gläser voll und munterte diese immer wieder zum Trinken auf. Den Joseph aber verwickelte er in ein unendliches Gespräch und brachte es dahin, daß die andern soffen und Joseph nur ab und zu zum Trinken kam, wenn einer in der Zudringlichkeit der Weinlaune unbedingt mit ihm prosten wollte. Dennoch machte der Seifensieder auch die ausgepichtesten in gar nicht zu langer Zeit mürbe. Zuerst verschwanden die Lehrbuben und die jüngeren Gesellen. Dann aber lichteten sich die Reihen immer mehr und um Mitternacht legten kurz hintereinander der Gießer Ebner und der Meistergeselle den Kopf auf die Arme und begannen zu schnarchen.

Da rief der Seifensieder den Schützenwirt und bezahlte die Zeche und sagte dann: „Du, Schützenwirt, wenn die beiden erwachen, dann gibst du ihnen einen guten Kaffee und stellst sie auf die Straße, daß sie nach Hause gehen und ihren Rausch ausschlafen, sonst können die Kerle morgen nicht arbeiten vor Katzenjammer."

„Nur keine Angst, Lauber, ich laß die beiden schon nach Hause bringen," entgegnete der Schützenwirt, sachkundig lachend.

Der Seifensieder Lauber nahm darauf den Joseph unter dem Arm und führte den Angetrunkenen zum Schützen hinaus. Er wollte nicht, daß der Bursche in diesem Zustand nach Hause kam, darum sagte er: „So Joseph, jetzt feiern wir zwei noch allein deinen Gesellentag, jetzt gehen wir ins Bergwirtshaus und trinken dort noch einen starken Kaffee. Das wird dir gut tun."



Digitized by Google

Der Seifensieder führte den Joseph nicht ohne einige Mühe in manierlicher Form zum Städtchen hinaus, dem nahen Bergwalde zu. Er schlug einen guten Pfad ein und hatte es gar nicht eilig, mit Joseph vorwärts zu kommen. Der frische Nachtwind kühlte des Burschen heißen Kopf ab und fegte allgemach den Weingeist daraus hinweg. Joseph merkte gar nichts davon, wie der Wind in den Tannen rauschte, ihre Kronen hin und her bewegte, daß dann und wann ein Stern hindurchblitzte. Dennoch kam er schon ein gut Teil nüchterner im Bergwirtshause an, wo der Lauber den Wirt heraustrommelte, der zuerst unfreundlich vom Fenster aus fragte, was es eigentlich noch mitten in der Nacht gebe, daß man ihn zum besten Schlaf herausreiße. Als er aber den Lauber erkannte, kam er in Hose und Hemd und öffnete die Wirtschaftstür.

„Kommen Sie nur herein, Herr Lauber," sagte er freundlich, denn er wollte es mit dem Seifensieder nicht verderben.

„Geh', Schnurrenwirt, und mach' uns einen großen Hafen starken Kaffee, damit der Säugling hier wieder rüstig wird, halt aber dein großes Maul darüber sauber zu, denn der Joseph da ist noch gänzlich nüchtern," bestellte und belehrte der Seifensieder in der Wirtschaft drin.

Der Wirt eilte in die Küche, wo er am Kochherd geschäftig herumhantierte, das Wasser aufsetzte und den Kaffee mahlte. In der Wirtsstube drückte der Lauber den Joseph in die Ecke des alten Sofas, dann saß er selber an den Tisch. Er steckte sich eine Zigarre an und rauchte still vor sich hin. Als der Wirt den Kaffee brachte, mußte



Digitized by Google

Joſeph einige Gläſer raſch hintereinander trinken. Der Seifenſieder aber beſtellte einen halben Liter Wein, den er mit dem Wirt zuſammen austrank und dazu plauderte. Joſph lehnte ſich in die Sofaecke zurück und begann einzuſchlafen. Da ſagte der Wirt:

„Der kann das Saufen noch nicht ſo gut vertragen wie ſein Vater.“

„Das ſoll er auch nicht können, das wollen wir ihm ſchon abgewöhnen,“ entgegnete Lauber.

Als der Seifenſieder, nach langer Zeit und unwichtigem Reden, in aller Ruhe ſeinen Wein ausgetrunken hatte, ſchüttelte er den Burſchen wach: „Komm Joſeph, jetzt gehen wir langſam nach Hauſe.“

Sichtlich ernüchtert, ſo daß ihn Lauber nicht mehr führen mußte, ſchritten die beiden bergab dem Städtchen zu. Sie ſprachen lange Zeit kein Wort und waren ſchon nahe der erſten Häuſer, als der Lauber ſagte: „Es iſt im Grund' genommen nicht viel dabei, wenn man zuviel trinkt, denn man hat nichts davon, oder hat es dir beſonders Vergnügen gemacht?“

„Nein, bei Gott nicht, nichts als einen ſchweren, böſigen Kopf,“ antwortete Joſeph.

„Dann iſt's eigentlich eine Dummheit geweſen, daß du zuviel in dich hineingeſchüttet haſt, Joſeph. Denk daran, Joſeph, du haſt nicht immer den alten Lauber bei dir, der für das Richtige ſorgt und dich wieder auf die Beine bringt. Stell' dir einmal die Freude deiner Mutter vor, wenn du ſo nach Hauſe gekommen wärſt. Ich will dir jetzt etwas ſagen, ſo etwas darfſt du der Frau nie antun, ſie hat



Digitized by Google

schon zur Genüge Schlimmes an deinem Vater erlebt. Das war ja sonst ein ganz guter Kerl, aber er wurde ein Säufer, und betrunken ist er in den Bach gefallen und ersoffen. Denk immer daran und trink immer nur so viel, daß du noch deinen Verstand behältst, ich sag dir das deinetwegen und darum, daß deine Mutter an dir nicht böse Dinge erlebt." Diese Worte, die der Seifensieder Lauber ganz gleichgültig hersagte, waren dem Joseph schmerzlicher als ein Kübel Eiswasser. Er gab deshalb keine Antwort und wieder gingen sie eine Weile schweigend dahin durch das wie ausgestorben daliegende Städtchen. Endlich sagte der Seifensieder wieder: „Schau, Joseph, ich will keinem Menschen verargen, daß er gern sein Glas trinkt, meinetwegen in guter fröhlicher Gesellschaft auch ein Glas über den Durst. Aber saufen darf keiner, der ein rechter Kerl im Leben sein will. Ich trink auch gern mein Glas Wein, das tut mir gut, aber ich hüt mich, zuviel zu trinken, und das kann jeder; wer's nicht tut, ist dümmer als ein Vieh."

Als die beiden vor Frau Maries Haus hielten, gab der Lauber dem Joseph die Hand und drückte die des Burschen kräftig. „Schlaf wohl, Joseph," sagte er, „und vergiß nicht, daß du morgen nach dem Mittagessen zu mir kommst. Du mußt jetzt ein Jahr auf meinem Bankbureau sitzen, ich führ' dich selbst hin."

Im Schützen erzählte der Schützenwirt schmunzelnd der Tafelrunde: „Der junge Reichmann hat aber einen guten Zug in der Kehle, der hat keinen schlechten Rausch weggetragen. Ich glaub', der kann mit der Zeit noch besser saufen als sein Vater, der Meister Anton selig."



Digitized by Google

Die Kumpane horchten vergnügt und der Metzger Keller meinte: „Dann möcht' ich den Vorschlag machen, daß der Junge an unsere Stammtischrunde kommt fürderhin."

„Ja, er soll saufen, wir wollen ihn darin üben," rief der alte Gießer Brotbeck mit ernstem Gesichte und gekniffenen Augen, „er soll ein würdiger Sohn seines Vaters sein. Dann kann ich auf das wenigste ruhig sterben, wenn ich auch noch gar zu gern wüßte, in welche Hände nach dem Jungen die Schlosserei und die Gießerei kommt."

Am nächsten Morgen sagte Frau Marie am Kaffeetisch zu ihrem Sohn: „Du, Joseph, das scheint ja gnädig abgegangen zu sein."

„Nein, Mutter," entgegnete Joseph ehrlich, „eine Dummheit war's, aber vielleicht gerade deshalb von Nutzen, ich weiß jetzt, was dahinter ist."

Frau Marie ließ sich da ihren Kaffee gut schmecken.



Digitized by Google

## IX.

Nach Laubers Willen kam Joseph nach seiner Schlosserlehre auf ein Jahr zu ihm auf sein Bankbureau. Während er hier mit den Zahlen umzugehen lernte und erfuhr, welche große Macht das Geld war, ging das Peterli-Lisi, trotzdem es nicht mehr die Jüngste war, in entschlossener Zähigkeit seinem Ziele entgegen. Es wollte, so wie sie es verstand, seinem Töchterlein, dem jungen Peterli, den Weg in die Zukunft bauen. Zum Bauen braucht man aber Geld, und wer seine Zukunft gut machen will, soll etwas sein, können und wissen. Für das Geld wollte das Peterli-Lisi sorgen, in das Wissen hinein glaubte es aber sein Kind nur schieben zu können. Darum mußte das junge Peterli zwei Jahre, statt nur eines, wie die anderen Mädchen des Städtchens, im Welschland in der Pension sein, und darum mußte es nach diesen zwei Jahren erst noch über den Kanal nach England, um dort ebenfalls in einer Pension vollendet zu werden. Wäre das Kind einmal so weit, würde sich der weitere Weg schon finden, meinte das Peterli-Lisi zuversichtlich.



Digitized by Google

Einstweilen ging es daran, seinen alten Kramladen zu vergrößern. Sein Mann, der Heider, mußte das ganze Erdgeschoß einreißen, einige große Schaufenster einbauen und aus dem Kramladen ein richtiges Geschäft machen. Ehe das junge Peterli nach Hause käme, müsse Heiders altes Haus umgebaut und renoviert sein, dorthin müsse dann die Wohnung verlegt werden, und die ganze Liegenschaft des Peterli-Lisis sollte zu einem Kaufhaus erblühen. Das Peterli-Lisi hatte große Pläne und diese waren ganz und gar nicht etwa phantastisch, denn es hatte in der letzten Zeit begonnen, neben seinem Kramladen auch mit Geldverleihen ein übriges zu verdienen, ohne damit jedoch der Bank Laubers Konkurrenz zu machen. Unter den kleinen Leuten und Bauern der Umgegend brauchten der oder jener manchesmal ein Stück bares Geld, das sich die Leute irgendwie verschaffen mußten. Es gab nun viele, die sich scheuten um Bürgen zu werben, vielfach um nicht in das Gerede zu kommen. Deswegen dann aber auch, um nicht für die Gefälligkeit später einmal selbst den Gefälligen bürgen zu müssen.

Das Peterli-Lisi war durch einen Gefallen, den es einem Bäuerlein, einem alten Kunden, tat, auf diesen Gedanken gekommen, ein Geldgeschäft auf seine Weise zu betreiben. Das Bäuerlein kam vom Berg in das Städtchen und sah viele Dinge, die man zu Hause nötig gebrauchen konnte. Da es aber Frühling war und das Bäuerlein nur mit Schaden ein Stücklein Jungvieh zur Zeit hätte verkaufen können, klagte es beim Peterli-Lisi darüber! Wenn man auch kein Verprasser wäre, häus-



Digitized by Google

lich und recht, so um die Zeit reiche es nirgends mehr. Das kleine Bäuerlein war ein alter guter Kunde, gar nicht arm, er wußte sich nur nicht zu helfen. Darum sagte Peterli, das gleich ein Geschäft zu seinem Vorteil witterte: „Wißt Ihr was, ich leih Euch das Geld bis zum Herbst, dann gebt Ihr es mir wieder zurück."

„Ja, aber das kann ich doch nicht gut verlangen, Frau Heider, auf der Bank bekommt Ihr Euern guten Zins dafür."

„He, wer sagt denn, daß Ihr mir den Zins nicht auch bezahlen könnt?" fragte das Peterli-Lisi, dem nicht einmal im Traum eingefallen wäre, ihr Geld ohne Zins auszuleihen.

„Ja, und wieviel soll ich Euch denn Zins dafür geben?" fragte das Bäuerlein zögernd.

„Je, ich denke so viel, wie ich auf der Bank bekomme," antwortete das Peterli, aber zur Vorsicht nannte es ein Prozent mehr, als es dort erhalten hatte.

Das Bäuerlein kratzte sich in den Haaren und begann zu rechnen: „Nun so," sagte es, „es käm' gar nicht so schlimm heraus für mich, ich könnt' es ja einmal probieren."

Das Peterli-Lisi schrieb fein säuberlich einen Schuldschein, zählte das Geld auf den Ladentisch und das Bäuerlein malte seinen Namen auf das Blatt Papier. Da dachte das Peterli-Lisi, es hätte noch allerlei schwer verkäufliche Ware in seinen Schäften liegen und ein Dienst sei allemal des andern wert, darum sagte es: „Ich



Digitized by Google

hab da noch einen Resten weißen Barchent, damit könnt Ihr Eurer Frau eine Freude machen."

„Meinetwegen, so gebt mir den Barchent, Frau Heider," sagte das Bäuerlein seufzend.

„Und da hätt' ich noch schöne Kopftücher, die braucht Ihr ja auch immer, und Euch kann es ja gleich sein, ob Ihr bei mir oder jemand anders kauft," pries das Peterli die Tücher an. Und als das Bäuerlein nach längerem Zögern auch diese sich aufpacken ließ, hatte das Peterli-Lisi noch einiges zu empfehlen, das sich nach langem Handeln für das Bäuerlein gerade schickte. Endlich aber hatte das Bäuerlein genug.

„Jetzt könnte es so reichen," sagte es, „sonst muß ich am End' noch einmal Geld leihen, um nur zahlen zu können."

Es wär' nicht so schlimm, meinte das Peterli-Lisi, die Waren würden nur den vierten Teil vom geliehenen Geld ausmachen, da blieb immer noch genug für andere Dinge übrig. Und weil im Peterli-Lisi der Profit-Teufel gerade wuchtig erwacht war, sagte es weiter: „Den Zins könnten wir auch gleich abziehen, dann müßt ihr im Herbst nur das Geld bringen, und ich hab' für meine Gefälligkeit auch ein kleines."

Damit war nun das Bäuerlein auch einverstanden, denn wenn jemand von einem andern eine Gefälligkeit erwiesen bekommt, kann der Bedachte nicht gut anders, als dem Gefälligen zu Willen zu sein. Doch meinte es immmerhin: „Ich glaube, Frau Heider, Ihr kommt nicht zu kurz."



Digitized by Google

„Es ist nicht so wichtig damit, man verdient gerade soviel, um ungeschlagen durchzukommen in der schlechten Zeit; aber wenn es sich Euch wieder schickt und ich Euch einen Gefallen tun kann, kommt nur ungeniert zu mir. Ihr könnt auch guten Leuten, die keine Schuldenmacher sind, ruhig sagen, daß ich immer ganz gerne aushelfe."

Auf diese Weise kam das Peterli-Lisi in seinen Geldhandel hinein, der gut blühte und der im Grunde genommen schuld an seinen großen Plänen war. Zu diesen gehörte nicht nur der Bau eines Kaufhauses, sondern auch der Umbau von Heiders altem Wohnhaus, das fertig werden sollte, bis das junge Peterli aus London nach Hause käme. Baumeister Heider mußte Entwürfe zum Umbau zeichnen, aber nie war das Peterli-Lisi zufrieden. Immer aufs neue wollte die Frau die Sache geändert haben, hier mußte ein Türmchen neu aufgesetzt, dort ein schon aufgezeichnetes höher und spitziger gemacht werden. Dann wurden noch obendrein auf allen Seiten und in jedem Stockwerke Balkone und Erker angeklebt. So kam es, daß der Heider die Bauwut seiner Frau zu allen Teufeln wünschte und ihm angst und bange vor diesem Umbau wurde, je näher der Tag seines Beginnes kam. Besonders die Türmchen waren seine Qual, sie konnten ihm nie schlank und spitz genug gelingen, um des Peterli Geschmack zu befriedigen. Zum Schlusse sah sein Plan aus wie ein Nadelkissen, das einige schadhafte Stellen hat, im übrigen aber spitzenbewehrt in die Höhe starrt. Dem Peterl-Lisi gefiel die Zeichnung im endgültigen Zustand ausgezeichnet.



Digitized by Google

„Wie ein Schlößchen," meinte es, „findeſt du nicht auch, Heider?"

Der Heider nickte ein paarmal und wandte dann unſicher ein: „Aber weißt du, Peterli-Liſi, der Bauhof in der Nähe wird ſich auch nicht gerade gut machen."

„Ach was, mich geniert das nicht und ſonſt geht's niemand etwas an," ſchnitt das Peterli-Liſi dem Mann das Wort ab.

Nun mußte der Heider, ob er wollte oder nicht, mit aller Kraft an den Umbau gehen. Er zögerte zwar, ohne daß das Peterli-Liſi es merkte, alles in die Länge. Zuerſt nahm er mit Meßbändern und Stangen verſehen an allen Ecken und Enden das Maß der Höhe und der Breite nach. Aber er mußte endlich doch ans Gerüſten gehen. Da wurde ihm beklommen zumute, denn er dachte an das Gejohle und Gelächter der Leute, wenn dieſe einmal den fertigen Umbau anſtaunen würden. Ihm ſelbſt wär's im Grunde genommen gleichgültig geweſen, da ihm die Hauptſache war, daß im Haus drin nur gemalt und tapeziert werden ſollte, ſonſt jedoch da wenigſtens alles beim alten blieb. Aber über das Äußere kam der Baumeiſter Heider dennoch nicht hinweg. Darum ſetzte er ſich in aller Heimlichkeit auf ſeinem Bureau hin und ſchrieb ſeinem Töchterlein Peterli nach London in die Penſion, wie ſeinetwegen, bis es nach Hauſe käme, ein ſchrecklicher Umbau ſollte zu Ende geführt werden, ihm zur Überraſchung. Zum Schluſſe beſchwor er das junge Peterli, der Mutter nicht zu ſagen, daß er ihm den heilloſen Plan verraten und die Überraſchung verdorben habe.



Digitized by Google

Das junge Peterli las in London diesen väterlichen Klagebrief recht aufmerksam durch. Dann stellte es sich vor, wie die Mutter ihren Willen durchgesetzt, und daß vielleicht ihr Vater recht hatte. Denn wenn die Mutter eine gute Geschäftsfrau war, Geschmack hatte sie keinen. Dem jungen Peterli war die Zeit in der Pension nun schon zu lang geworden, und es war im Grunde schon entschlossen, kein Jahr mehr von zu Hause wegzubleiben. Als der Brief ihres Vaters kam, packte dann das Peterli kurzerhand ihre Koffer, verabschiedete sich von ihren Freundinnen, sagte auch den Lehrern und Damen Lebewohl, setzte sich in die Eisenbahn und fuhr seelenvergnügt nach Hause.

Als der Heider mit seinem Gerüste so ziemlich zu Ende war, und der Bau beginnen konnte, war das junge Peterli im Städtchen angekommen. Mit einer kleinen Reisetasche in der Hand und in einem eleganten englischen Reisekleid ging es langsam durch die Straßen nach des Vaters Bauhof. Die Leute kannten das Mädchen nicht mehr und schauten verwundert auf diese feine junge Dame. Denn das junge Peterli war ein hübsches, schlankes Mädchen geworden. Aus ihrem feinen Gesichte schauten zwei kühle, selbstsichere Augen, denn ganz umsonst war es doch nicht in der Pension gewesen.

Das junge Peterli traf seinen Vater wirklich auf dem Bauhofe an. Nach einer herzlichen Begrüßung fragte es: „Wo hast du denn die Pläne für den Umbau, Vater?“

„Im Bureau drin, komm.“ Der Baumeister lief seiner Tochter voraus und breitete eilig auf einem Zeichentisch



Digitized by Google

die Ansicht aus. „Jetzt schau dir diese Herrlichkeit nach dem Willen deiner Mutter einmal an, Peterli," sagte er, denn er hoffte zu seiner Sicherheit in seiner Tochter eine starke Hilfe gegen den Willen seiner Frau zu bekommen.

Das junge Peterli schüttelte ernsthaft den Kopf und meinte: „Nein, das wär' doch eine Sünde gegen das schöne alte Haus; wenn man es außen neu verputzt und malt und innen alles gut herrichtet, ist's eines der schönsten Häuser im Städtchen."

Das Peterli ging nun zusammen mit ihrem Vater in den Kramladen zur Mutter. Das Peterli-Lisi verwog gerade ein Pfund Schmalz; es stach mit dem Holzlöffel das weiße Fett aus der Stande heraus und wog aufs Gramm genau ab; deshalb achtete es die Eintretenden nicht gleich, und erst als es das Schmalz der Kundin verabfolgte und das Geld dafür in die Ladenkasse legte, schaute es auf und fragte: „Was wär gefällig?" da erkannte sie erst ihre Tochter. „He, was ist jetzt das, Peterli, bist du denn hier? Ja, aber Kind, du sollst doch noch ein Jahr Bildung lernen."

„Nein, Mutter, wir wollen das Geld doch lieber nicht zum Fenster hinauswerfen, ich will jetzt zu Hause bleiben," antwortete das junge Peterli.

„Aber Kind, das geht doch nicht, zudem ist ja der Umbau noch gar nicht angefangen und hier darfst du nicht wohnen, dafür habe ich dich nicht solange in die Pension geschickt, du mußt wieder zurückfahren, Peterli."

„Nein, Mutter, den Umbau lassen wir bleiben; wenn



Digitized by Google

das alte Haus ordentlich renoviert ist, wird's ganz schön, und das kann bald fertig sein, nicht wahr, Vater?"

„In vierzehn Tagen will ich's schon so weit haben," antwortete Heider rasch.

„Siehst du, Mutter, so geht's auch, und wir sparen viel Geld dabei."

„Aber ich hab einen solch schönen Plan machen lassen, das reinste Schlößchen," sagte das Peterli-Lisi ungehalten. Als es aber dann sah, daß das Töchterlein auch so zufrieden war und bedachte, wieviel Geld nicht ausgegeben werden müsse, fand es sich mit der Sache ab. Zum Baumeister aber sagte sie: „Du Heider, den schönen Plan, das Schlößchen, mußt du mir einrahmen lassen, das Bild häng ich dann über meinem Bett auf."

So kam das junge Peterli wieder nach Hause zurück und verhinderte glücklich den Umbau. Es machte in den ersten Tagen seiner Ankunft eine Reihe Besuche, wobei es auch zu Frau Marie kam, um die alte Bekanntschaft mit Marian zu erneuern. Das Peterli war einfach und geschmackvoll gekleidet und gab sich natürlich. Darum nahm Frau Marie, die zuerst bedachtsam und eher ablehnend sich verhielt, das junge Peterli freundlich auf, und sie plauderten lange Zeit zusammen über alle möglichen Dinge. Als das junge Peterli gehen wollte, sagte Frau Marie:

„Du bleibst zum Kaffee bei uns, ich freu mich jetzt wirklich, daß du uns besucht hast, besonders da ich dich mir zuerst ganz anders gedacht habe, als du das wirklich bist."



Digitized by Google

„Ja, Peterli bleib, Berta Beberich und Grete Baumgartner kommen auch noch, da wird es fein, da bist du die vierte bei uns," sagte nun auch eifrig Marian.

Das Peterli ließ sich überreden und blieb. Als dann die Berta und Grete kamen, ging ein Gefrage an und ein Gerede, wie dies nur junge Mädchen treiben können, denen die kleinsten Dinge wichtig sind, da ihnen eben die Freude der Jugend gehört. Frau Marie lächelte still vor sich hin und sagte sich, daß sie eigentlich erst so recht an ihren Kindern und den jungen Leuten sehen könne, daß sie alt würde. Darum ging sie leise und unbemerkt zur Stube hinaus in ihren Laden.

„Ich find das einfach fein, Peterli, daß du drei Jahre in der Pension gewesen bist," meinte Grete halb bewundernd, halb neidisch.

„Aber das Peterli schaute das anders an, es entgegnete bestimmt: „Ja, die erste Zeit hat es mir auch ganz gut gefallen, dann aber ist es langweilig geworden, und zum Schlusse dachte ich über die Sache nach. Da fand ich, daß meine Mutter ihr Geld, das sie aus dem Kramladen herausholt, einfach unnötig wegwerfe, wenn ich nicht ein Ende machte, denn schließlich ist es ganz gleichgültig, ob ich mit oder ohne Pensionsbildung Käs und Heringe verkaufe."

„Aber du willst das doch nicht tun?" fragte Grete erstaunt, „Käs und Heringe, pfui."

„Das find ich nicht, das gefällt mir am Peterli," meinte Berta.



Digitized by Google

„Und dann ist es nur praktisch so. Soll ich etwa hier sitzen, oder in der Welt draußen und warten, bis einer kommt, der mich nimmt? Hier wie dort wahrscheinlich nur meines Geldes wegen; wenn es auch aus dem Kramladen kommt, es riecht ja nicht. Ich will in den Kramladen, und ich will mir das Leben selbst auslesen, das mir gefällt und sogar einmal einen Mann," sagte das Peterli leichthin mit kühlen, ruhigen Augen, aber sein Gesicht überlief bei den letzten Worten doch eine Blutwelle, die ihm zu Haupte schoß.

„Das ist schick," rief Grete jubelnd aus, „Peterli, ich muß dir einen Kuß geben." Das Mädchen nahm das Peterli in die Arme und herzte es.

„Du bist ein feines Maidli," sagte auch Berta zustimmend, „so müßten wir alle denken."

Nur Marian blieb stille sitzen; sie fühlte keine Kraft in sich und auch nicht den Mut, mit sicherer Hand nach dem Glück zu greifen. Und dennoch erwachte in ihr zugleich die Sehnsucht nach etwas ungeahnt Schönem. Das Mädchen wurde schier traurig beim Gedanken, es zählte zu denen, die stille warten müßten, bis das Glück käme, zu nehmen und zu geben. Das Peterli hatte auf diese Weise die Freundschaft der Drei gewonnen. So wurden die Mädchen guter Dinge, sangen Schelmenliedlein, spielten Klavier und tanzten fröhlich. Sie merkten nicht, daß der Abend kam. So fand sie Joseph, als er vom Bureau nach Hause kam, in vollem Vergnügen.

„Hurra, der Joseph," rief Grete, „der muß jetzt unser aller Kavalier sein."



Digitized by Google

Der Joseph lachte, schaute aber nur das junge Peterli an, das ihn ebenfalls mit seinen kühlen Augen anblickte, frei und unbefangen, ohne die übliche Mädchenschüchternheit.

„Wer ist denn das, Joseph, unsere neue Freundin; kannst du's erraten?" fragte Marian.

„Du bist doch das Peterli, mein alter Spielkamerad vom Kirchplatz?" entgegnete Joseph.

„Es freut mich, daß du mich noch kennst, Joseph," antwortete das Peterli und gab ihm die Hand so selbstverständlich, als wären sie jeden Tag seit langem beisammen gewesen.

„Du bist ein schönes Mädchen geworden, Peterli," meinte Joseph; er wollte ihr etwas Angenehmes sagen und hatte doch noch ein wenig die Manieren eines täppischen jungen Hundes an sich, wie man dies eben bei jungen Burschen oft trifft.

Doch das Peterli blieb gelassen, es lächelte nur leise und meinte spöttisch: „Auch du, Joseph, bist ein hübscher junger Herr geworden."

Joseph wurde bis unter die Haarwurzeln rot. Da lachten ihn die Mädchen aus. Nur das Peterli sagte: „Ich glaube, es ist nun Zeit, daß wir nach Hause gehen, es wird ja schon finster draußen. Joseph, du führst uns doch alle drei nach Hause?"

„Er wird überhaupt nicht gefragt, er muß," sagte Grete und rüstete sich wie die andern zum Gehen. Dann nahm

sie Josephs Arm. „Ich beleg dich mit Beschlag, denn ich habe den kürzesten Weg.“

Die Mädchen gingen und neckten auf dem ganzen Wege den Joseph, der sich's gerne gefallen ließ und beabsichtigte, in derselben Münze zurückzuzahlen. Als Grete vor dem Hause ihrer Eltern sich verabschiedete, sagte sie schalkhaft: „Du Joseph, das nächste Mal gebe ich dir einen Kuß, aber du mußt mich daran erinnern und schön artig bitten.“

Joseph wollte, als er mit den beiden andern allein war, galant sein und hing sich zur linken das Peterli und zur rechten Seite die Berta an den Arm, weil er gerade zwei Arme habe, meinte er dabei. So gingen sie langsam und plaudernd der Wohnung Peterlis zu, wo sie sich von dem jungen Mädchen verabschiedeten wie von einem alten, gewohnten Bekannten. Als dann Berta mit Joseph allein durch die Rheinallee schritt, sagte sie leichthin: „Das Peterli ist ein sehr schönes Mädchen geworden!“

„Ja, es ist schön,“ entgegnete Joseph, „aber du bist auch auf der Welt, und darum wußte ich heute abend nicht, wo ich hinschauen mußte.“

„Nimm dich nur in acht, daß du dich nicht verschaust, Joseph.“

„Und wenn auch, was ist dabei?“

„Da mußt du Grete fragen, denn sie hat dir einen Kuß offeriert.“

„Ich werde den aber nie einziehen, Berta.“

„Verschwör dich nicht, Joseph, man soll nie sicher sein wollen in solchen Dingen.“



Digitized by Google

„Ja, wenn du das gesagt hättest, Berta."

„Da wirst du aber lange warten, Joseph," sagte Berta und klinkte das Tor auf, trat in den Garten ein und schloß von innen zu.

„Und wenn ich dich wieder einmal frage, Berta?"

Da antwortete das Mädchen lachend und spielerisch: „Ich kann dir doch heute nicht sagen, was ich in Zukunft antworte, es kommt immer darauf an, je nachdem!" Berta lief rasch über den Weg davon und verschwand im Schatten der Kastanienallee. Joseph hörte nur noch ihre Schritte und aus der Ferne die Haustür ins Schloß fallen. Dann lag der große Garten hinter Mauern und Tor wieder stille da in dem warmen Sommerabend. Joseph ging langsam heimwärts, und wie er dahinschritt, schlug irgendwo aus den Bäumen eine Nachtigall lockend an.

Als Joseph am „Schützen" vorüberkam, verließ gerade der Seifensieder Lauber mit einem jüngeren Manne zusammen das Wirtshaus. Joseph grüßte höflich und wollte weitergehen, aber der Seifensieder rief ihn an: „He da, Joseph, komm her!" Dann wandte er sich zu seinem Begleiter: „Das ist mein Göttikind, der Joseph Reichmann —"

Der Fremde lächelte verbindlich, lüftete den Hut und stellte sich vor, da dies Lauber nicht für nötig gehalten hatte: „Mein Name ist Ernesto Matero, ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen."

„Herr Matero ist in der Welt herumgekommen, Jo-

seph," erklärte der Seifensieder Lauber, „er kann nicht nur erzählen, er kennt auch Land und Leute drüben in Chile, Brasilien und Mittelamerika, du mußt dich mit ihm unterhalten, komm morgen abend nach dem Essen an den Stammtisch hier in den Schützen."

„Gern, Götti."

Die drei verabschiedeten und trennten sich.



Digitized by Google

## X.

Die Stammtischrunde hatte sich im Verlauf der Jahre geändert. Zum Teil hatte der Tod aufgeräumt und die ihm Verfallenen weggerufen. Dann konnten auch diejenigen weggehen, die der Seifensieder Lauber aufgab, denen er in seiner Bank keinen Kredit mehr gewährte; andere, neue und jüngere, setzten sich an die Runde. Auch hatte der Wille Laubers es durchgesetzt, daß ein besseres geschäftliches Denken bei den meisten entstanden war, und daß die wilde Wechselreiterei einer reelleren und solideren Wirtschaft Platz machte. Der alte Brotbeck, der kindisch zu werden begann, und der Metzger Keller, alt und verschrumpft, erschienen dann und wann noch am Stammtisch wie der Schatten der alten Tage. Auch der Schützenwirt mußte sich fügen und finden, er vertrieb sich die Zeit in der Wirtschaft, hinter der Schenke jedoch an ihrem Tische saß seine dicke Frau und die hatte scharfe Augen bekommen, denn der Leichtsinn ihres Mannes hatte ihren Blick geschärft und zwang sie, das aufs wenigste zu erhalten, was ihr Mann noch nicht verludert hatte. Der



Digitized by Google

Haarschneidermeister Rüsch lag schon geraume Zeit in seinem Grabe und ebenso der Gerber, der lange Felber, für den sein Sohn nun an der Runde saß, der gleich lang und ebenso ledrig war, wie sein Vater gewesen. Seitdem der Seifensieder Lauber Joseph an den Stammtisch genommen hatte, gehörte auch er zur Runde, wie Ernesto Matero, der es verstanden hatte, gleich nach seiner Ankunft aus Südamerika die Sympathie des alten Lauber zu gewinnen, der, jetzt mehr denn je, der eigentliche Herr im „Schützen" und damit der Runde war.

Ernesto Matero war der Sohn eines angesehenen Bürgers des Städtchens und hieß eigentlich auf gut deutsch Ernst Matter. Aber als junger Mensch hatte er, ein Bruder Luftibus, nachdem er das Bankwesen erlernt, sein mütterliches Erbe in Saus und Braus verlebt und auch sein väterliches Erbteil, das ihm der alte Matter auszahlte, durchgebracht. Dann war er nach Südamerika ausgewandert, und dort hatte er sich ein Dutzend Jährlein herumgetrieben. Er mußte, nur um Arbeit zu haben und um nicht zu verhungern, zuerst eine Stelle in einer Bankfiliale in einem wilden Kordillerenneste annehmen. Da lag auf dem Schreibtisch eines jeden Bankmenschen der geladene Revolver, denn die Gewalttätigkeiten gehörten dort zum täglichen Leben. Es verschlug den jungen Mann in eine Anzahl solcher Orte, und als eines Tages ein wenig gegen die Regierung geputscht wurde, verstand er sich der obsiegenden Partei nützlich zu machen. Durch sein bewegtes Leben glaubte er zu wissen, das Glück sei ein Ding, das man selbst machen und sogar zwingen könne,



Digitized by Google

wenn man nur rasch zufasse. Auch glaubte er, die Macht sei das Recht, und die stärkste Hand immer die beste. Die Treue achtete er hoch, wenn sie beiden Teilen nützlich war und dachte, daß zuerst immer das eigene Ich käme, weil ja bekanntlich das Hemd dem Leibe näher liegt als die Jacke. Diesen Wesenskern umkleidete er mit einem gefälligen, zuvorkommenden Benehmen, das bestechen konnte. Sein Äußeres war angenehm, sein Auftreten gewandt und selbstsicher, wie dem so ist bei Leuten, die sich in der Welt umgetan haben. Jetzt war er wenig über dreißig Jahre alt, seinem Gesicht hatte das Leben wohl einige scharfe Züge eingegraben, doch stand er in der besten Mannesblüte; wenn auch einzelne silberne Haare durch die schwarzen schimmerten, die Elastizität der Jugend hatte er sich bewahrt.

Dieser Mann hatte, nachdem er der neuen südamerikanischen Regierung nützlich gewesen war, das Recht bekommen, seinen Namen zu romanisieren und machte so aus dem deutschen Ernst Matter einen spanischen Ernesto Matero. Zu einigem Wohlstand, der in wenig Geld, aber in Ländereien bestand, war er kraft seiner eigenen Rechte gekommen, nachdem er eingesehen hatte, daß nur der in der Welt draußen es zu etwas bringt, der weder links noch rechts sieht, sondern nur den eigenen Menschen und das eigene Wohlsein im Auge hat. Nachdem aber die alte Partei wieder ans Ruder gelangte und seine Ländereien einzog, mußte er sich mit dem Bargelde außer Landes in Sicherheit bringen. Da seine Mittel ihm erlaubten, einige Zeit zu leben, ohne zu arbeiten, beschloß



Digitized by Google

er, die alte Heimat wieder einmal zu besuchen und alles weitere abzuwarten. Er nahm an, daß irgendein Glücksfall eintreten oder in Südamerika sich manches politisch ändern könnte. Daß er aber zugreifen wollte, wenn es die Umstände mitbrachten, war für ihn ausgemacht. Er war also das, was man schlechtweg einen Glücksritter nennt.

Der junge Joseph schloß sich an diesen Mann an und befreundete sich mit ihm. Da ist es kein Wunder, daß Ernesto Matero in kurzer Zeit, wie in anderen Häusern des Städtchens, auch im Hause der Frau Marie und bei den Mädchen ein gern gesehener Gesellschafter war. Zuerst bemühte er sich ganz unauffällig um das junge Peterli, dieses aber sagte ihm einmal rund heraus, daß er sich weiter nicht mehr anstrengen möge, da es sich selbst auslesen wolle, wenn es glaube, das Glück zu fassen. Er, Ernesto Matero, wisse ihm zuviel von den Menschen und habe etwas, was dieses Wissen mitbringe, in seinen kalten Augen, und die könne es nicht ausstehen. Dies alles sagte das junge Peterli so ruhig und alltäglich und mit derart kühlem Blicke, daß Ernesto lächelnd den Hut lüftete und meinte:

„Schade, Fräulein Peterli, noch nie hat mir eine junge Dame so gut gefallen, wie Sie, gerade weil Sie mir das alles sagen als, ich möchte sagen, Wesensverwandte."

Von dieser Sache hatte niemand etwas erfahren, da weder dem Peterli noch Ernesto etwas daran lag. Aber der junge Mann hielt seinen gesellschaftlichen Verkehr mit den Mädchen aus dem Kreise der Frau Marie auf-



Digitized by Google

recht, und bald wandte er sich zu Marian, die sich bis über beide Ohren in den interessanten Menschen verliebte. Wohl hatte Ernesto auch die Grete genau angesehen und die Berta. Aber des Schnapsbrenners Kind gefiel ihm nicht, und wenn ihm auch des Seidenherrn Töchterlein genehm gewesen wäre, so sah er doch, daß dieses Mädchen mit dem jungen Joseph spielte und viel Vergnügen gerade an diesem unreifen Burschen fand. Deshalb machte er sich an Marian heran und war von ihr nicht ungern gesehen. Er tat dies fein und unmerklich, so daß nicht einmal Frau Marie davon etwas ahnte. Denn diese Frau erinnerte sich nur zu gut an den Leichtsinn Ernesto Materos und traute ihm auch jetzt noch nicht über die Wege, da sie sich in einem guten Bürger ganz etwas anderes vorstellte und Marian mit Absicht nur für einen solchen erzogen hatte.

Es kam nun alles so, wie es kommen mußte. Als der Föhn an einem Herbsttage über das Städtchen ging und in der Nacht über Berg und Tal seine Farben ausgoß, fand ein Turnfest statt, an dem auch Joseph teilnahm. Frau Marie hatte für solche Lustbarkeiten nie viel übrig gehabt und wollte zu Hause bleiben, Marian hingegen brannte darauf, ihren Bruder turnen zu sehen. Die andern Mädchen gingen mit ihren Eltern zusammen, und nur mit Mühe setzte es Marian durch, sich den Eltern Bertas anschließen zu dürfen. Nach dem Fest, an dem Joseph seinen ersten Kranz holte, fand im großen Saale des „Schützen" ein Tänzchen statt. Die Eltern der Mädchen setzten sich zusammen, und mit Joseph erschien auch



Digitized by Google

Ernesto Matero am Tische. Alle waren lustig und guter Dinge, kein Tanz wurde ausgelassen, und als endlich gegen Mitternacht die Alten schläfrig wurden und zum Aufbruch mahnten, wollten die Mädchen noch bleiben. Da schlug Ernesto Matero vor:

„Ich bitte, den jungen Damen die Freude zu lassen; wenn die Herrschaften nichts dagegen haben, bin ich dafür, daß wir Jungen später zusammen aufbrechen und daß mein Freund Joseph Fräulein Peterli und Berta nach Hause geleitet und ich Fräulein Grete und Marian."

Die Mädchen stimmten dem sogleich zu, und zu guter Letzt waren die Alten damit einverstanden und entfernten sich, den Kindern noch viel Vergnügen wünschend und sie mahnend, nicht zu spät nachzufolgen.

Als die Alten nach Hause gegangen waren, schlugen die Wellen der Freude bei den Jungen und den zurückgebliebenen Älteren immer erregter und lauter. Auch machte sich der Wein bemerkbar, die Mädchen lachten und kicherten, und die Burschen verlangten dann und wann von den Musikern, daß ein Lied gespielt wurde, zu dem sie sangen. Teils taten sie dies laut, teils schwankte mancher bedenklich an der Tonleiter herum, da ihn der Wein unsicher auf den Beinen und in der Kehle gemacht hatte, aber sie fanden es schön und waren zufrieden. Auch die Mädchen und ihre Begleiter sangen im Chorus mit. Am leidenschaftlichsten gab sich der Alteisenhändler Kugler mit seiner Frau der Freude und dem Weine hin. Die beiden saßen neben dem Tische der vier Freundinnen, kosten sich, um dann wieder toll zu lachen und zu singen zwischen dem



Digitized by Google

Trinken hinein. Dann und wann tanzten sie, und zuletzt, ehe sie gingen, wagten sie noch einmal zum Gaudium aller ein Tänzchen. Da ihnen aber Vergnügen und Wein und das Drehen des Tanzens zu Kopfe stieg, setzte sich mitten im Saale der Kugler auf den Tanzboden hin. Unter großem Hallo versuchte ihn seine Frau wieder auf die Füße zu stellen, doch mühte sie sich vergebens und ihre Anstrengungen endeten damit, daß sie rasch neben ihren Eheherrn zu sitzen kam. Die Paare hielten im Tanzen inne und ein Bursche rief fröhlich den Musikern mit lauter Stimme, daß es das Gelächter übertönte, zu: „Tusch!"

Während einige Burschen den beiden auf die Beine halfen, tanzten die anderen einen Ringelreihen um das Paar. Dieses hielt sich bei den Händen und lächelte abwesend, dann schritten sie langsam und breitspurig voran, Hand in Hand durch den Tanzsaal, nach dem Ausgange.

„Schlaf deinen Rausch gut aus, Kugler," rief ihm ein Bursche nach.

„Halt dein Maul, du dummer Bub," quittierte Kugler und verschwand dann mit seiner Frau in der Türe.

Die Pärlein fanden sich, je mehr die Zeit verstrich, eines nach dem andern zusammen, und entweder tranken sie ein Gläschen miteinander und schauten sich verliebt an, oder sie verschwanden allgemach ganz unauffällig, um unter Gottes freiem Himmel ihre Festfreude vollkommen zu machen. Da sagte während einer Tanzpause das Peterli:

„Jetzt glaub ich, wär es Zeit, daß wir nach Hause gingen."



Digitized by Google

„Nur noch einen Tanz, Peterli, dann gehen wir," weigerte sich Grete.

Als der Tanz zu Ende war und wieder ein neuer daraus wurde, mahnte das Peterli erneut: „Es wird jetzt aber Zeit, wir wollen gehen."

„Ich will noch einmal mit Berta tanzen, Peterli," sagte Joseph.

Das Peterli sagte nichts, ließ aber die Abendmäntel und Kopftücher in den Saal hineinholen aus der Garderobe und rüstete sich zum Aufbruch.

„Du, Peterli, du bist aber gewissenhaft, viel kategorischer als die Alten," reklamierte Grete, denn sie hatte einen Tänzer und, noch mehr als das, einen Verehrer an dem Lehrer Wendlin gefunden. Und wenn einmal ein heiratsfähiges Mädchen von einem wahrscheinlichen Hochzeiter die Witterung hat, dann ist keine Zeit die unrichtige und keine Stunde zu spät. „Es pressiert doch nicht, wir können ja alle ausschlafen," sagte sie deshalb.

„Aber es wird langweilig, und ein Ende müssen wir machen," entgegnete Peterli. Da bequemten sich die andern und machten sich zum Gehen bereit.

Als die Mädchen endlich aufbrachen, begegneten sie unter der Tür ihrer einstigen Schulfreundin Anna Keller, der Tochter des Metzgers. Die jahrelange Fabrikarbeit ließen Anna rasch altern. Das ständige Beisammensein in den Fabriksälen mit Gefährtinnen, die alle arbeiten mußten, um das Nötige zum Leben zu erwerben und denen die Härte des Lebens sich einprägte, hatte auch auf Anna abgefärbt. Ihre Augen hatten einen glitzernden



Digitized by Google

Blick bekommen und ihr Lachen war laut geworden. Sie war voll und stark entwickelt. Als sie die Mädchen sah, rief sie diese an:

„He, Berta, Marian, Grete, wie geht es euch, hat es euch gefallen, es war ein schönes Fest, schaut, das ist mein Schatz, auch ein Fabrikler."

Berta und Marian redeten mit Anna noch eine Weile, während sich Grete hintenanhielt und dem Peterli zuflüsterte: „Oh, ist die gemein geworden, ich glaube, sie ist in der Hoffnung."

Das Peterli schaute ruhig wie immer Grete an und fragte: „Und was geht das uns an, Grete?"

„Oh, nichts," antwortete Grete, „aber mit solchen Leuten verkehrt man nicht gern."

Da sagte die Anna laut: „Nichts für ungut, daß ich euch angeredet habe, aber wir sind miteinander auf der Schulbank gesessen. Gut Nacht zusammen, kommt gut nach Haus."

Vor dem „Schützen" trennten sich die Freundinnen in fröhlichster Laune, vom Wein und vom Tanzen verwirrt. Joseph setzte sich seinen Kranz auf den Kopf und hing dem Peterli und der Berta ein, dann wandte er sich dem Kirchplatz zu. Ernesto Matero brachte aber rasch mit Marian die Grete nach Hause. Als diese hinter ihrer Haustüre verschwunden war, nahm Ernesto Marians Arm und ging langsam dahin. Er redete mit leiser Stimme auf das Mädchen ein. Von der Schönheit der Liebe, und daß diese grenzenlos wäre, alles gewähre, nichts frage, nur glaube. Er sprach mit seiner weichen Stimme, deren



Digitized by Google

heißem Ton anzumerken war, daß in ihm das Blut wallte. Marians Verwirrung wuchs, und sie achtete nicht, wohin er sie führte; sie fühlte sich glücklich, so hinzugehen und seinen Worten zu lauschen. Ihre Liebe war das, was Ernesto verlangte: voller Glauben und wunschlos.

Am Himmel jagte der Föhn die Wolken dahin, so daß das Mondlicht einmal klar, voller Glanz war, dann wieder einen verschwommenen Schleier über alles legte. Die Berge standen nahe, und der Rhein rauschte sein altes Lied. Ernesto Matero führte Marian, die sich glücklich fühlte, am Rhein entlang gegen die Mumpfer Fähre auf dem schmalen Fußwege. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, nur von der Landstraße her brachte der Föhn, so wie er die Wolkenfetzen dahintrieb, abgerissenen Gesang heimkehrender Turner. Ernesto Matero drückte Marian an sich und küßte sie leidenschaftlich, dann zog er das widerstandslose Mädchen auf die Bank des Fährestieges.

Als die beiden heimwärts gingen, war der Marian zumute, wie einem Aprilwetter, das zwischen Regen und Sonnenschein nicht weiß, was es will. Ernesto Matero redete auf das Mädchen ein und nannte es seine „liebe kleine Frau". Morgen wolle er mit Frau Marie reden und ihr sagen, daß sie sich liebten. Die Mutter dürfe jetzt nichts mehr dagegen haben, daß sie Mann und Frau würden.

Joseph und Berta geleiteten das junge Peterli, das trotz Tanz und Freude so ziemlich gelassen geblieben war, nach Hause. Das Peterli wohnte jetzt schon einige Zeit in dem neuen aufgefrischten Hause ihres Vaters, während



Digitized by Google

der Kramladen noch umgebaut wurde, vom Keller bis zum Estrich. Mit ihren hellen grauen Augen schaute das Peterli die Freundin und Joseph an, gab ihnen die Hand und sagte: „Kommt gut nach Hause.“ Im stillen ärgerte sie sich, nicht vorgeschlagen zu haben, zuerst Berta nach Hause zu geleiten und dann mit Joseph eine kleine Weile allein zu plaudern. Als es aber die Treppe hinaufstieg, zuckte es die Achseln und dachte daran, sobald der Umbau des Ladens fertig sei, der Mutter zu erklären, daß es an dem Geschäfte teilnehmen wollte, des untätigen Lebens überdrüssig sei. So stellte das junge Peterli in sich das Gleichgewicht wieder her.

Als Berta mit Joseph Arm in Arm unter den Bäumen der Rheinallee hingingen, stützte sich das Mädchen fest auf des Burschen Arm und sagte: „Du hast heute fein geturnt, Joseph.“

„Ja, Berta,“ entgegnete er fröhlich, „alle Übungen sind mir geglückt, es ist sauber gegangen, ich mußte mich selbst wundern, aber auch der Abend war schön, ich habe so gern mit dir getanzt.“

„Ja, es war schön, es ist nur schade, daß es schon vorbei ist und morgen wieder der Alltag kommt,“ sagte Berta und ihre grauen Augen verschleierten sich sehnsüchtig. Das Mädchen vergaß, daß es gleichaltrig wie Joseph war und sah nur neben sich den stattlichen Burschen gehen. Es mußte mit einem Gefühl des Neides an Anna Keller denken, die trotz ihres harten Lebens und der Arbeit in der Fabrik fröhlich und glücklich schien und ohne alles Getue ihren Burschen als Schatz ausgeben durfte. Berta



Digitized by Google

wurde schier wortkarg und dennoch horchte es gerne, was ihr Joseph sagte.

Er hatte, ohne sich zu besinnen, oder klar zu werden weshalb, den Arm um Bertas Taille gelegt und drückte sie an sich. Berta ließ ihn gewähren und empfand in ihrer Sehnsucht ein schönes Gefühl. So kamen die beiden an das Gartentor des Beberichschen Parkes, in dem tief hinten unter Bäumen versteckt das große Haus lag. Joseph klinkte das eiserne Tor auf und sagte:

„Heute geleit ich dich bis zur Haustür, Berta."

Berta antwortete nicht, ließ sich aber willig von Joseph führen, der das Gartentor hinter sich zuschloß. In dem Dunkel der Bäume gingen die beiden dahin. In den Laubkronen rauschte der Föhn und für kurze Augenblicke huschte das Mondlicht über die Wege, um sich dann wieder hinter den Wolken zu verbergen. Als die beiden so eine Weile dahingegangen waren, ohne zu sprechen, sagte Joseph mit leiser gepreßter Stimme:

„Weißt du, Berta, von allen Mädchen bist du mir das liebste, aber ich bin noch gar nichts und muß noch einige Jahre arbeiten, bis ich dir sagen darf, wie lieb ich dich habe."

Er blieb stehen und ließ Berta frei; doch das Mädchen lief nicht davon, sondern blieb bei ihm stehen, schaute auf den Weg und schürfte mit der Schuhspitze den Kies, als müßte es dort nach einem Schatze suchen, den es heben und bergen konnte und der das Glück war.

„Aber wenn du willst, wirst du etwas, und mit jedem Tag geht die Zeit vorbei."



Digitized by Google

„Magst du mich auch leiden, Berta?“ fragte Joseph, indem er wieder den Arm um sie legte.

Berta antwortete nicht, sie lehnte sich an ihn, und er küßte sie. Zuerst gelang es ihm nur schüchtern, aber er fand sich bald darein, und an dieser Sache schien auch Berta Gefallen zu finden. Dabei fiel ihm der schöne Kranz, den er immer noch auf den Haaren sitzen hatte, vom Kopfe, und als er sich bückte, ihn aufzulesen, lief Berta rasch von ihm weg dem Hause zu. Joseph nahm rasch seinen Kranz in die Hand und eilte hinter dem Mädchen drein. Er hatte jedoch ohne den scharfen Fox gerechnet. Der Hund war schon, als die beiden in den Garten eingetreten waren, hinter ihnen hergelaufen und als nun Berta davonsprang und Joseph sie verfolgte, blieb auch Fox nicht zurück. Mit bleckenden Zähnen und Geknurr jagte er Joseph nach und sprang ihn an, er riß ihm ein Stück aus der weißen Turnhose und ritzte ihm leicht die Haut an der Wade.

„O du verfluchtes Vieh,“ rief Joseph und kehrte sich rasch um, sich zur Wehr zu setzen. Der Hund umkreiste ihn knurrend und dann und wann bellend. Er suchte dem Burschen irgendwie von der Seite beizukommen. Joseph aber behielt den Hund in den Augen, und jedesmal wenn dieser ihn ansprang, wehrte er ihn ab, er schlug mit dem Kranze nach ihm. Der Hund schnappte darnach und riß immer entweder ein Stück von der Bandschleife oder einige Blätter heraus. Berta war, als sie das Gekläff des Hundes hörte, stehengeblieben und rief:

„Fox, komm her, Fox, wirst du wohl, wart ich will dir, Fox, Fox!“

Aber der Hund kümmerte sich nicht groß um Bertas Rufe, denn er wollte auch seine Freude haben. Da kam Berta rasch hinzugelaufen und faßte den Hund am Halsband.

„Hat er dich gebissen, Joseph?“ fragte sie.

„Ich glaub', das Vieh hat nur ein bißchen mein Fell untersucht, ist das aber ein bissiges Biest!“ antwortete Joseph und betrachtete im hellen Mondlicht seinen zerzausten Lorbeerkranz. „Schau, Berta, wie der Hund den hergerichtet hat.“

„Der schöne Kranz, es ist schade darum, aber ich glaube, du bluteſt am Bein.“

„Das ist nicht so schlimm, Berta,“ meinte Joseph und wischte sich mit dem Taschentuch das Blutbächlein von der Wade.

„Wart ich helf dir, Joseph,“ sagte Berta, „ich will nur den Hund zur Vorsicht an die Kette legen.“

Berta lief mit Fox voraus und Joseph hintendrein, in der zerrissenen Hose und die Reste seines Kranzes in der Hand. An der Treppe kam das Mädchen zu ihm, es schloß die Haustür auf und sagte: „Komm Joseph, wir gehen leise hinein. Dann waschen wir den Biß aus und du klebst Heftpflaster auf die Wunde, hoffentlich ist's nicht schlimm.“

„Und wenn auch, ich muß eigentlich dem Hund noch dankbar sein, denn ich darf seinetwegen länger bei dir bleiben.“

„O du —“ lachte Berta leise, „komme jetzt, ganz still, daß wir niemand aufwecken.“



Digitized by Google

Das Mädchen führte Joseph in die Küche, steckte das Licht an, und während Joseph sich abwusch, holte es aus der Hausapotheke Heftpflaster herbei. Die beiden klebten über die paar kleinen Hautrisse umständlich die Heftpflaster, dabei sagte Berta:

„Und deine neue schöne Turnhose hat der Fox auch zerrissen."

Joseph aber lachte nur und war zufrieden. Als ihn das Mädchen auf den Fußspitzen gehend hinausführte zur Haustüre, faßte er Bertas Hand und fragte: „Wann bekomm ich wieder einen Kuß von dir, Berta?"

„O du Dummerian, da fragt man doch nicht lang, oder willst du vielleicht warten bis zum nächsten Turnfest?" Das Mädchen lachte girrend.

„Das will ich mir gesagt sein lassen," antwortete Joseph und fragte nun vor dem Abschiednehmen nicht mehr lange, was er tun sollte.

Unter der Tür, der Bursche außerhalb, das Mädchen im Flur, sagte Berta: „Du mußt aber niemand etwas sagen, Joseph."

„Nein, das bleibt unter uns, Berta," gab Joseph leise zurück.

Da schloß Berta langsam die Tür und ehe sie sich trennten, nahmen sie noch einmal Abschied voneinander unter der Türspalte.

Als Joseph nach Hause kam, fand er Marian auf der Treppe sitzend seiner wartend. Ernesto Matero stand vor ihr und sagte zu Joseph: „Du hast dir aber Zeit genom-



Digitized by Google

men, Joseph, allem Anschein nach war es dir nicht langweilig."

„Ja, bei Gott," entgegnete Joseph so harmlos als er konnte, „der Köter von Beberichs hat mir die Hose zerrissen und mich ins Bein gebissen."

„Da siehst du, was man alles nach einem Turnfest erleben kann," meinte Ernesto Matero.

So verbargen beide unter der Harmlosigkeit Dinge, die für sie nicht ohne Nachwirkung waren. Nur Marian war jetzt stille und in sich gekehrt. Ihr Festjubel war verflogen und eine tiefe Traurigkeit über sie gekommen.

Zu Hause aber lag Berta noch lange wach und wurde nicht klug, was nun werden sollte. Sie hatte Joseph von jeher gut leiden können, aber die Vernunft war immer dazwischen gekommen, so daß sie bislang nur gespielt hatte, weil sie glaubte, daß Joseph zu jung für sie war. Aber heute hatte sie auf einmal Freude am Spiele bekommen. Die kleine Glut war zum Feuerlein geworden. Soviel sie sich aber besann, sie fand keinen Ausweg.

Als aber ihre Müdigkeit überhand nahm, beschloß sie den Zufall und die Zukunft walten zu lassen und schlief ein. Sie vergaß jedoch ihr Licht zu löschen und störte draußen in den Bäumen eine alte Eule, der das helle Licht Unbehagen verursachte, so daß sie mit grellen Schreien ihre Flügel schlug und ärgerlich einen andern dunklen Ort aufsuchte.



Digitized by Google

## XI.

Am nächsten Morgen war Joseph kaum aus dem Bett zu bringen, als er geweckt wurde, sagte er zwar „ja“ und schlief weiter. Beim zweiten Pochen fuhr er aus dem Schlaf auf und rief ärgerlich „ja doch, Betli, so sei doch endlich ruhig“.

„Es ist schon bald acht Uhr, Joseph, um acht mußt du auf dem Bureau sein,“ sagte die alte Magd vor der Tür.

„Ich komm ja schon, Betli,“ entgegnete Joseph und setzte sich im Bette auf, aber die Müdigkeit übernahm ihn wieder, und er duselte erneut ein. Als es acht Uhr war, fragte Frau Marie unten in der Wohnstube: „Wo bleibt denn nur der Joseph?“

„Der liegt noch im Bette, ich klopf ihm nicht mehr, der Bub ist zu faul,“ antwortete Betli, „und ins Zimmer hinein geh ich nicht, denn der Joseph ist jetzt kein Kind mehr, er ist ein Mann.“

Da ging Marie selbst die Treppe hinauf und trat ohne weiteres in das Zimmer ein. Joseph saß im Bette, hatte das Kissen im Arm und schlief. Auf dem Tisch lag der mißhandelte Lorbeerkranz und am Fußboden die Turn-



Digitized by Google

kleider. „Das schaut ja nett aus bei dem Bub," sagte Frau Marie und las die Kleider zusammen. Als sie die zerrissene Hose wie die andern Stücke auf den Stuhl legen wollte, sah sie den Riß. „He, was ist denn jetzt das? Joseph, Bub, wach endlich einmal auf, was hast du denn mit deiner Hose gemacht?" fragte sie und rüttelte ihn an der Schulter auf. Joseph öffnete die Augen und gähnte, dann antwortete er: „Beberichs Hund hat mich ein wenig gebissen, da sind die Hosen kaputtgegangen, aber das macht nichts, es war doch schön, Mutter!"

„Was hast du denn bei dem Hund zu schaffen gehabt, Joseph?"

„Gar nichts, ich hab' nur die Berta nach Haus begleitet, da hat mich das Vieh eben geschnappt."

„So, wo hast du denn die Marian gelassen, Bub?" fragte Frau Marie ärgerlich.

„Die war gut aufgehoben, Ernesto hat sie nach Haus geleitet," antwortete Joseph.

„Das freut mich nicht so sehr, Joseph," sagte Frau Marie mißmutig. „Jetzt aber steh auf und mach' daß du wegkommst, es ist acht, Bub."

Ordentlich spät kam Joseph auf das Bankbureau, der Kassierer schaute ihn darum schief an und machte „Hm, hm!" Als aber Joseph mitten in der schönsten Arbeit den Kopf auf die Arme legte und einschlief, weckte er ihn und meinte: „Das gefällt mir durchaus nicht, Herr Reichmann, das macht sich schlecht; wenn Sie unsolide sein wollen, dann machen Sie's gefälligst so, daß niemand etwas merkt, Herr Reichmann."



Digitized by Google

Zu Hause aber sagte Frau Marie zu ihrer Tochter am Kaffeetisch: „Du Marian, warum bist du nicht mit Joseph nach Hause gegangen gestern nacht?“

„Oh, Herr Matero hat mich begleitet, Mutter,“ antwortete Marian.

„Das paßt mir gar nicht, dieser Herr ist kein Umgang für dich, Kind.“

„Aber Mutter — mir gefällt Herr Matero sehr gut, er ist ein feiner Herr.“

„Aber ich kann ihn nicht leiden und habe kein Zutrauen zu ihm, Marian.“

„Was kann er und ich dafür, Mutter, das ist doch nicht recht von dir,“ sagte Marian mit einem roten Kopf und war dem Weinen nahe, denn es war ihr so wie so zumute, wie etwa weiland Petrus, als er über das Wasser schreiten wollte und nicht konnte.

Frau Marie antwortete nicht, nahm sich aber vor, in Zukunft auf der Hut zu sein, da nur die Gelegenheit Diebe mache und für dumme Mädchenansichten die Zeit immer die beste Medizin sei. Auch dachte sie, es würde sich mit diesem Ernst Matter, der spanisierte Name ging ihr nicht zum Mund heraus, auf die Dauer doch nicht vertragen, so ohne einen Streich zu arbeiten, herumzufaulenzen und dem lieben Gott den Tag abzustehlen. Sei es aber einmal soweit, daß er gehen müßte, dann würde es bei Marian heißen: aus den Augen, aus dem Sinn!

Das Mittagessen ging schweigsam vorbei, Frau Marie fragte mit Absicht nicht über das Turnfest, und Marian hatte ein gedrücktes, scheues Wesen. Joseph aber war



Digitized by Google

schläfrig und viel zu faul, um anders den Mund aufzumachen, als um sein Essen hineinzubringen. Darum ging er gleich vom Tisch weg auf sein Zimmer, um noch eine Weile zu schlafen, ehe er wieder in das langweilige Bankbureau mußte, um dort über den Zahlen die Augen gewaltsam aufzureißen, damit der Herr Kassierer ihm nicht erneut eine Anleitung zum guten Lebenswandel gab. Als er in sein Zimmer kam, fiel sein Blick auf den vom Hunde Fox zerzausten Lorbeerkranz, mit dessen Schlaufenresten der Wind spielte, da das Fenster geöffnet war. Joseph trat an den Tisch heran und nahm den Kranz in die Hand. „Er ist eigentlich nichts mehr wert, als daß ich ihn wegwerfe," meinte er, das invalide Gewinde betrachtend. Dann aber dachte er an die Nacht im Garten mit Berta und beschloß, den Kranz, so mauserig er auch aussah, als Andenken aufzubewahren und an einen Nagel über sein Bett zu hängen. Er zog deshalb einen alten verrosteten Nagel aus der Wand, der dort schon lange Zeit zwecklos gesteckt hatte. Dann holte er aus dem Nachttisch einen Schuh heraus und hämmerte mit dem Absatz den Nagel in die Wand, hängte den Kranz auf, legte sich aufs Bett und betrachtete wohlgefällig sein Werk. Dabei kamen wie von selbst seine Gedanken auf Berta und er fand, daß es eigentlich passend wäre, wenn er sich nach Bertas Befinden erkundigen ginge. Seine Müdigkeit war mit einem Male verschwunden, und er sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette heraus und ging zum Waschtisch, wo er sich mit größter Sorgfalt die Haare kämmte. Dann steckte er noch ein frisches Taschentuch zu sich und lief, so rasch es gehen



Digitized by Google

wollte, durch die Rheinallee zu Beberichs. Das Dienstmädchen öffnete ihm und fragte, was er wünsche. Er möchte Fräulein Berta gerne auf einen Augenblick sprechen, antwortete er. Das Dienstmädchen ließ ihn im Flur stehen und entfernte sich. Nach einer Weile kam es wieder und sagte: „Frau Beberich und das Fräulein lassen den Herrn bitten." Sie führte den Joseph in ein großes, schön eingerichtetes Eckzimmer mit Aussicht auf den Rhein. Als der Bursche eintrat, schaute ihm Frau Beberich verwundert entgegen und Berta nicht ohne einige Verlegenheit. Frau Beberich fragte zwar liebenswürdig, aber nicht ohne eine gewisse Betonung, welche die Musik machte, die Joseph nicht gerade gefiel: „Mit was kann ich Ihnen dienen, Herr Reichmann? Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuchs?"

Joseph stand im Zimmer und wurde verlegen, er antwortete: „Ich möchte mich nur nach Ihrem und dem Befinden Ihrer Fräulein Tochter erkundigen, Frau Beberich."

„O wir danken, bitte nehmen Sie Platz, — Herr Reichmann," lud ihn Frau Beberich ein, „darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee servieren lassen?" fragte sie liebenswürdig.

„Ich danke, Frau Beberich, ich hab zwar schon gehabt, aber wenn Sie so liebenswürdig sein wollen, nehme ich gern eine Tasse," antwortete Joseph, der sich sehr unbehaglich fühlte, da er sich seinen Besuch doch anders vorgestellt hatte.

Frau Beberich läutete dem Mädchen: „Servieren Sie bitte den Kaffee hierher."

Es entstand eine kleine Pause, Frau Beberich schaute



Digitized by Google

gelangweilt zum Fenster hinaus und Berta wußte noch nicht, ob sie sich ärgern, freuen oder über Joseph lachen sollte. Da sagte Joseph, nur um etwas zu reden: „Ich hoffe, daß Sie gut ausgeruht haben."

„O ja," entgegnete Frau Beberich, und Berta fügte hinzu: „Ich hab den ganzen Vormittag wie ein Dachs geschlafen, Joseph, und du?"

„Ich bin kaum zum Bette herausgekommen heut früh, und auf dem Bureau bin ich wieder eingeschlafen."

Da kam das Dienstmädchen und richtete wortlos und ruhig den Kaffeetisch her, wie dem in gutem Hause so ist, dann ging es aus dem Zimmer. Das Gespräch begann erneut zu stocken; als sie wieder unter sich waren, sagte Frau Beberich: „Sie haben fein geturnt gestern, Herr Reichmann." Berta lächelte dazu spöttisch. Das ärgerte Joseph sehr, deshalb antwortete er: „Das hat mir schon einmal jemand gesagt, Frau Beberich."

„Du solltest aber ein solches Geheimnis nicht verraten, Joseph," warf Berta laut ein. Sie war zwar ein wenig rot geworden, dennoch fand sie an Josephs Worten Gefallen.

„Es muß wohl furchtbar schwer sein, so schön zu turnen?" fragte Frau Beberich.

„Nicht im geringsten," antwortete Joseph, „wenn man's kann, ist's ganz leicht."

„Jetzt wird er witzig, Mama," sagte Berta und brachte Joseph eine Tasse Kaffee, trat ihm aber kräftig auf den Fuß, „du hast ein böses Mundwerk, Seppli, sei doch artig," flüsterte sie.



Digitized by Google

Da wurde Joseph wieder guter Dinge, und als Berta sich erkundigte, ob ihn der Hundebiß schmerze und Frau Beberich ihr Bedauern ausdrückte, plauderten sie zusammen noch eine Zeit. Dann stand Frau Beberich auf, und Joseph faßte dies als Zeichen auf, daß er gehen müsse, auch war schon längst die Zeit, wo er im Bureau hätte sitzen sollen. Deshalb stand er auch auf, und Frau Beberich und Berta gab ihm bis ans Gartentor höflich das Geleite. Es wäre zwar Joseph lieber gewesen, wenn Frau Beberich mit weniger Anstand ihn allein mit Berta hätte gehen lassen, doch fand er die Sache ganz in Ordnung. Er zog tief den Hut und eilte nach dem Bankbureau. Er dachte, daß es gar keine so einfache Sache sei, einen Schatz zu haben, von dem niemand nichts wußte.

Als Frau Beberich mit Berta wieder dem Hause zuschritt, sagte sie: „Der junge Reichmann ist ein ganz sympathischer Herr, es ist wirklich ganz interessant zu sehen, wie sich die Leute, da sie zu Geld gekommen sind, bemühen, den guten Ton zu finden. Das gefällt mir sehr, wenn er auch nicht verleugnen kann, daß sein Vater noch ein kleiner Mann war."

„Ich kann ihn aber trotzdem gut leiden, Mama," entgegnete Berta.

„Ja, liebes Kind, er ist ja gar nicht so übel, aber er ist noch jung, sehr jung, jünger als du, Kind." Frau Beberich betrachtete ihr Töchterlein aufmerksam bei den Worten.

Aber Berta sagte nur sehr kühl: „Ja, er ist noch sehr jung, Mama." Im stillen fügte sie aber noch mit einem kleinen Seufzer ein „leider" hinzu. Dennoch hatten die



Digitized by Google

Worte ihrer Mutter sie ernüchtert. Sie wurde beinahe unwillig über sich selbst, daß sie soweit mit Joseph gegangen war. Und als sie einmal beim Nachdenken ankam, wurde sie in ihren Gefühlen abgekühlt und fand, daß sie sehr dumm gewesen sei.

Als Joseph in sein Bureau kam, stand der Seifensieder Lauber mit dem Bankkassierer über ein großes Buch gebeugt da.

„Guten Tag, Götti," rief ihm Joseph zu.

Aber der Seifensieder nickte nur leicht mit dem Kopfe und schaute ihn über die Brille hinweg an. Dann zählte er mit dem Kassierer einen Posten Zahlen zusammen und sagte: „Es ist mir sehr unangenehm, aber wir können dem Herrn Matero den Kredit nicht geben, er hat sein Konto bei uns beinahe abgehoben, Sie müssen ihm abschreiben lassen."

Dann erledigte der Seifensieder noch einige laufende Geschäfte und ging darauf mit kurzen Schritten zu Josephs Schreibpult. Er schob die Brille auf die Stirn und machte eine Handbewegung: „Herr Reichmann!" sagte er.

Verwundert über diese Anrede schaute ihn Joseph an, dann fragte er: „Was ist denn los, Götti?"

„Lassen Sie jetzt den Götti auf der Seite, Herr Reichmann," sagte der Seifensieder Lauber, „vor Ihnen steht jetzt der Präsident des Verwaltungsrates, ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Reichmann."

„Sie wünschen, Herr Präsident?" fragte Joseph halb belustigt, halb unsicher auf des Seifensieders Ton eingehend.



Digitized by Google

„Herr Reichmann, die Bank ist sehr unzufrieden mit Ihnen," sagte der Seifensieder.

„Sehr," wiederholte der Kassierer mit starkem Vorwurf in der Stimme.

„Herr Reichmann, Sie sind heute morgen schon zu spät gekommen, sogar über Ihrer Arbeit eingeschlafen und jetzt sind Sie schon wieder eine Stunde zu spät erschienen, was ist denn das?"

„Ich hab mich nach dem Befinden der Damen Beberich erkundigt, Herr Präsident, die Damen haben gestern unser Turnfest besucht," antwortete Joseph.

Da steckte der Seifensieder Lauber die Hände in die Hosentaschen und ließ seine Würde fahren, aber sehr ärgerlich sagte er: „Du infamer Bub, dafür sind doch schließlich nicht gerade die Bureaustunden da, zudem ist das Beberichmaidli ein Jahr älter als du, ja wenn du jetzt noch beim Peterli gewesen wärst, ließ ich mir deine Ausrede gefallen."

„Aber die Berta ist doch auch ein schönes Maidli, Götti," verteidigte sich Joseph.

„Kommst du mir schon wieder mit solchen Sachen? Das ist dummes Zeug, Bub; hast du das Tunnelbahnmaidli schon vergessen? Merk dir, Spatzen und Amseln geben nie ein Paar und damit basta!" sagte der Seifensieder Lauber verdrossen, dann drehte er sich auf dem Absatz herum und ging zur Tür hinaus.

Joseph ärgerte sich aber nicht minder. Er fand, daß der Götti Lauber sich gar nicht in diese Sachen einzumischen habe und war entschlossen, sich nichts von ihm vor-



Digitized by Google

schwatzen zu lassen. Aber über den Ärger hinaus kam ihm doch der Gedanke, daß Spatzen und Amseln nie ein Paar würden und daß er schier noch ein Bub sei, wenn er auch schon einen kleinen Schnurrbart hatte. Diese Gedanken waren in Josephs Gemüt wie ein Bohrwurm im Holze, ob er wollte oder nicht, sie gingen ihm nicht zum Kopfe hinaus. Aber dennoch erwachte daneben der Tanzteufel, und der war nicht minder zäh.

Am Nachmittage betrat Ernesto Matero den Laden der Frau Marie: „Guten Tag, Frau Reichmann," grüßte er höflich und schaute interessiert rings herum.

„Mit was kann ich dienen?" fragte Frau Marie geschäftlich.

„Würden Sie mir erlauben, mit Ihnen einige Worte allein zu reden, Frau Reichmann?"

„Bitte," antwortete Frau Marie, „wollen Sie in die Wohnstube kommen?"

Sie ging voran über den Flur. Sie fühlte sich beunruhigt, ihre Abneigung gegen Ernesto Matero wurde noch reger als sonst, so daß sie von innen heraus auf der Hut war. Als sie in die Wohnstube eintraten, befand sich Marian dort. Das Mädchen stand auf und wußte nicht recht, was es in den nächsten Augenblicken mit sich selbst beginnen mußte. Einmal legte es die Hände auf den Rücken, das andere Mal faltete es sie vorn und war mit einem Worte ein Bild der Unruhe. Anders Ernesto Matero, er fühlte sich seiner Sache sicher, so stand er da und schaute, den Hut in der einen, den Stock in der andern



Digitized by Google

Hand, lächelnd auf Marian, dann legte er Hut und Stock auf einen Stuhl und sagte:

„Sie gestatten, Frau Reichmann, daß ich ablege."

Frau Marie winkte nur kurz mit dem Kopfe. Dann sagte sie zu ihrer Tochter: „Du Marian, ich hab' hier einige Augenblicke zu reden, gehe so lange in den Laden, wenn jemand kommt, bedienst du."

„Ja, Mutter!" Marian schaute auf den Fußboden und schritt der Tür zu. Aber Ernesto Matero trat auf sie zu, nahm ihre Hand in die seine und hielt sie fest, er schaute das Mädchen lächelnd an und sagte leise, aber so, daß Frau Marie alles hören konnte: „Liebste Marian, ich hoffe, daß du gut ausgeschlafen hast, ich mußte heute immer nur an dich denken."

Wenn nun Marian auch über und über rot wurde und keine Antwort gab, so ließ sie ihre Hand dennoch gerne in der seinen, und aus ihren Augen sprach ihre ganze Verliebtheit. Frau Marie erriet da mit einem Male den wahren Sachverhalt. Sie preßte die Lippen hart aufeinander und sagte barsch: „Geh', Marian." Das Mädchen zog die Hand aus der Ernesto Materos und lief zur Tür hinaus.

„Was wollen Sie, Herr Matter?" fragte Frau Marie schroff.

„Ich heiße auch Matter, das ist richtig, Frau Reichmann," antwortete ruhig Ernesto Matero, „ich gewöhne mich schon wieder daran, man muß sich ja an manches gewöhnen, Frau Reichmann."



Digitized by Google

„Ich möchte wissen, was Sie reden wollen," unterbrach ihn Frau Marie kurz.

„Ich komme wegen Ihrer Marian, Frau Reichmann."

„Das hab' ich soeben gesehen."

„Wir lieben uns, Frau Reichmann."

„Das kann ich nicht wissen," meinte Frau Marie trocken.

„Wir wollen heiraten, weil wir uns gern haben, Frau Reichmann."

„Ich bin damit nicht einverstanden."

„Wir müssen uns heiraten, weil wir uns gern haben, Frau Reichmann."

„Nein, reden Sie nichts mehr, adieu, Herr Matter." Frau Marie wollte die Sache so schnell wie möglich beenden. Da trat Ernesto Matero nahe zu Frau Marie heran und schaute sie mit harten Augen ruhig an, er sagte:

„Frau Reichmann, ich muß jetzt deutlich werden, nach dem, was vorgefallen ist, müssen wir heiraten."

Frau Marie schaute groß auf, sie fühlte ihre Beine zittern und mußte sich setzen, eine Schwäche kam über sie. Da fuhr Ernesto Matero ganz ruhig fort:

„Dann ist die Heirat mit mir für Marian gewiß nichts Schlimmes. Wenn auch augenblicklich meine Ländereien drüben beschlagnahmt sind und mein europäisches Konto sehr klein geworden ist, Sie sind ja nicht arm, Marian bekommt eine anständige Mitgift, die wird so lange reichen, bis meine Ländereien wieder frei sind, dann kutschieren Marian und ich über das große Wasser."

Frau Marie horchte scharf hin, und je kühler und sachlicher Ernesto Matero sprach, um so mehr erwachte ihr



Digitized by Google

Widerstand, sie wollte sich wehren und fragte: „Sie brauchen also mit anderen Worten die Mitgift Marians?“

„Ja.“

„Und um diese zu bekommen, haben Sie gemacht, daß Marian heiraten muß?“

„Auch das.“

„Dann ist es für Marian das kleinere Unglück, nicht zu heiraten.“

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?“ fragte Ernesto Matero unruhig.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, gehen Sie jetzt,“ sagte Frau Marie ruhig, aber ein leiser, müder Ton ging durch ihre Worte, sie trat an das Fenster und schaute auf die Straße hinaus. Ernesto Matero zuckte die Achseln, nahm Hut und Stock und ging rasch. Er wußte, daß er dieses Spiel nicht gewonnen hatte.

Da seine Barschaft zusammengeschmolzen war, verließ er kurz entschlossen das Städtchen für immer.

Lange Zeit stand Frau Marie oben am Fenster und schaute auf die Straße hinaus, sie mußte sich auch in dieses Neue hineinfinden. Als sie endlich in den Laden trat, war ihr Wesen wie alle Tage. Sie redete mit Marian wie immer. Doch erwähnte sie nicht ein einziges Mal Ernesto Matero oder den Grund seines Besuches.

Das junge Peterli war nun wegen seiner Zukunft im reinen und setzte seinen Kopf auf. Da es ein eigensinniges Persönlein war und durchsetzen wollte, was es sich einmal vorgenommen hatte, zog es am Tage nach dem Turnfest



Digitized by Google

ein Waschkleidchen an und dazu die derben Bergschuhe und machte sich auf nach dem Umbau, den der Vater am Kramladen der Mutter vornahm. Das alte Haus des Peterli-Lisi am Kirchplatz war mit einem hohen Gerüste umgeben und vor diesem lagen Mauersteine, Sand und in einem großen Fasse gelöschter Kalk. Damit der Kramladen während dem Umbau weiter betrieben werden konnte, war derselbe mit Bretterwänden eingefaßt und für sich abgeschlossen. Die Arbeiter des Heider hatten überall schon die Fenster aus den Kreuzstöcken genommen und rissen eben die Zwischenwände der Zimmer im Hause ein. Eine Wolke von weißem Bauschutt stob zu den Fensterlöchern heraus, und das Picken und Pochen echote ununterbrochen bis Feierabend von den hohen Kirchenwänden zurück. Der dicke kleine Baumeister Heider kletterte in großem Machtbewußtsein auf dem Gerüste herum, er trug eine Planrolle in der Hand, und wenn er Befehle gab, schwenkte er diese wie einen Kommandostab. Das junge Peterli ging langsam die Gerüsttreppe hinauf, trotz dem Staub, der um die Baustelle schwebte, und dem Modergeruch, den alte Häuser, die eingerissen werden, verbreiten. Als der Baumeister Heider seine junge hübsche Tochter die Gerüsttreppe heraufsteigen sah, fragte er verwundert:

„Hallo, Peterli, was willst du denn hier bei uns in dem Dreck?"

„Ich möcht mir nur einmal die Arbeit ansehen und mir von dir den Bauplan an Ort und Stelle erklären lassen, Vater," antwortete das Peterli.

„He nun, Peterli, den Gefallen kann ich dir schon tun,"



Digitized by Google

sagte Heider und rollte auf einer breiten Fensterbank seinen Plan auf. Da unten im Erdgeschoß käme der vergrößerte Kramladen hinein und im ersten Stock das Stofflager, erklärte er. Das andere Stockwerk könne man vorläufig als Magazin verwenden, um dann dieses, wenn das Kaufhaus zu eng würde, nach dem Estrich zu verlegen und den obersten Stock noch für das Geschäft zu gebrauchen.

„He, aber warum wird denn das nicht gleich so eingerichtet, Vater?“ fragte das Peterli nachdenklich, „wenn man schon baut, dann macht man's doch lieber gerade recht, nicht daß man in ein paar Jahren wieder die Geschichte mit einem neuen Umbau hat.“

Ja, das wäre alles ganz recht und schön, aber die Mutter wolle hieran vorläufig noch sparen, da könnte er weiter nichts tun als ihren Willen erfüllen, verteidigte sich Heider. Das sei aber doch keine Art zu sparen, wandte das Peterli erneut ein, das sei ein kleinlicher Gesichtspunkt. Ihr gefalle manches in den Plänen nicht, da sei kein Warenaufzug vorgesehen, und es sähe nicht ein, warum die Mutter nicht auch mehr Artikel als bis dahin habe einführen wollen. Es gäbe doch noch fertige Kleider, Putzartikel und Haushaltungsgegenstände und noch manches andere mehr, das man gut auch verkaufen könne, und wenn das Haus zu klein würde, müßte man die Nachbarliegenschaft dazu kaufen, das wäre die rechte Art, das Geschäft zu betreiben.

„Ja, Peterli, das solltest du deiner Mutter sagen, wenn ich davon rede, hört sie gar nicht darauf oder sagt noch



Digitized by Google

obendrein, ich solle still schweigen, denn davon verstünde ich doch nichts," sagte der Heider ärgerlich.

„Ich will schon mit der Mutter ein paar Worte darüber reden, Vater," entgegnete das Peterli; „glaubst du etwa, daß es mir behagt, zu Haus zu sitzen und zu faulenzen, das ist mir zu langweilig."

„Eigentlich hast du schon recht, Peterli," meinte der Heider, „komm, wir gehen zu deiner Mutter hinunter, ich möchte dabei sein, wenn du ihr das alles sagst, das macht mir Spaß; denn ich darf ja über derlei Dinge doch nicht mit ihr reden."

Das junge Peterli und Heider gingen in den Laden zum Peterli-Lisi, das mit einem Lappen den feinen Baustaub abwischte, der überall durch die Ritzen der Holzwände eindrang. Dann sagte es zu den Eintretenden: „Das ist eine schöne Sauerei hier, den ganzen Tag muß ich in jeder freien Minute, die ich habe, mit dem Staublumpen herumfahren, daß ich in dem Dreck nicht noch ersticke, weißt du, Heider, das hättest du doch besser machen können. Ich bin gar nicht zufrieden mit dir."

Der Heider schwieg mit einem vorwurfsvollen Gesichte und duckte sich, aber das junge Peterli entgegnete: „Das ist nicht zu vermeiden, Mutter, wenn die Bauerei vorbei ist, dann ist auch das vorüber."

„Ja, du hast gut reden, Peterli, du bist nicht den ganzen Tag hier drin wie ich," sagte das Peterli-Lisi ärgerlich.

„Aber ich werde von jetzt ab jeden Tag zu dir kommen und dir helfen, Mutter."

„Ja, sonst nichts mehr. Das fehlte jetzt gerade noch,



Digitized by Google

dafür hab' ich dich nicht in die teuren Pensionen geschickt, daß du hier hereinkommst," begehrte das alte Peterli auf.

„Es schadet mir aber an meiner Ehre gar nichts, Mutter."

„Nein, das gibt es nicht, bleib zu Hause und spiel Klavier oder lies Romane, wie sich das gehört für ein Mädchen, das so lange in der Pension war." Das Peterli war jetzt richtig aufgebracht und böse.

Aber die Junge hatte zu viel von der Wesensart der Mutter mitbekommen als Erbteil, das die Kinder ohne Testament von den Eltern her besitzen, darum sagte sie eigensinnig: „Das muß schon eine dumme Gans sein, die den ganzen Tag Klavier spielt und dumme Romane liest; nein, ich mach' hier mit, ich erbe ja doch einmal alles, und du willst dein Geschäft doch nicht für fremde Leute in die Höhe gebracht haben, Mutter, oder vielleicht doch?"

Die Ladenglocke schlug an, ein kleiner Bub trat ein und enthob das alte Peterli der Antwort, es fragte das Kind: „Was willst du?"

„Einen Zuckerstengel," antwortete der Bub und legte einen Nickel auf den Ladentisch.

„Da," sagte das Peterli-Lisi und gab dem Kind das Gewünschte, dann erklärte es in seiner kategorischen Weise: „Nein, Peterli, das sind Dämpfe, wie sie ähnlich nur dein Vater, der Heider, haben kann."

Das junge Peterli achtete auf diese Worte gar nicht, es entwickelte im Gegenteil ruhig seine Ansichten über den



Digitized by Google

Neubau, und wie es sich die Vergrößerung des Geschäftes denke. Das Peterli-Lisi horchte aufmerksam zu, die Ideen des Mädchens gefielen ihm zwar ganz gut, aber es kam nicht darüber hinweg, daß es das Peterli nicht dafür in die Pension geschickt habe. Da ging die Ladenglocke wieder und eine Frau kam herein und rief: „Geben Sie mir rasch einen Laib Brot, ein Pfund Honig und zwei Paar Schuhnestel."

Während das Peterli-Lisi den Honig aus der großen Büchse ausstach und abwog, holte das Mädchen das Brot und die Schuhnestel aus den Schäften und legte die Sachen auf den Ladentisch vor die Mutter hin, die der Kundin die Waren überreichte und das Geld in die Ladenkasse warf. Als sie wieder allein waren, sagte das Peterli: „Und wenn es dir wegen des Geldes ist, da können wir uns von Laubers Bank eine Hypothek geben lassen, ich habe an alles das gedacht."

„Das ist gar nicht nötig, ich brauch kein fremdes Geld, ich hab' genug eigenes," entgegnete das alte Peterli-Lisi mürrisch, dann fuhr es aber mit Nachdruck weiter: „Aber du kommst mir einfach nicht in den Laden, dafür hab' ich dich nicht in die französische und englische Pension geschickt, den Umbau mag der Heider meinetwegen machen, wie du willst."

Als wieder jemand in den Laden kam, sagte das junge Peterli: „Komm, Vater, wir gehen jetzt auf dein Bureau, wir wollen die Pläne ändern." Dem Peterli-Lisi rief das Mädchen zu: „Leb wohl, Mutter," dann ging es mit



Digitized by Google

dem Heider und saß mit ihm den ganzen Nachmittag über bis zum Nachtessen auf dem Bureau vor den Plänen. Als sie zum Essen gerufen wurden, meinte der Vater: „Aber ich glaube doch nicht, daß deine Mutter einverstanden ist, daß du in den Kramladen gehst."

Das junge Peterli antwortete nicht darauf, es lächelte nur. Beim Nachtessen sagte es jedoch: „Morgen, Mutter, komme ich in den Laden und helfe dir."

Das alte Peterli-Lisi wischte sich den Mund ab; dann antwortete es: „So laß mich doch aufs wenigste ruhig essen und ärgere mich nicht weiter, du eigensinniges Fegnest du."

Aber das junge Peterli antwortete gleichgültig: „Ich geh' jetzt schlafen, daß ich morgen früh gleich mit dir kommen kann und ausgeschlafen h be. Gute Nacht!"

Als sie allein waren, meinte der Baumeister Heider: „Siehst du, Peterli-Lisi, wie das ist, wenn man nicht Recht bekommt; so wie dir jetzt, war mir immer zumute, so lang wir verheiratet sind."

„Sei doch du still, das fehlt gerade noch, daß du auch anfängst," sagte das Peterli-Lisi böse.

Aber der Baumeister stand seelenruhig auf und erklärte händereibend: „Es hat mich auch nicht umgebracht, als ich in deinen Kramladen mußte."

„Du sollst jetzt still sein, Heider," schrie das alte Peterli-Lisi erbost.

„Nein, ich habe an dem Kind meine Freude gehabt und



Digitized by Google

geh jetzt meinen Schoppen am Stammtisch im „Schützen" trinken, adje, Peterli-Lisi," entgegnete der Baumeister, über den ein Zug seiner alten Herrlichkeit gekommen war. Er ging aber dennoch rasch hinaus, setzte den Hut verwegen auf seinen kahlen Schädel und trollte sich an die Runde.

„He, sind denn die beiden jetzt verrückt geworden, oder bin ich's, was ist aber nur das?" klagte das Peterli-Lisi und warf die Gabel auf den Tisch, daß es klirrte. Der Hunger war ihr vergangen.

Grete jedoch ging am selben Abend mit dem Florian Wendlin zum Bergwirtshaus spazieren. Der Florian war Lehrer an der Bürgerschule, ledig und in den besten Jahren, er hatte eine sichere Stellung und war soweit ein ganz passabler Mann. Am Tanzabend nach dem Turnfeste hatte Grete oft mit ihm in allen möglichen Takten und Schritten getanzt, und heute traf es ihn vor dem Städtchen draußen. Erst bei tiefster Dunkelheit kamen die beiden wieder nach Hause zurück, glücklich und guter Dinge. Sie sagten jetzt schon du zueinander, und die Dinge waren in schönster Ordnung. Denn sie gingen von nun an beinahe täglich des Abends spazieren, und als die Blätter fielen, zog der Florian seinen schwarzen Gehrock an, setzte den Zylinder auf und kaufte sich beim Gärtner Schlageter einen großen Maien. So zog er bei den Eltern Gretes auf, und da es hohe Zeit mit dem Mädchen war, wurde einige Wochen darauf Hochzeit gemacht.

So waren die Dinge in bestem Geleise. Das junge



Digitized by Google

Peterli ging in den Kramladen und war ein kluges Weiblein, das bald die Geschäfte verstand. Wenn auch das alte Peterli-Lisi brummig und unzufrieden tat, gefiel ihm zum Schlusse die Sache doch. Joseph und Berta gingen in Hangen und Bangen durch diese Wochen, denn das Mädchen wußte nie recht, was es wollte. Nur Marian wurde immer stiller und bänger und härmte sich. Denn die Liebschaft mit Ernesto Matero war bei ihr nicht ohne Folgen geblieben.



Digitized by Google

## XII.

Kurze Zeit, nachdem Grete ihre Verlobungsanzeigen versandt hatte, teilte sie allen Leuten mit, daß die Hochzeit bald stattfinden würde. Und wirklich standen bald die Namen auf dem Brett der Eheverkündigungen angeschlagen. Die Hochzeitsgeschenke stellten sich ein; wie die anderen Bekannten, schickte auch Frau Marie für ihre Familie das ihre. Aber als Grete die Einladungen zur Hochzeit versandte, lud sie nur Frau Marie und Joseph ein, die Marian dürfe man jetzt nicht mehr mit anständigen Leuten zusammenbringen, das verbiete der gute Ton und das Taktgefühl. Als Frau Marie die Einladung gelesen hatte, setzte sie ihren kleinen Hut auf und ging, Grete und deren Mutter besuchen. Sie freue sich über den Besuch der Frau Marie, meinte die Grete verlegen lächelnd. Es wäre nur eine Anstandspflicht schuld, daß sie hier wäre, antwortete Frau Marie, sie wolle Glück wünschen zur Hochzeit und sich und Joseph entschuldigen, da sie der Einladung nicht Folge leisten könnten. Da wurde Grete eine Spur verlegen, aber ihre Mutter ärgerte sich über die



Digitized by Google

Reichmann, die ihr eine Ohrfeige geben wolle, weil die Marian nicht eingeladen wurde, darum sagte sie freundlich: „Ja, es ist begreiflich, daß Sie nicht kommen wollen, das ist eben doch ein Unglück mit der Marian.“

„Etwa dasselbe, wie mit Ihrer Tochter Grete, der Unterschied ist nur der, daß Sie froh sind, den Bräutigam zu haben, ich aber eine Hochzeit nicht zugab, sonst ist's dasselbe,“ entgegnete Frau Marie trocken.

„Da möchte ich aber doch bitten, Frau Reichmann, mich nicht in einen Kessel zu werfen, einen Unterschied muß ich mir doch ausbitten,“ rief die aufgeregte Grete.

„Nun ja doch, wenn Ihnen daran viel liegt, mir kann's schon Marians wegen recht sein,“ entgegnete Frau Marie, stand auf und verließ nach einem frostigen Abschied Grete und deren Mutter.

„Es ist eine freche Person, diese Reichmann,“ sagte die Mutter.

„Aber ich verbitte mir von der Frau die Vergleiche, da ist doch ein Unterschied, Marian wird als Mädchen ein Kind bekommen, und ich als Frau,“ sagte Grete und bekam einen roten Kopf.

„Ja, Kind, ja, beruhige dich, nicht daß es deiner Gesundheit schadet,“ entgegnete Gretes Mutter besorgt.

Aber Grete legte sich trotzdem einen Myrthenkranz aufs Haar und zog ein weißes Brautkleid an, und als die Wagen zur Kirche fuhren, war's eine ganze Fuhre voll Glück in dem Zweispänner, worin Grete und ihr Bräutigam saßen. Die Hochzeitsgesellschaft saß zum Teil in Mietsgefährten, zum anderen Teil in eigenen Wagen,



Digitized by Google

auch Berta und ihre Mutter, Frau Beberich, befanden sich unter den Hochzeitsgästen, im eigenen Fuhrwerk selbstverständlich. Im großen Saale des „Schützen" wurde nach der Trauung die Hochzeitstafel abgehalten. Da fragten viele der Neugierigen nach dem Verbleib Marians und der Familie Reichmann. Die Leute kannten zwar den Grund des Fernbleibens zur Genüge, denn in dem Städtchen brauchte nur ein Geraune anzuheben und schon in kurzer Zeit verbreitete es sich als Merkwürdigkeit und Gesprächsstoff in aller Eile. Dennoch konnte Grete sich nicht enthalten zu antworten:

„Es ist das Beste, daß sie nicht kommen, denn Marian durften wir unter den Umständen doch nicht einladen, wenn wir auch gewollt hätten."

Berta schaute spöttisch auf die junge Frau und sagte: „Meinst du, Grete?"

„Ja, das meine ich, Berta, das hätte sich doch nicht geschickt."

„Nun, Grete, wer ohne Fehl ist, werfe den ersten Stein auf sie," entgegnete Berta zweideutig.

„Pfui, das ist nicht schön von dir, Berta, mir das an meinem Hochzeitstage zu sagen, ich bin doch nicht schuld an Marians Fehltritt."

Berta zuckte die Achseln und begann ein eifriges Gespräch mit dem jungen Deglermüller. Doch hörte sie mit scharfen Ohren nur zu gut das Zischeln der Anwesenden, alles Leute der guten Gesellschaft, über Marian. Darum sagte sie: „So leid mir die Marian tun kann, Herr Deglermüller, aber es ist in Zukunft rein unmöglich, noch



Digitized by Google

weiter mit dem Mädchen zu verkehren, wenn man nicht selbst bei den Rechtdenkenden in ein falsches Licht kommen will."

„So denk auch ich, Fräulein Beberich," pflichtete der junge Deglermüller Berta bei, „ein Fehltritt, der bekannt und besprochen wird, macht eben die Menschen in der Gesellschaft unmöglich."

Als die Hochzeitswagen am Hause der Frau Marie vorüberfuhren, stand Marian hinter den Vorhängen verborgen am Fenster und schaute mit einem Herz voll Weh und Bitternis hinaus auf den glänzenden Wagenzug. Als die Kutschen vorbei waren, kam sie ein stilles Weinen an. Frau Marie saß in der Stube und schaute liebevoll auf ihre Tochter. Sie trat zu dem Mädchen heran, strich ihm über die Haare, dann nahm sie es in die Arme, wie eine Mutter mit dem Kinde tut und ließ es ausweinen. Seitdem Marian ihren Fehltritt getan, geschah es zum ersten Male, daß Frau Marie mit ihr über ihre Lage redete. Sie sagte leise:

„Schau, Marian, du mußt dich jetzt damit abfinden; ich weiß, daß es schmerzlich ist, aber es ist für dich besser so. Dein Glück hättest du bei Ernst Matter nicht gefunden."

„Aber er hat mich doch lieb gehabt, Mutter," entgegnete Marian unter Weinen.

„Nein, Kind, das hat er nicht," sagte Frau Marie hart, „er wollte deine Mitgift, um sich über Wasser zu halten, nur dein Geld, und um das sicher zu bekommen, hat er dich verführt, das ist alles."



Digitized by Google

Marian ſchaute ihre Mutter mit großen Augen an, ihr Weinen verſtummte. „Das kann ich nicht glauben, Mutter.“

„Es iſt aber ſo, er hat mir das ſelbſt geſagt, darum ſagte ich nein,“ antwortete Frau Marie, dann führte ſie Marian zu dem Sofa und ſetzte ſich neben ſie. „Schau, daß du ein Kind bekommſt, macht dich um nichts ſchlechter, du biſt immer noch gleich gut und wert wie vorher. Nur unter dem Vorurteil der Leute mußt du eben jetzt leiden, das wirſt du tragen können. Und wenn das Kind einmal da ſein wird, iſt es uns auch ein liebes Kind, ob ſo oder ſo, das iſt gleich. Es wird ſpäter einmal an unſerem Tiſche Platz haben und du haſt deine Freude an ihm, wie auch ich. Nach den Leuten wirſt du gar nichts fragen, deine Zukunft hat ja nur noch Wert für dein Kind, das iſt jetzt der Inhalt deines Lebens.“

Marians Geſicht bekam da einen entſchloſſenen Ausdruck, ein harter Zug, wie ihn die ſchweren Dinge des Lebens in die Geſichter eingraben, zeigte ſich. Das Mädchen lehnte ſich an Frau Marie an und ſagte mit feſter Stimme: „Du haſt recht, Mutter, ſo will ich's halten.“

Die beiden ſaßen lange Zeit ſtille beiſammen und von dieſem Tage an war Marian ruhig und ſicher geworden. Nur war ihr Mädchentraum vergangen, denn die Härte des Lebens hatte ſie angefaßt, und wo dieſe einmal zugegriffen hat, zerſtört ſie nicht nur, ſondern ſie reift auch und das iſt das Gute. Wenige Tage ſpäter kam auf dem Bürgermeiſteramt die Nachricht von Erneſto Materos Tod



Digitized by Google

an. Die Regierungspartei in Südamerika hatte ihn als einen Revolutionär erschießen lassen.

Als einige Zeit später Joseph im „Schützen" saß an der Runde des Stammtisches, kam Anna Keller, die Tochter des Metzgers, an ihrem Hochzeitsabend mit einer kleinen Gesellschaft in den „Schützen". Zwei Handorgelspieler gingen musizierend dem Zuge voraus, hinterdrein folgte das junge Brautpaar Arm in Arm. Anna Keller ging hoch schwanger, aber sie lachte fröhlich und ließ sich dadurch die Laune nicht verderben. Und als die Paare ihrer Gesellschaft in der Wirtsstube tanzten, tat auch sie mit ihrem Manne in der Gesellschaft mit. Die Stammgäste machten laut ihre Witze und der junge Gerber Felber rief Anna lachend zu:

„Du Anna, hast du mit dem Küster auch schon die Hebamme bestellt, es könnt' für alle Fälle besser sein!"

Aber Anna wurde nicht verlegen, sie hielt im Tanzen inne und antwortete fröhlich: „Schaut nur selbst zu, Felber, daß ihr für euch die Hebamme einmal brauchen könnt, eure Frau wartet schon acht Jahre darauf."

„Die hat dirs gesagt, Felber," meinte der Metzger Keller, Annas Vater lachend, denn er war angetrunken, da er ohne Wein nicht mehr fröhlich sein konnte. Vor lauter Trübsal schrumpfte er immer mehr zusammen und wuchs dem Boden zu.

„Deine Tochter hat ein freches Maul, Keller, wie alle Fabriklerinnen," meinte der Gerber Felber.

„Ach was, Felber, sei du nur ruhig, du weißt auch noch nicht, wie es mit dir kommt, die einen gehen aufwärts



Digitized by Google

und die andern abwärts. Aber es bringt vielen kein Glück, daß sie sich reich machen. Schau nur dem Joseph da seine Schwester an. Du kannst deiner Mutter sagen, Joseph, das mit Marian hätte sie um den Gießer Brotbeck verdient; der arme Teufel muß nun wegen ihr sein Brot als Blödsinniger im Armenhaus essen. Jawohl, das bringt keinen Segen, nein, sag' ihr das."

Die Gäste an der Runde schmunzelten zu der Rede des Metzgers Keller, oder warfen sich verständnisinnig Blicke zu. Nur der Seifensieder Lauber schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte grob:

„Das sollst du mir büßen, Keller, ich will dich lehren, freche Reden zu halten; ihr Kanaillen könnt denken was ihr wollt, nur redet nicht darüber, wenn ihr von uns abhängig seid. Siehst du, Joseph, so springt man mit dieser Sorte Menschen um, hart und rücksichtslos."

Joseph saß da mit einem vor Zorn roten Kopf, aber er legte sich Zwang an und schwieg. Da trat Anna, die Tochter Kellers an den Tisch heran, denn die Gäste horchten neugierig und schadenfroh zu, die Handorgeln hörten zu musizieren auf und die tanzenden Paare standen in der Wirtsstube herum. Anna Keller stellte sich mit ihrem dicken, unbeholfenen Leib vor ihren Vater hin.

„Schämt euch, Vater," sagte sie, „wer selbst im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen um sich werfen. Und du, Joseph, laß dich auch durch das Geschwätz des Alten nicht verdrießen. Denk daran, daß deine Schwester einfach Pech gehabt hat, denn sie hat nur das getan, was alle Mädchen tun, die ihren Schatz gern haben. Du mußt jetzt erst recht



Digitized by Google

zu ihr stehen, der Alte da weiß nicht mehr, was er zusammenredet, du siehst ja, daß er betrunken ist."

„Halt jetzt dein freches Maul, du Dreckmensch," schrie der Metzger wütend und versuchte aufzustehen. Aber Annas junger Mann drückte den Betrunkenen in den Stuhl zurück und sagte: „So seid doch vernünftig, Vater, und macht keinen Krach."

Der alte Keller schalt noch eine Weile vor sich hin, dann aber griff er wieder nach dem Glase und vertrank seinen Zorn. Joseph stand auf und verließ mit dem Seifensieder Lauber zusammen die Wirtsstube. Da sagte der lange, ledrige Felber:

„Aber der Keller hat doch recht gehabt."

„So halt jetzt nur du deinen Mund, Felber," warnte der Schützenwirt eindringlich, „ist es dir etwa wohler, wenn dir der Lauber den Kredit kündet und dir so den Hals zuhält?"

Als Joseph mit Lauber auf der Straße stand, schaute der Seifensieder zum Sternhimmel auf, dann sagte er nachdenklich: „Komm, Joseph, wir wollen noch ein paar Schritte spazieren gehen." Er schritt mit dem Jüngling langsam durch das stille Städtchen und auf dem schmalen Weg den Rhein entlang. Lange Zeit gingen beide schweigend dahin, bis endlich der Seifensieder Lauber unvermittelt zu sprechen begann: „Schau, Joseph, das mit der Marian ist nun einmal so: das Mädchen hat sich durch seine Dummheit ihr ganzes Leben verpfuscht, sie wird ein Kind bekommen und trotzdem eine alte Jungfrau werden. Wenn sie ein Mann heiratet, ist hundert auf eins zu



Digitized by Google

wetten, daß der nichts taugt und die Marian einzig ihres Geldes wegen nimmt, an Märchen glaube ich nicht. Es kann ja freilich Glückspilze geben, aber daß die Marian einer sei, glaub ich nicht gerade. Darum haben wir gar keine Ursache, ihr jetzt noch Vorwürfe zu machen, denn sie hat ihre Geschichte zu leben, wir nicht; das Gescheiteste ist, wenn wir ihr soviel Freude machen, als möglich ist."

Joseph antwortete nicht; wenn er auch Lauber recht gab, so blieb ihm doch ein bitteres Gefühl zurück. Auch Lauber schwieg wieder, nur der Rhein rauschte und aus dem niedrigen Oberholz tönte ein feines Läuten wie von zarten Glocken: der Tau fiel.

„Und was die Leute betrifft, darnach frage ich nichts, das mußt auch du. Ich weiß genau, daß mich keiner von der Runde liebt; sie brauchen mich aber und fürchten mich, weil ich sie in der Hand habe. Aber ich brauche die Runde auch; wäre das nicht so, dann würde ich sie alle nicht mehr ansehen. Wenn du einmal die Geschäfte übernimmst von mir, wird das hoffentlich anders sein, und du brauchst sie nicht mehr, soweit will ich's noch bringen. Das heißt, wenn das überhaupt möglich ist, denn je weiter ich mich von der Runde hinwegsehne, immer mehr muß ich einsehen, daß mein Ende gerade wie der Anfang der Runde sein muß. Davon scheint man nicht mehr loszukommen. Die andern, die nicht zur Runde, oder zu meiner aufs wenigste, gehören, achten an mir nur, daß ich's zu etwas gebracht habe, meinen Geldsack, aber ich selbst bin für sie der alte knauserige Lauber, der geizig sogar gegen sich selbst ist, der wuchert und keine Moral hat, wenn er nur



Digitized by Google

seine Geschäfte macht. Daß ich aber aus Freude an meiner Arbeit schaffe, und daß diese meine einzige Freude überhaupt ist, das wissen sie nicht, es ist auch gleichgültig. Aber du, Joseph, mußt das wissen, denn ich liebe meine Arbeit und will sie einmal in rechte Hände geben; darum mußt du im Frühling aufs Technikum und vorher kannst du noch ein paar Monate in meine Seifensiederei. Du trägst an dem, was du weißt, nicht schwer."

„Sie trauen mir große Stücke zu, Götti," entgegnete Joseph nachdenklich.

„Wer weiß, daß man ihm etwas zutraut und etwas von ihm erwartet, wird seine Arbeit darauf einstellen, und tust du das nicht, dann schlägst du dir einfach das Glück kaputt, denn das Glück ist einzig und allein der Erfolg der Arbeit," sagte der Seifensieder bestimmt.

Aber er vergaß, daß er ein kühler alter Mann war, Joseph aber erst begann, ein Mensch zu werden mit einem jungen Leib, dessen Blut leicht gegen die schönsten Rechenkunststücke unbotmäßig werden konnte.

„Wir wollen jetzt nach Hause gehen," sagte Lauber, und die beiden drehten und gingen dem Städtchen zu, das fest schlief und nur mit wenigen Lichtern in die Nacht hinausblickte.

Am nächsten Morgen ging der Seifensieder Lauber zum Metzger Keller. Dieser stand stumpf und gleichgültig hinter dem Haustock und stützte sich auf das Haubeil, er schaute gelangweilt einer einzigen Fliege zu, die in der naßkalten Luft unlustig herumschwirrte und sich von Zeit zu Zeit auf irgend einem Fleischstücke niederließ, oder



Digitized by Google

über die Wurst spazierte. Der Seifensieder Lauber schaute sich unzufrieden in dem Metzgerladen um, die meisten Haken waren leer, nur ein Ochsenviertel baumelte am Eisen und hinter der Fleischbank hingen noch ein paar Fleischstücke, im Fenster lagen eingeschrumpfte alte Würste und eine kleine Kette ebensolcher hing darüber.

„Es wird bei dir immer liederlicher, Keller," sagte der Seifensieder Lauber.

„Das Meisterieren macht mir auch keine Freude mehr, Lauber," entgegnete der Metzger, in seiner Vergrämtheit schadenfroh lächelnd, „am Ende bleibt mir doch nichts mehr und du steckst den Profit in deinen Sack."

„Da glaubst du, es wär nötig, daß du dein Geschäft herunterwirtschaftest, das paßt mir aber nicht. Darum muß die Sache anders werden, ich übernehme die Metzgerei ganz und du wirst mein Bankknecht —"

„Was," fuhr Keller auf, „da kannst du dir einen anderen suchen."

„Wenn du nicht willst, werde ich das auch, dann gehst du zum Haus hinaus."

„Verdammter Schindhund," schrie Keller knirschend und faßte sein Haubeil fester an.

„Laß doch diese Tänze, Keller," entgegnete der Seifensieder ruhig, „du hast gestern schon ein dummes Maul gehabt, und jetzt fängst du schon wieder an. Das nützt dir doch nichts, du bringst dich höchstens um dein sicheres Brot und in deinem Alter kommst du nirgends mehr an."

Der Metzger Keller ließ den Kopf hängen und seine zornige Aufwallung verflog, er schrumpfte wieder zu-



Digitized by Google

sammen und stand hinter seinem Haustock als ein alter, zermürbter Mann. Sein boshaftes Lächeln war verflogen und alles, was sein Gesicht ausdrückte, war nutzloser Gram.

„Du bekommst in Zukunft deinen Lohn, für die Wohnung zieh ich dir ab, was recht ist und alles andere findet sich weiter. Aber wenn du noch einmal dein böses Maul spazieren führst, wie gestern, dann ziehe ich meine Hand von dir zurück und du kannst aus diesem Hause gehen, das mußt du dir merken," sagte der Seifensieder hart, dann grüßte er kurz und ging.

Der Metzger Keller schaute vor sich hin und murmelte: „So, jetzt darf ich noch froh sein, daß ich glücklich Bankknecht geworden bin." Dann schüttelte er den Kopf und riß das Haubeil in die Höhe, schlug es mit aller Kraft in den Haustock, daß es stecken blieb.

„Nein, das mach' ich nicht," murmelte er.

Aber wieder verrauchte sein Zorn rasch und er ließ den Kopf hängen und verzerrte in machtlosem Schmerz sein Gesicht zur Grimasse, das Weinen über sein Elend kam ihn an. Langsam ging er aus dem Metzgerladen hinaus und die Treppe hinauf auf den Estrich.

„Ich hab' genug," sagte er.

Dann nahm er das Ende des Waschseils, warf es über einen Balken und hängte sich auf. Als der Lauber das hörte, zuckte er nur die Achseln, fand die Erben des Metzgers ab; dann brachte er die Metzgerei an sich, stellte Personal ein und sorgte dafür, daß auch dieses Geschäft wieder in die Höhe kam.



Digitized by Google

Der Gerber Felber sagte einmal im „Schützen“ an der Stammtischrunde: „Den Keller hat auch der Lauber auf dem Gewissen, es ist eine Schande.“

„So sei nur du jetzt still, Felber,“ warnte der Schützenwirt, „ist dir denn wohler, wenn's dir auch an den Hals geht?“

„Ach was,“ entgegnete der Gerber, „der Lauber frißt uns nach und nach doch alle.“

Das junge Peterli war die einzige der Freundinnen, die nach wie vor beinahe Tag für Tag Marian besuchte, und es brachte regelmäßig mit seiner kühlen Ruhe so ein gelindes selbstverständiges Vergnügen mit. Das Mädchen spielte Klavier oder erzählte irgend etwas, oder es plauderte mit Marian und Frau Marie über den Klatsch des Städtchens. An einem sonnigen Wintertag sagte das Peterli aber:

„Geh, Marian, zieh' dich an, wir wollen ein wenig spazieren, du gehst in letzter Zeit nicht mehr aus, ein Spaziergang wird dir gut tun.“

Marian schaute zum Fenster hinaus, und so gerne sie ins Freie gegangen wäre, eine Scheu vor den Leuten machte sie unruhig, sie entgegnete: „Ach, Peterli, ich will lieber zu Hause bleiben.“

„Nein, Marian, wir gehen, du hast nach keinem Menschen auch nur das kleinste zu fragen als nach dir,“ sagte das Peterli bestimmt.

„Jawohl, Kind, das Peterli hat ganz recht,“ stimmte jetzt auch Frau Marie zu.



Digitized by Google

Da machte sich Marian zum Ausgehen fertig. „Es ist wahr, ihr habt eigentlich recht," sagte sie.

Dennoch ging Marian auf der Straße neben dem Peterli her, wie ein Mensch, der sich mit schlechtem Gewissen davon macht, nachdem er im Nachbarsgarten Äpfel und Birnen sich verbotenerweise schmecken ließ und nun ungeschickterweise dem Herrn des Gartens in die Hände gelaufen ist. Die Leute, denen die beiden begegneten, schauten mehr oder weniger interessiert, drehten vielleicht auch einmal ihren Kopf um und gingen ihres Weges. Die Frau Seelig und die Frau Wendlin spazierten zusammen an den beiden Mädchen vorbei, sie sahen sich Marian als ihr Nachbarskind genau an und hätten es vielleicht angesprochen, wenn das junge Peterli die Frauen nicht mit einem Gesichte, das einer Bretterwand gleichkam, in einer gewissen Ferne gehalten hätte. Dennoch nickte die Frau Seelig hinter dem Mädchen her, ihr Hut schaukelte im Takte mit: „Man sieht es schon ganz gut, Frau Wendlin," sagte sie. Frau Wendlin nickte auch und auch ihr Hut schaukelte bedächtig wie es ihm zukam auf einem ehrwürdigen Haupte, sie sagte: „Ja, Frau Seelig, das mußte alles so kommen, Sie wissen es ja wie ich, wir haben das schon zuviel gesehen, Hochmut kommt vor dem Fall." Da drehten sich die beiden Frauen und ließen die Mädchen im Rücken und gingen langsam weiter. „Auf dem Bescheidenen ruht sichtbar der Segen Gottes, Frau Wendlin, uns kann es nie schlecht gehen deshalb," sagte Frau Seelig. „Nein, Frau Seelig, darauf bin ich stolz," sagte Frau Wendlin.



Digitized by Google

„Siehst du, Marian, so schlimm ist es nicht, jetzt gehen wir jeden Tag hinaus an die Luft," meinte das Peterli, als sie zu zweit Arm in Arm durch die Straßen gingen.

„Was hab' ich auch darnach zu fragen, es gibt mir niemand etwas," sagte Marian trotzig.

Da kam ihnen auf der anderen Seite der Straße Grete mit ihrem Mann entgegen. Marian schaute zu der jungen Frau hinüber. Grete aber sah mit einem abweisenden Gesicht gerade aus. Sie wollte mit der Marian nichts mehr zu tun haben.

„Das hätte ich nicht gedacht, Peterli," sagte Marian.

„Oh, an solche Dinge mußt du dich gewöhnen, Marian," entgegnete Peterli, „das ist ein Stück der ewigen Freundschaft, die sich Mädchen schwören. Aber das ist ja gleichgültig, jetzt gehen wir in unser Kaufhaus, Marian und kaufen Wäschestoff."

Im Kaufhaus beluden sie sich mit einem großen Paket, und dann geleitete das Peterli die Marian wieder nach Hause. Die Mädchen packten den Stoff aus und schnitten mit Feuereifer Hemdlein und Windeln daraus zu.

Als Joseph nach Hause kam, wollte Marian errötend die Wäsche in das Papier einschlagen. Aber ein Hemdlein fiel ihr auf den Fußboden, das Joseph aufhob und betrachtete. Marian machte sich dieweil an einer Kommodenschublade zu schaffen, und das Peterli schaute lächelnd auf Joseph, der mit dem Kopfe nickend sagte, halb scherzend, halb vorwurfsvoll:

„Das kommt davon."

„Gelt, Joseph, man sollte nicht glauben, daß solch



Digitized by Google

große Leute, wie wir sind, einmal in solchen kleinen Sachen Platz fanden, und es ist nicht zu glauben, daß es Menschen gibt, die einen großen Körper bekommen, doch noch im Geiste so klein bleiben können, schlimmer als Kinder."

„Meinst du mich damit, Peterli," fragte Joseph ärgerlich.

„Nur wenn du dich betroffen fühlst, Joseph," antwortete das Mädchen lächelnd und höflich, schaute ihn aber mit seinen kühlen Augen forschend an.

Joseph bekam einen roten Kopf; dann trat er zu Marian hin und legte seinen Arm um ihre Schultern. „Du, Marian, mit dem Peterli kann man nicht rechten, das kann einem die Wahrheit zu unverblümt sagen, darum gehe ich jetzt vor dem Essen noch ein wenig spazieren."

Da nahm Marian auf einmal ihren Bruder um den Hals, stellte sich auf die Zehen und küßte ihn herzhaft ab. Joseph hielt diesen Sturm schwesterlicher Liebe recht ungeschickt aus, wenn er sich auch bemühte, sich mannhaft zu zeigen. Er stand wie auf den Boden genagelt und wich mit dem Kopfe nach hinten aus und rief:

„Marian, hör auf, du zerdrückst mir ja meine Krawatte."

„Du bist im Grunde genommen gar nicht so übel, Joseph," meinte jetzt das Peterli, nicht ohne eine gelinde Boshaftigkeit, aber nicht unzufrieden, „und wenn ich die Berta wär', würde ich die Sache doch anders anfassen."



Digitized by Google

„Jetzt willst du wieder gutmachen, was du vorhin verbrochen hast, da will ich doch lieber rasch gehen," sagte Joseph; er versuchte dies scherzend zu sagen, doch brachte er's nur verlegen zustande.

„Schau, Marian, er kann noch rot werden," scherzte Peterli.

Da lief Joseph rasch zur Tür hinaus, die Mädchen lachten hinter ihm drein; die Marian vor allem, weil sie nun wußte, daß ihr Bruder ihr nichts nachtrug und zu ihr stand. Das Peterli aber dachte, der Joseph werde sich die Nase bei der Berta schon anrennen, und darüber freute sie sich. Joseph aber ging, wie er das alle Tage tat, die Rheinallee entlang, weil er hoffte, einmal Berta zu treffen, die er seit langem nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Denn jedesmal, wenn er am Gartentor bei Beberichs' vorbeischritt, stand einzig dahinter auf dem Kiesweg der Hund Fox, zeigte ihm die weißen Zähne und knurrte. Einen hinreichenden Grund, die Klingel am Gartentor zu ziehen, hatte aber Joseph noch nie gefunden. Daß Berta ihn schon mehrmals, hinter dem Fenstervorhang verborgen, hatte vorübergehen sehen und ruhig ihre Handarbeit weiterbetrieben hatte, wußte er eben nicht.

Doch heute sprang der Hund Fox ihm unweit des Beberichschen Gartens auf der Straße entgegen und kläffte ihn an, wie einen bösen Feind seines Hauses. Wenig hinter dem Hund folgte Berta, und wenn sie auch gerne der Begegnung ausgewichen wäre, wollte sie diese jetzt doch nicht vermeiden. Denn sie dachte, im



Digitized by Google

Grunde genommen sei es besser, endlich einmal mit Joseph ins klare zu kommen, damit sein Geläufe aufhöre. Deshalb rief sie dem Hunde zu: „Fox, willst du wohl gleich, komm hierher."

Der Hund gehorchte nur widerwillig und schaute fortgesetzt mit mißtrauischen Augen Joseph an. Der trat zu Berta heran und streckte mit freudigem Gesichte die Hand zum Gruß hin: „Guten Abend, Berta, endlich kann ich dich wieder einmal sehen, du machst dich ja rar."

„Es ist schön, daß wir uns treffen, da können wir uns ja jetzt aussprechen, Joseph; willst du ein paar Schritte mit mir gehen?" fragte Berta gelassen und schien seine Hand, die er ihr darbot, nicht zu sehen.

„Wie du nur so fragen kannst, ich bin ja jeden Tag hier vorbeigegangen, um dich endlich wieder einmal zu sehen, Berta," antwortete Joseph nicht ohne Enttäuschung und ließ langsam seine Hand sinken.

„Es hätte ja nicht so geeilt, daß wir ins reine kommen, Joseph," sagte das Mädchen, „vielleicht hätten wir's auch nicht nötig gehabt, uns alles das zu sagen, wir hätten auch so mit der Zeit gemerkt, daß wir auseinandergehen müssen."

„Wie meinst du das, Berta?" fragte Joseph, und machte ein Gesicht, als hätte er einen großen Kieselstein im Halse. Er verstand vorerst nur, daß Berta in aller Ruhe mit ihren Worten wie mit einem scharfen Messer einen tiefen Schnitt gemacht hatte in das Band, das sie zusammenhielt.



Digitized by Google

Das Mädchen schaute Joseph prüfend von der Seite an und antwortete: „Komm, Joseph, wir wollen hier kein Schauspiel geben, wir gehen vor das Städtchen hinaus, und wenn wir die Menschen hinter uns haben, wollen wir weiter reden."

Sie gingen schweigend nebeneinander her gegen den Bergwald zu, und als sie auf dem Fußweg waren außer Sicht der Leute, sagte Joseph: „Ich kann dich nicht recht verstehen, Berta."

Das Mädchen blieb stehen und schaute geradeaus über den Rhein hinweg in die blauen Berge jenseits des Ufers, als läge dahinter das Glück, nach dem die Sehnsucht in der Menschen Herzen treibt. Dann sagte sie langsam: „Schau Joseph, wir haben einmal eine Dummheit gemacht, eigentlich war ich schuld daran, ich hätte klüger sein sollen. Wir haben geglaubt, daß wir uns lieb hätten —"

„Ich hab' dich lieb, ich glaub' das nicht nur, Berta," unterbrach sie Joseph erregt.

Berta überhörte scheinbar seinen Einwurf, aber sie betonte ihre Worte scharf und schneidend und fuhr fort: „Ich hatte das geglaubt, aber — doch das ist jetzt Nebensache, wenn es auch anders wäre. Du mußt wie ich die Umstände bedenken, ich bin ein bißchen älter als du, wir passen nicht zusammen, und dann —" sie stockte nicht ohne Berechnung.

„Das zählt ja gar nicht mit, Berta," sagte Joseph rasch und leidenschaftlich, als könnte er mit Worten den Einsturz einer Welt verhindern.



Digitized by Google

„Doch, Joseph," entgegnete Berta, „es zählt schon, das weiß ich und dann — kommt noch die Sache mit deiner Schwester dazu, wenn ich Marian auch bedauere, es geht einfach nicht."

„Das soll also heißen, daß es aus ist zwischen uns?" fragte Joseph leise.

„Ja," antwortete Berta und schaute wieder in die Ferne hinaus.

„Und dazu muß die Marian auch noch herhalten, jetzt müßte ich sie eigentlich noch viel lieber haben. Aber das sind bei dir alles Vorwände, Berta, es fehlt dir ganz einfach der Mut, mit mir durch dick und dünn zu gehen," sagte Joseph bitter, aber auch ein bißchen in seiner Eigenliebe verletzt, denn die Hochmutsteufelchen sind immer die empfindlichsten.

Berta streckte ihm die Hand hin. „Ich will jetzt gehen, du mußt mir nicht bös sein, Joseph."

Joseph nahm ihre dargereichte Hand nicht, er schaute das Mädchen schier zornig an; da drehte sie sich um und ging rasch in elastischem, wiegenden Schritt den Pfad abwärts wie ein Mensch, der eine lästige Sache losgeworden ist. Wie sich aber der Raum zwischen ihr und ihm immer weiter dehnte, kam es Joseph erst zum Bewußtsein, daß er wieder einmal einen Strich unter ein kleines oder wie ihm jetzt schien, ein großes Kapitel seines Lebens machen müsse. Als sie dann in den Häusern des Städtchens verschwand, begann den Joseph das Weh einer zerschlagenen Liebe zu packen, und



Digitized by Google

er lief ziellos lange Zeit im Walde herum. Doch achtete er nicht auf die Schönheit der Umgegend, da er im Augenblicke eben zu diesen zählte, die wegen einem Baum den Wald nicht sehen. Dieser Zustand ist gewiß unangenehm, doch dauert er meistens nicht allzulange, weil andere Mütter auch schöne Kinder haben und die Ärzte ja Gift gegen Gift als Heilmittel verabfolgen. In seiner Betrübtheit fand Joseph die Welt erbärmlich und besonders das Heimatstädtchen verabscheuungswürdig. Darum beschloß er, es in den Rücken zu bekommen, seine Ruhe in der Welt draußen wieder zu suchen.

Er ging deshalb schnurstracks zum Seifensieder Lauber, um ihm seinen Entschluß mitzuteilen. Lauber saß hinter seinem Tische und las behaglich die Zeitung. Er fragte verwundert:

„Wo kommst denn du noch her, Joseph?"

„Ich will mit Ihnen reden, Götti."

„Was ist denn bei dir los, Bub?"

„Gar nichts, Götti, mich ekelt nur dieses Nest hier an, ich will weg, in die Welt hinaus."

Der Seifensieder lehnte sich in seinen Stuhl zurück, kniff die Augen hinter der Brille zu und schaute sich den Joseph von oben bis unten an, dann sagte er: „Entweder bist du nun übergeschnappt, oder deine Berta hat dir den Laufpaß gegeben."

Joseph antwortete nichts, er ging nur mit langen Schritten im Zimmer hin und her.

„Also das wär's, Bub," stellte der Seifensieder fest,



Digitized by Google

„nun, das ist nichts Schlimmes, das ist wie eine Kinderkrankheit, die Rotsucht oder so etwas Ähnliches, wenn man aufpaßt, geht's vorüber ohne Schaden."

„Ich will aber einfach weg von hier, Götti," sagte Joseph.

„Ja, ja Bub, geh jetzt aber vorläufig zuerst nach Hause und schlaf dich aus, morgen reden wir weiter," entschied der Seifensieder schmunzelnd und rieb sich zufrieden die Hände.



Digitized by Google

## XIII.

Joseph saß mißmutig hinter seinem Schreibpult im Bankbureau, er kaute an seiner Feder herum und schaute zum Fenster hinaus. Der Kassierer blickte voller Ärger auf den Burschen, er schüttelte einige Male den Kopf und machte durch die Nase sein „Hm", ein Zeichen, daß ihm etwas gar nicht gefiel; dann sagte er: „Herr Reichmann, Müßiggang ist aller Laster Anfang."

„Ja, man sagt so," entgegnete Joseph gleichgültig und blickte weiter zum Fenster hinaus.

„Hm," machte der Kassierer wieder, „das ist doch keine Art, Herr Reichmann."

Joseph zuckte nur die Achseln und hörte überhaupt nicht mehr auf die Zurechtweisungen des Kassierers. Deshalb machte der noch einmal sein unzufriedenes „Hm" und durchblätterte dann das große Kassenbuch von vorn nach hinten und wieder zurück, daß die Seiten klatschten. Da kam der Seifensieder Lauber in das Bureau. Er erledigte zuerst wie alle Tage die laufenden Geschäfte; dann wandte er sich an Joseph:

„Du, Bub, es wird nun nicht mehr länger nötig sein,



Digitized by Google

daß du deine Zeit hier absitzest, wir wollen jetzt etwas anderes beginnen, nimm deinen Hut und komm mit mir."

Joseph ging mit Lauber nach dessen Seifensiederei, wo die Arbeiter in einen der großen Sudkessel Fett einfüllten, das schmelzend blaue Schwaden in die Luft legte, die sich beim kleinsten Luftzuge bewegten und zu immer neuen Gebilden formten, und einen süßlich-schweren Geruch verbreiteten.

„So, Joseph, jetzt schlupf du in ein Überkleid und leg Hand an, mach aber die Augen auf, daß du etwas lernst!"

„He, Baldi," rief er einen älteren Mann an, der auf der Galerie an einem der Kessel stand, „das ist jetzt unser Volontär, der bis Ostern bei uns bleibt, er soll alles mitmachen, damit er einmal dieses Geschäft gründlich kennt. Du wirst ihn anlernen."

„Jawohl, Herr Lauber," gab der Mann zurück, ohne seinen Platz zu verlassen.

„Jetzt halt aber, Götti," sagte nun Joseph, „ich hab' Ihnen doch gesagt, daß ich von hier weg will, ich bleib Ihnen nicht hier, das paßt mir nicht."

„Das fehlt jetzt gerade noch, daß du maulst, Bub," entgegnete der Seifensieder scharf, „einstweilen kommt es überhaupt nicht darauf an, was du willst, sondern nur auf das, was du mußt."

„Sie können mich aber doch nicht zwingen, Götti," meinte Joseph beharrlich.

„Das wollen wir einmal sehen, Joseph; es wird aber



Digitized by Google

gar nicht notwendig sein, glaub ich. Sag mir nur, was du eigentlich zu tun gedenkst?"

„Das ist mir egal, schicken Sie mich auf das Technikum, oder wohin Sie wollen."

„Dummes Zeug, Bub, du wirst dir doch nicht einbilden, daß deinetwegen am Technikum ein neues Semester beginnt; an Ostern kommst du dann schon weg von hier; zwischenhinein aber schlägst du deine Zeit nicht tot, dazu ist bei einem rechten Menschen das Leben zu kurz."

Joseph stand unschlüssig und antwortete nichts, da fuhr der Seifensieder weiter:

„Übrigens wär es eine miserable Feigheit, einfach so davonzulaufen, das darfst du schon deiner Mutter und noch weniger Marians wegen nicht tun, eine Dummheit mit einem Mädchen zwingt einen rechten Kerl noch lange nicht, einfach davonzulaufen, und dann kannst du das gar nicht, du hast ja kein Geld dazu."

Da nahm Joseph wütend das Überkleid, das ihm der Seifensieder hinhielt und zog sich die Hosen und die Jacke an.

„He, Baldi, da nimm den Volontär in Empfang und kümmere dich um ihn."

„Jawohl, Herr Lauber, er soll hier zu mir heraufkommen," gab der Mann zurück.

„Du gehst jetzt zum Baldi, Joseph, und im übrigen mußt du dir abgewöhnen, daß dir irgendein Mädchen den Kompaß zerschlägt, das taugt nichts. Geh jetzt, Joseph!"

„Aber an Ostern geh ich weg von hier, das weiß ich, Götti."



Digitized by Google

„Das sollst du ja auch, Bub," entgegnete der Seifensieder und verließ den Raum, während Joseph die Treppe hinauf zu Baldi ging, der ihn sofort an eine Arbeit stellte und ihm erklärte, was er zu tun hatte.

So kam Joseph in die Seifensiederei und Lauber sorgte dafür, daß er dieses Geschäft recht erlernte, weil ihm dann, wenn er hundemüde sei, die dummen Flausen schon zum Kopfe hinausgingen. Bald war Joseph soweit, daß er auch Nachtschichten arbeiten konnte, wo er unter dem verseiften Fette ein gelindes Feuer unterhalten mußte. In den Kesseln brodelte die Masse und die Blasen stiegen auf, um zischend zu platzen und in sich zusammenzufallen, wie eine Hoffnung, hinter der nichts als das Trügerische und Wesenlose ist. So mußte dem Joseph die Seifensiederei helfen, die Berta zu vergessen. Da aber die Zeit ein Ding ist, das kommt um zu vergehen, nachdem es kaum gewesen ist und immer weiter eilt, endlos an sich, dem Menschenende aber immer näher entgegen, nicht nur der erträumten Hoffnung, die so selten Erfüllung ist, zu, ging auch Josephs Seifensiederzeit zu Ende. Und als die Ostern kam, da packte die Marian ihrem Bruder die Koffer, und als ob dies eine selbstverständliche Sache wäre, fuhr Joseph auf und davon.

Zu Hause ging alles den ruhigen Gang, und wenn die Geschehnisse auch Aufregung brachten, Werden und Vergehen, so waren sie doch nichts als der Lauf der Zeit, die sich abhaspelte, für die Menge der große Alltag, und war es dem Einzelnen auch Wendepunkt in Gut oder Übel. Nebenbei lief in aller Gemächlichkeit der Eile das Unge-



Digitized by Google

fähr, die großen kleinen Dinge, die so wichtig unwichtig sind. Marian gebar einen Buben, und nachdem diese Sache hin und her besprochen worden im Städtchen, war sie eben auf einmal alltäglich und gehörte nun in den Ort hinein, als gleichgültige Sache, höchstens für die verwandten Basen und siebenmal Weisen ein Gleichnis an die törichten Jungfrauen und solche, die dies werden wollten und glaubten, sie hätten ihr Öl alleine deshalb auf die Lampe bekommen, um es nutzlos oder gar zum Schaden zu verjuxen. Die alten Frauen vergaßen dabei aber immer, daß die Liebe für junge Leute kein Rechenexempel ist, und daß die meisten Menschen oft erst im Alter klug werden. Dann kam noch die Geschichte mit dem Gerber Felber zur Augenweide und Ohrenschmaus in das Schattenspiel des Lebens, und nachher folgte wieder eines dem andern.

Der Gerber Felber schimpfte sich an der Tafelrunde immer häufiger in die Furcht hinein, daß der Lauber wie der leibhaftige Böse allen den Männern der Runde noch nach und nach das Lämplein ausblasen würde. Dabei trank er immer ganz gehörig, so daß er regelmäßig seinen ersten Rausch schon am Vormittage auszuschlafen hatte. Man müsse sein Leben noch genießen, so lange man könne, meinte er dabei, und dasselbe fand auch der Lehrer Wendlin, dem seine Frau Grete, des Schnapsbrenners Baumgartner Töchterlein, jedes Jahr für Nachwuchs sorgte und früh alterte. Der Schwiegervater Baumgartner war mit von der Partei, denn er fand, da er nun einmal vom Alkohol seinen Verdienst habe, müsse er diesem auch unter-



Digitized by Google

tänig sein und zudem wäre das Herumzechen in verschiedenen Wirtsstuben ein einträgliches Schoppentrinken für ihn. Die vorgesetzte Behörde des Lehrers Wendlin sah nun freilich gar nicht gern, daß die Nase des Lehrers immer röter wurde und ihn oft zu Beginn des Nachmittagsunterrichts ein verdächtiges Schlucken ankam, nach dem er den Kopf in die Hände stützte und dösig wurde. Freundschaftlichen Vorstellungen war der Lehrer Wendlin nicht zugänglich und brummte unwirsch, es ginge niemand etwas an, wie er lebe.

Einmal saßen die drei, der Felber, der Baumgartner und der Lehrer Wendlin im „Schützen". Auf dem Tisch hatten sie einen Wäschekorb mit Schnecken stehen, die in der Küche abgesotten worden waren. Sie holten kunstgerecht eine Schnecke nach der andern zum Gehäuse heraus, putzten sie und tunkten den Bissen, ehe sie ihn in den Mund führten, in eine Schüssel, die eine Essigsauce enthielt. Dazu becherten sie einen Schoppen nach dem andern herunter und hatten schon ordentlich rote Köpfe. Als sie mit den Schnecken zu Ende waren, sagte der Lehrer Wendlin:

„So, jetzt hab ich meinen Appetit gereizt, jetzt wollen wir etwas unter die Zähne nehmen."

„Du hast recht, Wendlin," entgegnete der ledrige Gerber Felber, „man soll seinen Magen nie unnötig reizen, das schadet."

Der Schnapsbrenner Baumgartner ging in die Küche hinaus und holte vom Kochherd weg die große Bratenkachel, worin das Fleisch zum Nachtessen für die Kost-



Digitized by Google

gänger des Schützenwirtes schmorte. Er stellte die Kachel auf den Tisch und sagte:

„Hier wär unser Jesus Christ."

„Halt, Baumgartner, das geht nicht," rief der Schützenwirt, „ich muß doch meinen Kostgängern jedenfalls etwas zu essen geben, nicht nur euch Freßhunden."

„Die sollen Würste mit Kartoffelsalat fressen, Schützenwirt, das da nehmen wir," sagte kategorisch Wendlin und schnitt sich ein Stücklein herunter.

Der Schützenwirt streckte seinen Kopf durch das Schiebfenster von der Wirtsstube in die Küche und rief der Köchin heraus: „Du Bäbi, geh', richt rasch etwas anderes her, die Sauhunde fressen mir doch den ganzen Braten auf."

Während sie so schmausten, war der Rektor Häulimann in die Wirtsstube getreten; er schaute durch seine Brille mit einem raschen Blicke an den runden Tisch, und als er den Lehrer Wendlin vespern sah, schüttelte er unzufrieden den Kopf, daß die Haare flogen. Als Wendlin wohlig rülpste und ein volles Glas hinuntergoß, trat er an den Tisch heran und sagte energisch:

„Herr Lehrer Wendlin, es dürfte jetzt des Guten genug sein, vergessen Sie nicht, daß Sie noch die Abendschule haben."

„A was, Herr Rektor, das werde ich schon machen," entgegnete der Lehrer Wendlin und goß sich sein Glas voll, hob es auf und prostete fröhlich, „zum Wohl, Herr Rektor!"

„Hören Sie jetzt auf, Herr Lehrer Wendlin, Sie wissen



Digitized by Google

so gut wie ich, daß Ihr Lebenswandel Mißfallen erregt," warnte der Rektor Häulimann mit verärgerter steifer Amtshaltung im ganzen Leibe.

„Das schert mich einen blauen Teufel, Herr Rektor, ich halt meine Stunden Schule ab und damit basta, alles andere geht niemand etwas an, ich bin fürs Schulhalten bezahlt und nicht für einen sogenannten anständigen Lebenswandel, Herr Rektor," entgegnete Wendlin.

„Wir werden sehen," sagte der Rektor Häulimann kalt und wandte der Runde verachtungsvoll den Rücken zu, nahm seinen Hut vom Nagel und verließ, ohne sein Schöpplein auszutrinken, den „Schützen".

Da begehrte Wendlin auf: „Der glaubt wohl, daß ich ihm zuliebe meine Persönlichkeit ändere, der steife, alte Hansdampf."

„Du hast ganz recht, Wendlin, wie kommt dieser Mann überhaupt dazu, unsere Gemütlichkeit zu stören," eiferte nun auch Baumgartner.

„Den hat sicher der Lauber geschickt, der Hund ist ja doch hinter uns allen her," ritt Felber sein Steckenpferd.

Aber bald hatten die drei diese Störung überwunden, und als der Lehrer Wendlin seine Abendschule abhielt, mußte er sich zusammennehmen, was ihm auch ordentlich gelang; denn er hatte ja Übung in dieser Sache. Aber einige Tage später kam er eilig an die Runde im „Schützen". Er zog aufgeregt einen großen Schreibebrief aus der Tasche und schwenkte ihn hin und her und rief:



Digitized by Google

„Da habt ihr's, der alte Affe hat mich zur Schule hinausgeworfen, ich bin entlassen und die Lehrerei ist zu Ende."

„Zeig' einmal her," sagte der Schnapsbrenner Baumgartner.

Der lange, dürre Gerber Felber fuhr auf, zeigte mit seiner Hand auf Lauber, der sein Gläschen Wein trank und sagte laut: „Daran bist nur du schuld, Lauber, du gehst uns jetzt allen an den Kragen, du hast dem Wendlin diese Sache eingebrockt, hast du denn noch nicht genug, Lauber?"

Der Seifensieder lachte kurz auf, dann entgegnete er gleichgültig: „Du bist doch ein alter verrückter Kerl, Felber, sauf noch mehr, daß dein Verstand ja ganz kaputt geht!"

„Du bist doch daran schuld, Lauber," beharrte der Gerber voller Überzeugung. Lauber zuckte nur die Achseln und gab ihm keine Antwort mehr.

Der Schnapsbrenner Baumgartner aber sagte: „Das kann uns egal sein, Wendlin, du kommst jetzt als Teilhaber in meine Brennerei, das ist ein besseres Geschäft als die Lehrerei, den Schnaps saufen die Leute immer."

„Das mach ich, Schwiegervater!" stimmte Wendlin zu, „aber wir treiben das Geschäft in die Höhe, der Lauber muß uns Kredit geben, wollen Sie, Lauber?"

„Kommen Sie einmal mit einem Vorschlag auf mein Bureau, dann wollen wir uns besprechen," antwortete Lauber.



Digitized by Google

„Laßt da die Finger davon, der Lauber legt euch hinein, und dann geht's euch wie dem alten Keller, Ihr könnt euch aufhängen," rief der lange Gerber Felber und fuchtelte wild mit den Armen in der Luft herum dabei.

Da stand der Seifensieder Lauber auf und verließ die Wirtsstube. Die Runde aber ging zur Gemütlichkeit über und vergaß des Wendlins Entlassung. Nur der lange Felber blieb bei seiner Sache.

In der Nacht stand der Felber aus dem Ehebette auf, zündete die Kerze an und ging im Hemd, das Licht in der Hand, in die Küche hinaus. Seine Frau war erwacht und rief ihn an:

„Was machst du denn da draußen?"

Aber Felber machte nur warnend „Sst, Sst" und gab weiter keine Antwort. Da ging die Frau hinaus und sah ihren Mann in der Mitte der Küche sitzen, das Licht auf dem Tisch und den Fuß auf dem Knie. In der einen Hand hielt er die Zündholzschachtel und mit der andern ein brennendes Streichholz unter seine große Zehe. Als das erste abgebrannt war, zündete er ein neues an und hielt es ebenso unter die Zehe. Bald stieg ein Geruch von angebranntem Fleisch auf, und die Frau fragte voller Schrecken:

„Jetzt sag' mir um Gotteswillen, was soll das bedeuten?"

Der Gerber Felber antwortete jedoch nicht, er machte nur wieder: „Sst, Sst".

Da ging die Frau ins Schlafzimmer, fuhr rasch in ihren Unterrock und eilte die Treppe hinauf, den ältesten



Digitized by Google

Gesellen zu wecken, der im Hause schlief, da er sozusagen Meister im Geschäft war. „Komm sofort herunter, Hannes," rief die Frau, „ich weiß nicht, was mit dem Meister ist!" Sie lief wieder die Treppe hinunter in die Küche. Der Gerber ließ sich jedoch in seinem Tun nicht stören.

„Was macht Ihr denn da, Meister?" fragte der Hannes verwundert in die Küche tretend.

„Sst, nicht so laut, sag's niemand, der Lauber sitzt mir auf, jetzt mach ich meine Kremation, das ist Mode geworden und gefällt mir," antwortete der Felber leise.

Der Hannes machte verstohlen der Frau ein Zeichen, daß er glaube, der Felber sei im Oberstübchen nicht mehr beisammen und sagte: „Ich geh' rasch zum Doktor, ich bin bald wieder zurück." Er eilte zum Doktor, läutete dort Sturm und rief zum Fenster hinauf, als der Arzt fragte, was es gebe: „Kommen Sie rasch, mein Meister ist, glaub' ich, verrückt geworden; er zündet sich mit Streichhölzern selbst an und beginnt damit an den Füßen."

Als der Doktor zum Gerber Felber kam, sah er gleich, was los war. Nur mit Mühe brachten sie ihn zu dritt in sein Bett, wo ihm der Arzt betäubende Mittel gab, so daß der Kranke bald schlief. Da fragte die Frau: „Aber um des grundgütigen Himmels willen, was ist jetzt auch nur das, Herr Doktor?"

„Säuferwahnsinn, Frau Felber, Delirium tremens, er hat zu viel gekneipt, das ist halt nie das Beste," ant-



Digitized by Google

wortete der Doktor gleichmütig. Denn das Arztnen war nun einmal sein Handwerk.

Da jammerte die Frau: „Nein, diese Schande, diese Schande!“

Der Doktor zuckte die Achseln und ging nach Hause, wo er bald darauf wieder friedlich einschlief. Die Zehe des Felder begann jedoch zu übeln und bewirkte eine Blutvergiftung und am dritten Tage darauf starb er. So kam der Felber auf den Gottesacker und der Lehrer Wendlin vom Lehreramt in die Schnapsbrennerei seines Schwiegervaters hinein, wo er sich bewährte, Kredit von Lauber bekam und das Geschäft in kurzer Zeit hochbrachte, so daß er ein reicher Mann wurde, als sein Schwiegervater Baumgartner ins Gras biß und auf dem Gottesacker zu Hause war fürderhin.

Als Joseph schon einige Semester am Technikum studierte und allgemach sein altes Wesen ablegte, das ihm angehaftet hatte wie einem jungen Hund, der einmal ein ernstes und bissiges Vieh werden will, seine einjährige Flegelhaftigkeit und Tappigkeit, erkrankte Frau Marie. Es schien zwar nichts Schlimmes zu sein, denn sie mußte nie zu Bette liegen, hatte nur dann und wann Herzzustände, zu denen freilich der Doktor bedenklich den Kopf schüttelte. Er meinte einmal, es wäre besser für Frau Marie, wenn sie das Leben nehme, wie es sei, und nicht irgendein Ding in sich hineinpresse oder zerdrücke. Frau Marie lächelte nur zu diesen Worten und entgegnete nichts. Einmal im Frühjahr aber sagte sie zu Marian, als diese mit ihrem Kinde im Garten saß:



Digitized by Google

„Weißt du Marian, das Leben hat doch einen Sinn, wenn wir uns auch hundertmal den Kopf zerbrechen und nicht begreifen können, daß die Dinge gerade so und nicht anders kommen. Das kommt aber daher, weil wir immer glauben, wir seien der Mittelpunkt und erst spät einsehen lernen müssen, daß wir nur ein Stück im Strom des Lebens sind, gerade so wie die einzelnen Wellen des Rheines nur ein Teil des ganzen Stromes sind, und ob diese Wellen hoch gehen oder tief, das ist gleichgültig, die Hauptsache ist, daß der Strom fließt. Ich glaube aber dennoch, daß wir einen Zweck haben. Schau, zuerst war ich da, um euch Kinder zur Welt zu bringen, um nach Vaters Tod für euch dazustehen und später mußte ich dir noch weh tun und dem Ernst Matter für dich absagen, damit er dir nicht noch mehr weh tun konnte."

„Aber Mutter, ich bin doch heute zufrieden, da mußt du dir keine Gedanken machen," entgegnete Marian rasch.

Frau Marie wurde nachdenklich und sagte dann: „Trotzdem frage ich mich oft, weshalb es gerade so kommen mußte, viel Bitteres und wenig Gutes, und vielleicht habe ich doch nicht recht gehabt mit dir und Ernst Matter. Aber es ist überhaupt so, daß wir zuviel vom Leben erhoffen und dann unglücklich werden deshalb."

„Ich möchte es aber gar nicht anders haben," entgegnete Marian.

Da lächelte Frau Marie leise und meinte: „Dann könnte ich ja schon gehen, denn dann hätte ich ja nichts mehr verloren hier."



Digitized by Google

„Aber Mutter, du sollst dir doch keine solchen Gedanken machen," sagte Marian rasch.

Frau Marie bekam einige Tage später wieder ihre Herzzustände, und der Doktor mußte zu ihr kommen. Ehe er wegging, sagte er zu Marian: „Wenn Ihre Mutter diese Geschichten noch einmal bekommt, kann ich auch nicht mehr helfen."

Die Marian erschrak über diese Mitteilung, hielt sich aber recht tapfer, und als bald darauf ihre Mutter nach einem schweren Anfall zwischen Wachen und Dämmern im Bette lag, fragte sie den Doktor gefaßt: „Soll ich nicht meinem Bruder berichten?"

„Es ist vielleicht gut, aber dann müßte er gleich kommen, denn ich glaube nicht, daß Ihre Mutter bis morgen abend noch lebt."

Marian besprach sich mit dem Seifensieder Lauber. Der wollte zuerst dem Joseph nicht berichten; der Bub könne ja doch nicht helfen, und wenn er die Mutter nun sterben sehe, würde ihm das mehr weh tun, als wenn er sie tot fände bei seiner Heimkehr. Als aber Marian Einwendungen machte, gab er nach, da auch ihm das Sterben der Frau Marie nahe ging. „Dann telegraphier' ihm doch, wenn dein Eigensinn partout recht haben will," sagte er brummig, denn unter der Unzufriedenheit mußte er sein an ihm sonst fremdes Mitgefühl verstecken.

Es ging mit Marie rasch zu Ende; sie dämmerte langsam in die Ruhe hinüber, gerade so, als fasse sie der Tod mit subtilen Händen an. Mit dem Abend erwartete Marian ihren Bruder, und das junge Peterli blieb bei ihr



Digitized by Google

und richtete mit stillem Tun alles Notwendige für den Tod der Frau Marie her. Ab und zu kamen fremde Leute, die noch einmal Frau Marie sehen wollten, wie dem beim Sterben eines Menschen so ist, wenn eine Art Mitgefühl mit Grauen und Neugier die andern veranlaßt, die Köpfe ins Sterbezimmer zu stecken. Wo dies nur anging, schickte das Peterli die Leute weg, oder gab ihnen in der Haustür stehend kurze Auskunft. Die Frau Seelig und die Frau Wendlin, die Mutter des ehemaligen Lehrers, ließen sich aber nicht abwehren, denn diese kamen mit dem Rechte alter Nachbarinnen daher und dies ist stärker als Brief und Siegel.

Das Peterli wollte den beiden Frauen den Eintritt verwehren, es sagte: „Es ist gar nicht gut für Frau Marie, Besuche zu bekommen, auch wüßte sie nichts mehr davon, denn sie liegt im Ende."

Peterli wollte mit viel Höflichkeit und einem raschen Drucke die Tür ins Schloß drücken, aber da kam sie schlecht an.

„He, das möcht ich jetzt sehen, ob Sie uns verwehren unserer alten Freundin, der lieben Frau Nachbarin mit Trost beizustehen in ihrer schweren Stunde, Sie junges Fräulein Sie," sagte Frau Seelig, und Frau Wendlin fügte hinzu: „Ja und unsere Christenpflicht zu erfüllen und ein frommes Sterbegebet zu sprechen, das darf uns niemand verwehren."

Mit diesen Worten gingen die beiden Frauen mit sachter Gewalt am Peterli vorbei die Treppe hinauf in das Sterbezimmer. Die Marian saß am Bette und strich



Digitized by Google

ab und zu über die Kissen und die Bettdecke, oder beugte sich vor zu Frau Marie, die schon von den Dingen dieser Welt nichts mehr wußte, da nur noch ihr Leib langsam aufhören mußte, zu leben. Die beiden Frauen kamen leise in das Zimmer hinein, falteten die Hände und begannen zu beten, sie bewegten dabei in ihrem Gefühle guter Menschlichkeit die Lippen. Doch als sie ein Gebet zu Ende hatten, sagte Frau Seelig leise: „Die arme Frau," und Frau Wendlin vollendete: „Ja sie hat wenig Gutes auf dieser Welt gehabt."

Marian hörte nicht hin, sie fühlte einzig den Schmerz, der an die Menschen kommt, wenn eines der Ihren von ihnen weggeht. Da fragte Frau Seelig: „Haben Sie dem Herrn Joseph berichtet?" Und Frau Wendlin sagte: „Ja, er müßte doch eigentlich auch hier sein."

„Wir erwarten ihn, er muß bald kommen. Der Götti Lauber ist an die Bahn gegangen, ihn abzuholen," antwortete Marian, dann wandte sie sich wieder der Kranken zu und achtete nicht weiter auf das Gerede der beiden Frauen.

„Es wird auch eine Lücke reißen, wenn jetzt die liebe Frau Reichmann gestorben ist," sagte Frau Seelig.

„Ja, und mich wird wunder nehmen, wie die Jungen unter sich teilen, das ist nicht so einfach, wie man glaubt, Frau Seelig, oder meinen Sie nicht?" fragte Frau Wendlin. Dann beteten die Frauen wieder ein neues langes Sterbegebet. Das Peterli zuckte die Achseln und wartete, bis die Frauen zu Ende waren, dann sagte es:



Digitized by Google

„Vielleicht wäre es besser, Sie würden nun Fräulein Marian allein lassen."

„Oh, wie unartig," sagte Frau Seelig und schaute vorwurfsvoll und hochmütig auf das junge Peterli, und Frau Wendlin sagte: „Wir wissen schon, was sich bei unserer lieben Frau Nachbarin schickt," und Frau Seelig vollendete: „Meinen Sie nicht auch, Frau Wendlin, daß wir alten Frauen uns nicht von einer Gecksnase belehren lassen müssen?"

„Nein, sicher nicht," antwortete Frau Wendlin, „was Anstand ist, wissen wir alleine."

In dem Moment kam der Seifensieder Lauber die Treppe hinauf. Das Peterli öffnete die Stubentür, Joseph trat rasch hinein. Er ging zum Bette seiner Mutter hin und faßte ihre Hand, die schon kalt und gefühllos auf der Bettdecke lag. Dann blieb er vor dem Sterbebette stehen in fassungslosem Schmerze, der dumpf an das junge Menschenherz kommt. Die beiden Frauen standen da und schauten zu, als der Seifensieder zu ihnen trat und grob sagte: „Ich glaube, Sie haben hier nun nicht mehr Großes zu verlieren."

„Oh," machte Frau Seelig, und Frau Wendlin sagte entrüstet: „Sie grober Mensch." Doch setzten sie sich auf der Stelle in Bewegung und verließen das Zimmer. Auf der Straße sagte Frau Wendlin: „Haben Sie gesehen, Frau Seelig, dieser Joseph ist wie ein Holzbock hingestanden."

„Ja, er hat nicht einmal geweint, noch weniger ist er wie ein anderer rechtschaffener Christenmensch hingekniet und hat gebetet," antwortete Frau Seelig.



Digitized by Google

„Ich sag's ja, die jungen Leute werden immer roher, sie sind bald gar nichts mehr wert," stellte Frau Wendlin fest und Frau Seelig nickte, worauf sich die beiden Frauen gute Nacht wünschten und ehrbaren Schrittes, wie zwei Menschen, die wissen, was Christenpflicht ist, ihrer Wohnung zuschritten.

Im Sterbezimmer sagte der Seifensieder Lauber leise zu Peterli: „Komm, Maidli, wir lassen die beiden mit ihrer Mutter jetzt alleine." Das Peterli nickte und der Seifensieder ging in die Wohnstube, wo er ununterbrochen hin und her ging, denn dies war das einzige, was ihm zu tun blieb, da er trotz allem Mitgefühl einsah, wie machtlos der Mensch gegen den Tod ist. Gegen den Morgen löschte das Leben der Frau Marie aus wie ein schwaches Lichtlein, dessen Docht kein Öl mehr findet. Das junge Peterli trat zu Joseph heran und sagte zu ihm: „Geh jetzt auf dein Zimmer, Joseph." Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Tür hinaus, doch redete es keine Trostworte, da es fühlte, daß diese doch nichts taugen würden. Marian saß am Bette und weinte stille vor sich hin. Als das Peterli zurückkam, hieß es die Freundin schlafen gehen. Folgsam wie ein Kind verließ auch Marian das Zimmer. Da rüstete das junge Peterli die tote Frau Marie, es zog ihr das Totenhemd an und stellte dann eine brennende Kerze auf den Nachttisch zu Häupten der Verstorbenen. Der Seifensieder Lauber kam ans Bett heran, wo er lange still stehen blieb. Dann sagte er zum Peterli:

„Heiliges Donnerwetter, jetzt möcht ich nur wissen,



Digitized by Google

warum die Marie gelebt hat. Nur böse Tage hat sie gehabt, und jetzt, wo der Bub endlich etwas wird, muß sie gehen." Dann drehte er sich um und ging zum Zimmer hinaus nach Hause, in seine kalte Witmannsstube.

Sie begruben Frau Marie nach Brauch und Sitte, und Joseph fuhr wieder weg. Vorher wurde noch beschlossen, daß Marian mit Hilfe des Seifensieders Lauber und des Peterli in der Gießerei und Schlosserwerkstätte nach dem Rechten sehen solle. „Den Laden kann Marian gut schließen; es hat diesen Verdienst ja nicht notwendig; denn die Verhältnisse sind heute nicht mehr so, wie dazumal, als Frau Marie anfing. Die Hauptsache ist, daß in den Werkstätten aufs wenigste alles bleibt, wie es ist, bis Joseph wieder nach Hause kommt," schlug das Peterli vor.

„Da hast du recht, Peterli," pflichtete der Seifensieder Lauber bei, „du bist bei Gott nicht umsonst die Tochter deiner Mutter."

Und wie im Leben einmal Trübes und Helles nebeneinander hergeht, so hatte das junge Peterli noch ein kleines absonderliches Erlebnis. Eines Tages kam das alte Peterli-Lisi, die, wie früher in ihrem Kramladen von morgens bis abends arbeitete, jetzt den ganzen Tag in ihrem Kaufhaus treppauf und ab ging, um den Verkäuferinnen auf die Finger zu sehen, zu ihrer Tochter. „Du Peterli," sagte sie, „es stiehlt irgend jemand Toilettenseifen und Parfüms nach Noten, das ist jetzt doch eine schöne Schweinerei."

Das Peterli zuckte nur die Achseln und entgegnete leicht-



Digitized by Google

hin: „Ja, weißt du Mutter, mit zwei Prozent Verluſt an Diebereien müſſen wir kalkulieren," aber das Peterli-Liſi gab ſich damit nicht zufrieden, es paßte auf wie ein Spießhund und eines Abends ſchleppte es den Lehrjungen Felix, einen lebhaften hübſchen Buben von rechtſchaffenen Eltern in das Bureau zu Peterli herein. „Da Peterli, das iſt der Langfinger, geh, telephonier' jetzt der Polizei, damit der junge Herr auf Nummer Sicher kommt," ſagte das alte Peterli-Liſi wütend und ſchüttelte den Lehrbuben Felix ordentlich herum dabei.

Das junge Peterli aber fragte, wie es ſeine Art war, ruhig: „Haſt du da Parfüm geſtohlen, Felix?"

„Ja," antwortete der Lehrbube.

„Warum haſt du das getan?" fragte das Mädchen wieder.

„Ich mußte mich tröſten, Fräulein Peterli," ſagte der Lehrbube und dicke Tränen liefen ihm über die Backen, „ich hab Sie ſo gern geſehen, aber Sie wollen ja gar nichts von mir wiſſen. Da bin ich halt der Helene Vogt nachgelaufen, und da muß ich doch von Zeit zu Zeit etwas ſchenken."

„So," ſagte das Peterli, „und da mußteſt du ausgerechnet ſtehlen, Felix?"

„Ja," nickte der Lehrbub, „man kann doch nicht umſonſt lieben, beſonders wo Sie doch nichts von mir wiſſen wollen, weil Sie einen andern im Kopfe haben."

„He, ich will dir jetzt," ſagte das alte Peterli-Liſi und gab ihm eine Ohrfeige, daß es klatſchte. Das junge Peterli jedoch lächelte und ſagte: „Laß ihn, Mutter, und du Felix



Digitized by Google

nimm dich in acht, daß dir nichts mehr zu Unrecht unter die Finger kommt, sonst laß ich dich als Dieb abfassen, geh jetzt."

Der Lehrbub schaute sie groß an und fragte: „Jagen Sie mich nicht aus meiner Lehre, Fräulein Peterli?"

Das Peterli schüttelte nur den Kopf. Das alte Peterli-Lisi sagte aber: „Mach daß du herauskommst, bei mir wärst du nicht so gut weggekommen, du wüster Saubub du." Als das Peterli allein war, lächelte es vor sich hin und dachte, der Bub hatte vielleicht nicht so unrecht gehabt, und es hätte einen andern im Kopfe.



Digitized by Google

## XIV.

Das Brot in der Fremde ſchmeckt allemal anders als das, welches man zu Hauſe ißt, und am geſündeſten bekommt's, wenn es recht hart gegeſſen werden muß. Allen denen, die einſt ſolches Brot eſſen mußten, ſchmeckt ſpäter das währſchafte Hausbrot um ſo beſſer, denn ſie wiſſen dann, wie hoch ſie dieſes zu ſchätzen haben. So mußte nun auch der Joſeph ſein fremdes Brot eſſen, und wenn es auch nicht allzu hart war bei dem regelmäßigen Monatsgehalt, das er von zu Hauſe erhielt, ſo fand er doch den Unterſchied heraus. Er ſah bald ein, daß man in der Fremde ſo lange begehrt iſt, als man mit blankem Gelde zahlen kann, und dieſerhalben alle Liebe, die geſpendet wurde, nur dem runden Gelde galt und im übrigen eine Kälte waltete, oder doch eine kühle Sachlichkeit; anders als die Wärme, welche die Heimat darbot. Darum verbiß ſich Joſeph in ſein Studium, und hinter dem Zeichentiſch oder im Hörſaal und bei ſeiner Arbeit zu Hauſe verfloß ihm die Zeit ſang- und klanglos, ſcheinbar ohne Inhalt, außer dem, daß ſein Schulſack rechtſchaffen gefüllt wurde.



Digitized by Google

Nur einmal sah es aus, als ob bei Joseph wieder ein richtiger Orkan ausbrechen wolle, aber es wurde weiter nichts, als ein mißratener Sturm im Wasserglas. Denn Joseph hatte seine zwei Liebschaften nicht umsonst gehabt, und die Lehren des Seifensieders Lauber waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die ersteren wurden ihm zur ständigen Warnung, die letzteren zu einer kühlen Fessel, damit die Gefühle ja nicht mehr mit dem Verstande durchgingen. Dieses Erlebnis war nur eine kleine Episode, aber für den Joseph insofern wichtig, als sie ihm zeigte, daß er begann in die Fußstapfen Laubers einzutreten, daß er also wie felsenfest glaubte, daß er auf dem rechten Marsch war.

Kurz, ehe Frau Marie starb, wurde Joseph zu einem kleinen Feste eingeladen, das einer seiner Professoren gab. Nach dem Essen gab's ein kleines Tänzchen, denn mit den Studenten waren auch noch eine Anzahl munterer junger Mädchen eingeladen worden, damit der Blumenstrauß der Jugend eine liebliche und bunte Farbe gewänne. Die anfängliche Steifheit verflog bald, und in kurzer Zeit ging's hoch her, und Joseph taute auf und begann sich wohl und heimisch zu fühlen. Er tanzte oft mit einer jungen Verwandten der Tochter des Hauses, einem hübschen, lebhaften Mädchen, namens Hedy. Zuerst wurde ein scherzhaftes Wortgefecht abgehalten und getanzt, aber bald gaben sich die beiden dem Vergnügen hin, einander recht tief in die Augen zu schauen, die Scherzworte wurden ernsthafter und schon nach kurzer Zeit erzählten sich die beiden von ihren näheren Umständen. Als dann die Frau



Digitized by Google

des Hauses ihre Tochter und Hedy aufforderte, sich in ihre Waggismasken, die sie von der Fastnacht her hatten, oben im Zimmer der Tochter umzukleiden und ein Schautänzchen zum besten zu geben, unterstützte auch Joseph lebhaft diesen Vorschlag. Da sich nun die Mädchen in solchen Sachen nicht lange bitten lassen, weil sie selbst Freude daran haben, sich als etwas Besonderes zu zeigen, war es kein Wunder, daß sie nicht ungern willfahrten. In kurzer Zeit kamen denn die beiden in weißen Drilchhosen und blauen Blusen und mit Zipfelmützen angetan auf ihren Holzschuhen in den Saal gelöffelt. Hedy trug eine Handorgel am Riemen über der Schulter, und als am Klavier ein Walzer gespielt wurde, sagte sie:

„Das ist doch schade, es müßte jemand Handorgel spielen, sonst ist's nicht so fein."

Da keiner der Anwesenden die Handorgel traktieren konnte, nahm Joseph dieses Instrument, das er seit seinen Bubenjahren kannte, dem Mädchen ab und spielte zum Tanze auf. Die Mädchen tanzten, nachdem sie ihre Holzschuhe abgelegt hatten, in den dicken Wollstrümpfen, die zum Kostüm gehörten, bald einzeln, bald zu zweien. Es war ein Werben und Fliehen, ein Sichgeben und Auseinanderstreben und schön anzusehen, so daß Joseph die Handorgel so lange spielte, bis ihm die Hände und Arme müde wurden. Hedy schien nur für ihn zu tanzen, denn immer wieder begegnete sie seinem Blicke, da er kein Auge von ihr ließ. Noch einige Male mußten die Mädchen tanzen, und sie improvisierten nicht ohne Geschick immer neue Tänze zum großen Gefallen der Gesellschaft. Joseph



Digitized by Google

fühlte sich immer mehr zu Hedy hingezogen, und als die beiden, während die anderen tanzten, in einer Ecke zusammen plauderten, da sagte Hedy unvermittelt:

„Dieser Tag ist einer der schönsten meines Lebens, und ich werde ihn nie vergessen."

„Auch ich nicht, Fräulein Hedy, und ich wünsche, daß er noch recht lange dauert," entgegnete Joseph.

Sie drückte ihm leicht die Hand und sagte: „Es können ja noch andere Tage diesem folgen, die so schön oder noch schöner sind, das liegt ja nur an uns."

Bevor Joseph antworten konnte, daß seinetwegen morgen schon der zweite schöne Tag beginnen dürfte, wurde ihr Zwiegespäch unterbrochen, der allgemeine Tanz war zu Ende und bald ging die Gesellschaft auseinander.

Da hatte Joseph Zeit, über sein Erlebnis nachzudenken, und das tat er. Zwar entdeckte er bald, daß er nahe daran war, zum dritten Male Feuer zu fangen, und wäre das Tunnelbahnmädchen und Berta nicht gewesen, und hätten Laubers Lehren in ihm nicht ein Echo hinterlassen, wer weiß, ob er nicht in kurzer Zeit schon lichterloh gebrannt hätte. So aber sagte er zu sich, daß er drauf und dran wäre, eine neue große Dummheit zu begehen, weil er vergesse, daß er ja noch nichts sei und erst etwas werden wolle. Er stellte sich vor, der Seifensieder Lauber ginge neben ihm her und spreche über diese Sache, die nur lange Beine hatte, aber weiter nichts war als ein unnötiges Beschwernis, das ein kluger Mensch sich vom Leibe hielt. Es sei auf alle Fälle gescheiter, etwas zu lernen, sein Examen zu machen und dann nach Hause zu kommen, um



Digitized by Google

dort erſt recht mit dem Arbeiten zu beginnen. Alles andere würde ſich ſchon finden, denn zu Hauſe habe eine Mutter aufs wenigſte ſicher auch ein liebes Kind. Darum ſagte Joſeph reſolut: „Weg damit,“ und ſo kam es, daß auf einen ſchönen Tag keine noch ſchöneren folgten, weil der Joſeph ſie mit Vorbedacht vermied.

Als dann Frau Marie ſtarb, gab das Leben dem Joſeph den erſten bitteren Ernſt zu koſten, und damit war er über alle Fährlichkeiten hinweg. Nachdem er ſechs Jahre fortgeweſen war, beſtand er ſein Examen und kehrte nach Hauſe zurück.

Ohne ſeine Rückkehr anzuſagen, langte er im Heimatſtädtchen an und begab ſich nach Hauſe, wo er Marian und Peterli fand. Nachdem ſie ſich begrüßt hatten, als wäre er nur einen Tag weggeweſen, ſagte Joſeph:

„So, jetzt kann die Arbeit beginnen.“

Dann plauderten die drei noch zuſammen über allerlei, und als Marian fragte: „Und, Joſeph, haſt du dein Herz nicht irgendwo verloren?“ lachte Joſeph und ſagte: „Nein, dieſes Mal war ich geſcheiter.“

Das junge Peterli errötete leicht bei dieſen Worten, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, und als Joſeph wegging, den alten Seifenſieder zu begrüßen, ſagte es zu Marian:

„Der Joſeph hat ſich verändert, er iſt jetzt ein Mann geworden, ſcheint mir.“

„Ein Bub konnte er doch nicht immer bleiben, und jetzt iſt er im ſchönſten Alter, und zwar nicht nur zum Arbeiten, wie er ſagte, meinſt du nicht auch, Peterli?“ fragte



Digitized by Google

Marian harmlos, bekam aber von der Freundin keine Antwort.

Joseph fand den Seifensieder Lauber in seiner Wohnstube, wo alle Dinge wie seit Jahren unverändert standen und der Zeit Trotz boten, nur die Vorhänge an den Fenstern waren noch mehr zusammengeflickt als früher und bestanden jetzt aus einem großen Ornament vieler Flicken. Der Seifensieder Lauber war jetzt ein altes, in sich zusammengefallenes Männlein geworden und trug wie immer, und wie das Städtchen dies gewohnt war, seine alten abgerutschten Kleider, die vom Gebrauch glänzten. Nur war seine Körperfülle geschwunden, und Hose und Kittel schlotterten um den alten Mann herum. Aber seine klaren Augen waren die alten geblieben, blank, klug und verschmitzt. Er betrachtete Joseph lange Zeit, dann sagte er:

„Holla, Bub, du hast dich aus der Schale herausgemacht, du siehst ja recht stattlich aus; wenn es in dir so ausschaut wie außen, dann scheinst du mir als ganzer Kerl zurückgekommen zu sein. Was hast du jetzt vor, Bub, was willst du beginnen?"

„Nun, Götti, ich will jetzt schaffen, ich kann etwas," antwortete Joseph im Vollgefühl seiner Jugendkraft.

Aber Lauber fragte bedachtsam weiter: „Und was willst du jetzt schaffen, was kannst du?"

„Hoch- und Tiefbau, Brücken und Fabriken kann ich bauen, in Eisen und Stein, und wie Maschinen aussehen, weiß ich auch, ich bin meine sechs Jahre nicht umsonst weggewesen."



Digitized by Google

„Das ist ganz schön, und ich will dir glauben, daß du's kannst, aber — jetzt kommt das aber, Joseph, wer gibt dir all die schönen Dinge zu bauen?"

„Das wird schon kommen, Götti," antwortete Joseph zuversichtlich.

„Daran glaub' ich nicht so recht, Bub, wenn du darauf warten willst, mußt du vielleicht alt werden und verlernst dein Handwerk wieder über dem langen Warten," sagte Lauber. Da schaute Joseph den Seifensieder groß an und wußte nichts zu antworten. Der Alte aber meinte: „Nun, Joseph, vorerst bin ich noch da und will für dich zum Berg gehen, daß der Berg dann schon zu dir kommt."

„Was haben Sie im Sinn, Götti?" fragte Joseph.

„Die Stadt muß dir Arbeit geben," erklärte der Seifensieder, „es ist da manches zu machen, die Rheinbrücke ist ja schön und uralt, aber sie paßt nicht mehr in die neue Zeit, und wozu bin ich Stadtrat, ich hab' mir das schon ausgedacht. Dann könntest du ein paar Fabriken bauen, ich denke an den Wendlin, der Mann ist ein tüchtiger Fabrikant, ich hab' ihm Kredit gegeben, der könnte eine große Dampfbrennerei bauen. So gibt es wohl noch manches, wofür hab' ich meine Bank? Du kannst jetzt in Zukunft alle Möglichkeiten ausbeuten, die ich dir geschaffen habe, viele Dinge in der Hand zu haben und nicht nur auf einem herumzureiten, das ist der richtige Weg; nur ist er schwer zu gehen, und wer einen Fehltritt macht, kann leicht fallen."

„Ich muß auch diesen sicheren Weg gehen lernen, Götti,



Digitized by Google

und werde es auch mit Ihrer Hilfe!" entgegnete Joseph entschlossen.

„So ist's recht, Bub, aber wie denkst du dir die Sache, wenn du große Arbeiten hast, kannst du diese in deinen Werkstätten aufarbeiten?" fragte Lauber.

„Nein, Götti," antwortete Joseph, „ich muß eine große Halle bauen zwischen die Schlosserwerkstatt und die Gießerei und neue Maschinen haben, ich habe alles ausgearbeitet."

„Schön, Bub, bring mir morgen deine Pläne auf die Bank, dann wollen wir alles besehen und du gehst gleich an deine Arbeit," entschied Lauber, „jetzt aber komm, wir gehen in den ‚Schützen' an die Runde, du mußt die Leute kennen lernen und sie müssen auch dich kennen." Während sie langsam dahinschritten, schilderte Lauber, wie sich seit Josephs Weggang die Runde geändert habe. Es kämen nun auch die Seidenfabrikanten an den runden Tisch, darunter auch der Mann von Beberichs Berta. Ob diese denn verheiratet sei, erkundigte sich Joseph. „Schon über ein Jahr," antwortete der Seifensieder. „Aber die Partie scheine eine kühle gewesen zu sein, der Mann sei zwar ein solider, tüchtiger Fabrikant, aber Berta wäre wenig zu Hause. Das Städtchen scheine ihr zu mißfallen, sie halte sich meistens an den großen Orten der eleganten Welt auf. Dann komme auch regelmäßig der Stadtpfarrer an den Tisch. Das sei ein Mann, der Politik aus der Religion mache, von vielen würde er ‚Diktator' genannt, andere gäben ihm den Namen ‚Napoleon der Kleine'. Dieser Mann sei sehr wichtig, gerade für die Pläne auf



Digitized by Google

Josephs Zukunft. Der alte und der junge Deglermüller kämen nun auch regelmäßig zur Runde, dem Stadtpfarrer zuliebe, denn der alte Deglermüller sei nun Gemeinderat geworden. Aber gerade den habe er selbst fest in der Hand, da er ihm jederzeit seinen Konsumladen zumachen könnte, der von seiner Bank abhängig sei. Darum müsse der alte Deglermüller das Sprachrohr für das sein, was er für Joseph durchdrücken wolle. „Daran mußt du dich halten, Joseph," schloß der Seifensieder seine Ausführung.

Im „Schützen" saßen eine Anzahl der Stammgäste hinter ihren Gläsern, der Stadtpfarrer redete eben über etwas Politisches, worauf Wendlin entgegnete: „Das kann mir schon recht sein, solange die Leute zu Ihnen laufen, Herr Stadtpfarrer, laufen sie nirgendwo sonst hin und bleiben billige Arbeitskräfte." Die ganze Runde nickte beifällig, voran der Seidenfabrikant Großmann, Bertas Gatte. Da machte der Lauber den Joseph mit den Herren bekannt, er sagte: „Das ist mein Göttikind, der Joseph Reichmann, der nun mein Kompagnon wird."

„Oha," lachte der weiland Lehrer Wendlin, Gretes Mann, „also so etwas wie der Erbprinz des Hauses Lauber." Damit war Joseph eingeführt, und das Gespräch ging wieder weiter. Als der Zeitungsdrucker Krall hereinkam, auf krummen Beinen und mit weinheißem Kopfe, da wurde es laut an der Runde. Denn dieser Mann steckte seine gebogene Nase immer voran, als schnuppere er irgendwo einen Menschen, gegen den er unangenehme Worte sagen konnte. Darum war er nicht



Digitized by Google

sehr beliebt und mancherorts gerade nur deswegen geduldet, weil er ein böses Maul hatte. Heute ging er gleich bei seinem Eintritte den Wendlin an, er warf ihm laut mit groben Worten seinen üblen Lebenswandel vor. „Halten Sie Ihr einfältiges Maul," sagte Wendlin achselzuckend. Joseph schaute den Drucker Krall mit einem Gefühle des Widerwillens an, was diesem auffallen mußte, denn er sagte unvermittelt:

„Sie haben gar nicht nötig, mich so anzuschauen, als hätte ich Hörner, wischen Sie zuerst vor Ihrer Tür, Herr Reichmann, denken Sie gefälligst an Ihre Schwester!"

Joseph bekam einen zornroten Kopf, er stand auf und sagte drohend: „Schweigen Sie, oder ich stopf Ihnen den Mund." Die Herren der Runde schauten sich betreten an, und wenn der Buchdrucker Krall auch gerne eingelenkt hätte, gab ihm Eitelkeit und Beharrlichkeit das nicht zu. Er wollte wieder mit einem Angriff beginnen, als Wendlin seine leere Weinflasche aufzog und schrie: „Jetzt sind Sie still, oder —"

„Ach was, das geht Sie gar nichts an, Wendlin," sagte Krall, „ich habe mit dem da zu reden, es ist nicht nötig, daß sich solche Leute hier eindrängen."

„So, jetzt ist's genug, jetzt muß der Schuft hinaus," schrie Wendlin, stand auf und packte den angetrunkenen Buchdrucker am Kragen, zog den Überraschten vom Stuhle hoch und warf ihn zur Tür hinaus. Krall schrie:

„Ich verklage Sie wegen Diebstahl, ich hab' meinen Hut nicht."

Wendlin drückte lachend die Tür zu. „Das ist endlich



Digitized by Google

erledigt, er hat uns genug geärgert, so was stärkt die Freundschaft, Herr Reichmann," sagte er und nahm ruhig wieder seinen Platz ein. Zwar gaben die anderen mehr oder weniger dem Wendlin recht, als aber der Stadtpfarrer gemessen aufstand und hinausging, denn der Buchdrucker war sein eifriger Gefolgsmann, da erhob sich auch der Deglermüller mit seinem Sohn. „Wir kommen mit Ihnen, Herr Stadtpfarrer," sagte der Alte. Und in kurzer Zeit entfernten sich auch die anderen, so daß nur noch der Lauber, Joseph und Wendlin zurückblieben. „Das war mir ja gar nicht recht, daß es gerade heute zum Krache kommen mußte, verdient hat es ja der Krall schon lange," meinte der Seifensieder, „aber ich möchte gerade jetzt den Streit mit dem Stadtpfarrer vermeiden, und den setzt's, denn der Krall ist sein treuer Gefolgsmann."

Aber der Schnapsbrenner Wendlin lachte nur. „Dummes Zeug," sagte er, „der Stadtpfarrer wird sich hüten, mit Ihnen Streit zu bekommen, Herr Lauber. Dazu ist der Mann viel zu gescheit."

„Und wenn auch, ich will schon mit ihm fertig werden," entgegnete Lauber. Dann begann er mit Wendlin wegen eines großen Neubaus seiner Brennerei zu reden und brachte ihn zu hellem Feuer in dem Gedanken an eine Dampfbrennerei. Dennoch sagte er nachdenklich: „Das ist ja ganz schön, Herr Lauber, aber dazu reicht mir das Geld noch nicht."

„Aber mir, Wendlin," entgegnete Lauber, „darüber werden wir einig, und wenn Sie wollen, mache ich morgen alles in Ordnung."



Digitized by Google

„Abgemacht," schlug Wendlin ein, „Sie können sicher sein, daß ich die Sache hochbringen werde."

Als der Seifensieder mit Joseph nach Hause ging, meinte er: „So, Joseph, deinen ersten Bau hast du."

Dem war wirklich so; darum begann Joseph ein betriebsames Leben. Er stellte Zeichner ein und machte aus dem größeren Teil des Wohnhauses Arbeitsräume. Dann begann er einen großen Hallenbau im Garten aufzuführen, verband so die alten Werkstätten, und schon nach kurzer Zeit hatte er die Maschinen laufen, die er brauchte. Um diesen Hallenbau ausführen zu können, mußte Joseph seinen alten Schuppen einreißen lassen. Während der ganzen Arbeitszeit stand Joseph mit auf dem Bauplatze, und als die Arbeiter den Schuppen abtrugen, fiel von einem Balken ein alter Fahrenschwanz Joseph vor die Füße. Verwundert bückte er sich und hob ihn auf. Mit einem Male kam die Erinnerung wie ein vergessenes Ding daher. Der Fahrenschwanz war das einzige greifbare Überbleibsel seiner Liebe zu dem Tunnelbahnmädchen, und Joseph ließ die Geschehnisse jener Zeit vorübergleiten. Dann schüttelte er diesen Gedanken ab wie ein Hemmnis und ging langsam, den Fahrenschwanz in der Hand, dem Wohnhause zu, wo er sich in sein Zimmer begab. Er bewohnte immer noch dasselbe kleine Zimmerchen im obersten Stockwerke, das er seit seinen Bubenjahren inne gehabt hatte. Nichts war in dem Raume verändert worden, und so hing auch noch sein beim Turnfest errungener Lorbeerkranz an der Wand. Er nahm den Kranz vom Nagel und legte ihn zu dem Fahrenschwanz auf den



Digitized by Google

Tisch. Dann ging er rasch wieder auf die Baustelle zurück.

Am Nachmittag hatte Joseph bei Lauber auf der Bank zu tun. Als er wieder zurück nach Hause gehen wollte, rollte hinter ihm ein leichter, feiner Jagdwagen heran, dessen zwei Pferde Frau Berta fest in den Zügeln hielt. Sie hatte Joseph gleich erkannt und stellte neben ihm das Gefährt. „Guten Abend, Joseph," grüßte sie ihn lächelnd.

Er zog den Hut und sagte: „Guten Abend, Berta, — Frau Großmann," verbesserte er sich.

„Sag' ruhig Berta! Willst du nicht ein wenig mit mir spazieren fahren, Joseph?"

„Ich muß nach Hause, Berta, denn wenn ich beim Bau meiner Fabrik nicht immer hintendran stehe und hetze, geht's mir zu langsam," antwortete Joseph.

Da lächelte Berta fein. „Nun denn, wenn du's so eilig hast, dann fahr ich dich wenigstens nach Hause, um so rascher bist du dann an Ort und Stelle." Eine Weile schwankte Joseph, aber Berta war eine schöne, elegante und liebenswürdige Frau geworden, und zudem kam es Joseph vor, als fliehe er eine Gefahr, wenn er der Einladung nicht Folge leiste. Darum schwang er sich auf den Wagen und sagte: „Nun denn, fahr zu, Berta!"

Sie lachte laut auf und ließ die Pferde anziehen, die in scharfem Trabe die kurze Strecke zurücklegten, ohne daß Frau Berta oder Joseph ein Wort gesprochen hatten.

Als der Wagen vor Josephs Haus anfuhr, stand Marian überrascht auf und schaute zum Fenster hinaus. Berta hatte sie erblickt, und während Joseph abstieg, rief sie zum



Digitized by Google

Fenster hinauf: „Guten Abend, Marian, wir haben uns lange nicht gesehen, ich hoffe aber, daß wir uns bald wieder begegnen.“ Damit grüßte sie und winkte Joseph, der erneut seinen Hut zog, zu und fuhr davon.

„Was ist denn das?“ fragte Marian, als Joseph ins Zimmer trat.

„Eine launenhafte, schöne Frau, die viel Zeit hat, Marian,“ antwortete Joseph. Nach Feierabend ging er auf sein Zimmer, holte Fahrenschwanz und Lorbeerkranz vom Tische und trug beides zum Bauplatz hin. Dort warf er die Sachen in ein Fundament, legte schwere Bausteine darüber und schüttete Mörtel nach. Marian, die ihrem Bruder gefolgt war, fragte verwundert: „Seit wann mauert man mit solchen Sachen, Joseph?“

„Laß mich in Ruh', Marian,“ brummte Joseph.

Aber Marian tat ihm den Gefallen nicht, sie sagte: „Wenn ich nicht irre, ist der Kranz so etwas wie ein Andenken, aber was ist denn da mit dem Fahrenschwanz gewesen, Joseph?“

„Dasselbe wie mit dem Kranz, Marian, und ich habe die Dinge dahingetan, wohin sie gehören, in die Fundamente meiner Fabrik,“ antwortete Joseph lachend.

Als Marian von diesem kleinen Erlebnis dem Peterli erzählte, von Frau Berta, wie sie Joseph nach Hause gefahren habe und von dessen Maurerarbeit mit Kranz und Fahrenschwanz, blieb das Mädchen gleichmütig, wie immer. Darum sagte Marian: „Ich werde gar nicht mehr klug aus dir, Peterli, du sagst ja gar nichts dazu.“



Digitized by Google

„Was soll ich weiter sagen, Marian?“ fragte Peterli und schaute mit kühlen Augen auf die Freundin, „ich hab' nichts anderes von Joseph erwartet, höflich muß er doch sein, und zum zweiten Male kann er von Berta schließlich auch nicht zum Spielzeug gemacht werden.“

„So, meinst du?“ fragte Marian.

„Ja, das mein ich, oder wir haben uns sehr in ihm geirrt,“ antwortete das Peterli.

Berta fuhr in nächster Zeit mehrere Male an Josephs Haus vorbei. Sie sah ihn über den Gartenzaun auf dem Bauplatze stehen, von wo er grüßend den Hut zog, aber seine Arbeit nie verließ. Ein weiteres Zusammentreffen ergab sich nicht, da Frau Berta bald darauf wieder für längere Zeit in die große Welt hinausreiste, um auf ihre Art selig zu werden.



Digitized by Google

## XV.

Der Hallenbau von Josephs eigener Anlage war fertiggestellt, hoch und luftig und mit viel Licht stand das Gebäude mit nüchterner Sachlichkeit da, neben sich die alten Werkstätten, die sich grau und schwarz zu beiden Seiten duckten. Der Seifensieder Lauber schaute sich mit Joseph, dessen Schwester Marian und dem jungen Peterli den fertigen Neubau an. Der Alte schnupfte behaglich eine Prise nach der andern und gab seine Zufriedenheit zu erkennen, und als er unter dem großen Laufkran inmitten der Halle stand, sagte er: „Kinder, der Anfang ist immer der schwerste, ist man einmal über den weg, dann muß einer die Sache schon verliederlichen, wenn es nicht weiter geht. Wenn ich noch daran denke, wie sich mein Vater armselig durchgeschlagen hat und meine Mutter, um sich wieder Mut zu machen, manchmal über den Durst ins Glas sah, und heut', welch ein Unterschied. Wenn das einer prophezeit hätte, als deine Urgroßmutter, Joseph, einmal meine Mutter vom Brunnentrog wegführte, als sie in einem kleinen Dusel das Wasser im runden Korb



Digitized by Google

holen wollte, daß wir heute so stehen, hätte man ihn ausgelacht."

„Oder Götti," nahm Marian lachend das Wort, „als Ihre Mutter in die Kirche ging, eine Scheibe Speck in der Hand, anstatt des Gesangbuches, da hat meine Urgroßmutter gefragt: „Jetzt sag mir aber, Meibäbi, was ist denn das mit dem Speck?" Ihre Mutter schaute verwundert auf und sagte: „E du lieber Gott, jetzt habe ich das Gesangbuch in das Sauerkraut zum Kochen gelegt und den Speck in die Kirche genommen."

Da sagte der alte Seifensieder: „Ja Kinder, so ist immer alles in Bewegung; aber jetzt, Joseph, meine ich, wär es gut, wenn du dich umtätest, einen Baumeister zu finden, mit dem du zusammengehst, am besten wäre zwar, du würdest dich assoziieren, und schon für den Bau des Schnapsbrenners Wendlin."

„Ich habe auch schon daran gedacht, Götti, ich wüßte auch, zu wem ich gehen würde," entgegnete Joseph und schaute das junge Peterli dabei an.

„So geh' doch und besinne dich nicht lang'," forderte ihn der Seifensieder Lauber auf.

„Was meinst du dazu, Peterli, wenn ich zu dir käme?" fragte Joseph.

„Das kommt auf deine Vorschläge an, Joseph. Zum Verdienen haben wir ja unser Baugeschäft," antwortete das Peterli kühl und geschäftsmäßig, wurde aber dennoch rot bis unter die Haare.

„Du brauchst darum aber doch nicht rot zu werden, Peterli," sagte der alte Lauber und schmunzelte: „Das ist



Digitized by Google

noch lange nicht so schlimm wie ein Heiratsantrag, dieses Geschäft, das dir Joseph vorschlägt. Aber sag' doch einmal, welche Vorschläge würdest du erwarten?"

Das junge Peterli ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, es antwortete leichthin: „Nun, ich denke, der Joseph würde uns ein Drittel vom Reingewinn von vornherein abgeben, und zehn Prozent desselben für Maschinen und Gerüstmaterial rechnen müssen, Abnützung und Abschreibung."

„Sapperlot, Peterli," rief der alte Lauber, „du bist kein schlechter Kaufmann, wenn du auch einen Rock anhast, du kannst ja bei Gott scharf rechnen, das könnte aber nur gut sein; darum Joseph schlag ein, nimm den Handel an, rat ich dir."

„Das wär also abgemacht, Peterli," sagte Joseph.

Da wich das Mädchen aus, es entgegnete: „Ja, weißt du, Joseph, darüber muß ich doch mit Vater und Mutter noch reden."

„Mach jetzt keine schlechten Witze, Peterli," sagte der Seifensieder, „wenn du willst, wollen auch deine Alten, wir kennen das, also willst du?"

„Ich will schon, Herr Lauber, aber das ist eine Sache, die zu weit führen kann, darum möchte ich doch vorher mit meinen Eltern reden."

„Ach was, Peterli, wenn du willst, ist's abgemacht, und wie weit diese Sache führt, kann ich mir heut' schon ausrechnen, bis zum Standesamt, Peterli."

Nun wurde das junge Peterli aber ernsthaft rot und seine Augen verloren eine Weile ihre kühle Ruhe. „Jetzt



Digitized by Google

seien Sie aber stille, Herr Lauber," sagte das Mädchen nur und wandte sich rasch zum Gehen. Joseph schaute dem jungen Peterli verlegen nach. Dann ging er ihm eilig nach und redete ernstlich mit ihm über die Assoziierung. Der alte Lauber jedoch schnupfte wieder und sagte vergnügt zu Marian: „Weißt du, Marian, wenn die beiden geschäftlich aneinander gebunden sind, ist das schon so gut wie verheiratet."

„Ja, Götti, ich trau der Sache nicht recht, denn der Joseph ist ein rechter Stockfisch geworden und sieht gar nicht, was das Peterli für ein hübsches, liebes Mädchen geworden ist," meinte Marian bedächtig.

„Nun, das wird der Bub schon merken, Marian," entgegnete Lauber.

Als Marian mit Lauber wieder zum Peterli und Joseph kamen, sagte Joseph: „Also, wir werden uns für die Bauarbeiten assoziieren, wir sind darüber einig geworden."

„So ist's recht, Kinder, dann kommt ihr schon zusammen ins richtige Geleise," entgegnete der alte Lauber und schaute Peterli blinzelnd an, „wenn er dumme Streiche macht oder schwerfällig ist, Peterli, mußt du eben Geduld haben, mit der Zeit wird er dann die Sache schon recht anfassen." Wenn dem Peterli auch nicht ganz wohl bei diesen Worten des Seifensieders war, hätte es kein Mädchen sein dürfen, um nicht trotzdem gern zuzuhören. Der Joseph aber entdeckte nun auf einmal, daß sein alter Spielkamerad nebenbei ein schönes Mädchen war, machte sich aber im übrigen keine weiteren Gedanken, sondern



Digitized by Google

rechnete aus, wieviel die neue Rheinbrücke kosten würde, die er gerne gebaut hätte, die aber noch gar nicht wußte, daß sie gebaut werden sollte.

Darum begann der Seifensieder Lauber die Arbeit aufzunehmen, die zu diesem großen Auftrag führen sollte. Er wartete nur, bis die große Dampfbrennerei Wendlin im Bau begriffen war und legte dann los. Die Gelegenheit ergab sich, daß er eines Abends mit Joseph allein an der Stammtischrunde im „Schützen" dem Stadtpfarrer gegenüber saß. Er fragte:

„Was meinen Sie, Herr Stadtpfarrer, die Rheinbrücke ist doch schon ein wenig baufällig und alt?"

Der Stadtpfarrer schaute kurze Zeit den Seifensieder, dann den Joseph an und lächelte leicht; denn er verstand gut, worauf der alte Fuchs hinaus wollte. Darum antwortete er: „Ja, alt ist die Brücke schon, Herr Lauber, aber sie ist auch ehrwürdig."

„Ganz recht, Herr Stadtpfarrer, das ist sie; aber sie kann den Verkehr nicht mehr bewältigen, das ist heute das wichtige," sagte Lauber.

„Ja gewiß, Herr Lauber, aber da es noch geht, wäre es gewiß eine Sünde, das alte Bauwerk niederzulegen."

„Daran denk' ich auch gar nicht, Herr Stadtpfarrer, die alte Brücke bleibt, nur kommt weiter unten eine neue hin, nach meinem Plan."

„Das wär ganz schön, aber zu teuer; das kann sich die Stadt nicht leisten."

Der alte Seifensieder kniff die Augen zusammen und fragte langsam: „Herr Stadtpfarrer, das heißt mit an-



Digitized by Google

deren Worten, daß Sie es auf eine Kraftprobe ankommen lassen wollen und gegen meinen Plan sind?"

„Das möchte ich nicht sagen, Herr Lauber, ich finde nur, daß die Stadt nicht eine Brücke bauen soll, weil Ihr Göttikind, unser Herr Reichmann, dies als gutes Unternehmen ansieht," antwortete lächelnd der Stadtpfarrer.

Da entgegnete Joseph rasch: „Ich will die Brücke nicht bauen, weil ich es nötig habe, sondern weil sie nötig für die Stadt ist, Herr Stadtpfarrer."

„Jawohl, Joseph hat ganz recht, Herr Stadtpfarrer," sagte der Seifensieder Lauber, „wollen Sie gegen das Wohl der Stadt sein?"

„Nein, Herr Lauber," antwortete der Stadtpfarrer lächelnd, „ich möchte nur einmal sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist, Sie oder ich, darum sind Sie für und ich gegen den Bau der Brücke."

„Einverstanden, Herr Stadtpfarrer," sagte Lauber, „aber deshalb wollen wir doch ganz gemütlich wie immer hier zusammenkommen, also keine Feindschaft."

„Nein, das nicht, wir können ja schließlich die Sache von der Person trennen, aber jetzt muß ich weg, meine Herren, so leid mir das tut, auf Wiedersehen."

Der Stadtpfarrer stand auf und empfahl sich. Da meinte der alte Seifensieder zu Joseph, er glaube nun stark genug zu sein, dem Stadtpfarrer den Meister zu zeigen. Denn dies wäre einmal notwendig, da der Pfarrer nur gegen ihn sei, weil er nicht mit den Prozessionen laufe und einer anderen Partei, oder mit einem



Digitized by Google

Worte, gar keiner angehöre. „Wenn du zur Partei des Stadtpfarrers gehen willst, Joseph, dann hast du den Auftrag in der Tasche.“

„Nein, Götti, das mach ich nicht, entweder gegen diesen Mann, den ich nicht ausstehen kann und mit Ihnen, oder gar nicht,“ entgegnete Joseph.

„Schön, dann mit mir,“ sagte der Seifensieder bedachtsam, „aber in meiner Auseinandersetzung mit dem Stadtpfarrer ist noch etwas dabei. Ich kann nicht dulden, daß dieser Mann hier gegen den Geist der Runde sündigt. Denn die um dieses Tischrund haben füreinander zu sein und nicht gegeneinander. Erst wenn einer gar nichts mehr taugt und gegen den heiligen Geist sündigt, das heißt, uns nur auf dem Geldbeutel liegt ohne mehr zu nützen, dann muß dieser ausgestoßen werden. Das, Joseph, ist der Sinn der Runde.“

So begann nun der Kampf um die Rheinbrücke. Der Stadtpfarrer legte sich mit Macht in der Sache fest, im Gesellenverein, im Frauenbund, ja sogar im Jungfernverein zog er gegen die Brücke los. Er nannte diese ein unnütz Ding, das nicht zum Guten führe, sondern ins Schuldenland der Steuerlast hinein, wenn auch der Baumeister noch etwas daran verdienen wollte. Das waren die Auftakte, und die Fanfare in diesem Sturmlied blies der Buchdrucker Krall in seiner Zeitung in den höchsten Tönen. Einesteils tat er so als treuer Gefolgsmann des Stadtpfarrers, und andernteils weil er den Fußtritt des Schnapsbrenners Wendlin nicht vergessen hatte, denselben aber allein dem Joseph zuschrieb und, mit Druckerschwärze



Digitized by Google

gewürzt, zurückgeben wollte. Der Lauber machte auch mobil. In aller Stille tat er das, und zwar nach den Kontis seiner Gewerbebank, deren Seiten er mit Joseph genau studierte. Er wollte den ersten Stoß gegen den Stadtpfarrer im Gemeinderat führen und dann den zweiten bei dem lieben Publikum. Wie er das dachte, wußte niemand genau, denn nur wenige hatten eine feste Meinung, höchstens jene, die blind auf eine Partei eingeschworen waren. Die andern aber sagten einmal ja, das anderemal nein, gerade wie der meinte, der für oder gegen den lautesten Tenor sang. Das ist ja immer und überall so, und deshalb läßt sich die öffentliche Meinung so schön machen.

Lauber beschloß, diese Schlacht im Gemeinderat zu beginnen. Auf sichere Stimmen konnte er nur bei der knappen Hälfte rechnen, er mußte deshalb noch soviel als möglich von der Partei des Stadtpfarrers zu den Seinen gewinnen. Das war der Grund, warum er die Kontis der Bank genau anschaute und bei jedem Stadtrat, den er in seinem Hauptbuch als Rubrik antraf, kühl und sachlich Soll und Haben abwog und eine Liste anlegte. Zuerst ging er zum alten Deglermüller und teilte ihm mit, daß er nun die Wahl habe, ihm seine Stimme zu geben oder sein Konto zu bezahlen. Er könne keines von beiden, antwortete der alte Deglermüller stolz. Ob dies sein letztes Wort sei, fragte Lauber.

„Unbedingt, ja," entgegnete der alte Deglermüller, „ich bin ein treuer Parteisoldat und verlasse die Fahne des Stadtpfarrers nicht."



Digitized by Google

„Deglermüller, ich will dir etwas ſagen, jetzt geh' ich nach dem Bureau, dort laß ich dir deinen Kredit künden, und du wirſt daraufhin zum Stadtpfarrer gehen und ihm alles erzählen. Der kann dir aber nicht helfen, dann kommſt du ſchön zu mir und wirſt klein, mach' dir's darum nicht zu großartig; denn wenn du zu mir kommen mußt, wird's dir um ſo ſaurer, Deglermüller," ſagte der alte Seifenſieder Lauber und ging.

Und wie er dem Deglermüller prophezeit hatte, geſchah es. Nur der Stadtpfarrer wütete, als er den Brief der Gewerbebank geleſen hatte, worin die Bank in Anbetracht der unſicheren Geſchäftslage den Kredit kündigte und Betreibung anzeigte.

„Nicht einmal halten kann ich den alten Hallunken," ſchimpfte der Stadtpfarrer, „geſchäftlich, rein geſchäftlich, nur ſchroff, und dazu gibt ihm der Kauf auch noch recht, ich kann Ihnen bei Gott nicht helfen, Herr Deglermüller, Sie müſſen eben der Sache ein Opfer bringen und fallit gehen."

„Was?" fragte Deglermüller groß.

„Die Sache verlangt das, guter Freund," tröſtete der Stadtpfarrer.

Da ging der Deglermüller klein nach Hauſe, und als einige Tage vor der entſcheidenden Gemeinderatsſitzung die Betreibung auf die Schuld an die Gewerbebank ins Haus flog, gab der Mann, der ſo ſtolz auf die Fahne geſchworen hatte, klein bei. Der Seifenſieder Lauber machte ihm die Sache gar nicht ſchwer und ſagte: „Siehſt du, Deglermüller, wie ich dir ſagte, iſt's



Digitized by Google

gekommen, ich stunde dir bis nach der Gemeinderatswahl, dann wollen wir sehen, es kommt jetzt nur auf dich an. Aber das mußt du dir merken, wenn wir zufrieden bleiben, wird die Freundschaft für dich noch in Zukunft profitabel und du wirst sehen, daß man gut auskommt ohne den Stadtpfarrer im Gemeinderat; denn der soll seine Arbeit in der Kirche tun."

Als zweiten holte sich der Seifensieder Lauber den Eisenbähnler Schiff heran, und zwar auf seine Weise. Er setzte sich einmal mit diesem Gemeinderat der Arbeiterschaft von Stadtpfarrers Gnaden im Wirtshaus zur Trompeterhalle auf die Bierbank, und als der Kollege Gemeinderat einen Schluck über den Durst getrunken hatte, sagte der Lauber:

„Nun, Schiff, hast du deine Geißenzucht und deine großen Pläne damit aufgegeben?"

Der Gemeinderat Schiff machte auf einmal ein mürrisches Gesicht und antwortete unwirsch: „Ach was, Herr Lauber, wie soll ich denn, wo mir niemand hilft?"

„Ja, ich hab' geglaubt, der Stadtpfarrer unterstützt dich, Schiff?" fragte Lauber ganz harmlos.

Der Gemeinderat Schiff lachte ärgerlich auf. „Jeder unterstützt mich, Herr Lauber, zwei Geißen kann ich halten, vom Abfall aus seinem und des Vikars Garten und meiner Wiese. Erst gestern war ich wieder bei ihm. Das würde nicht gehen, sagte er mir, und damit war ich erledigt; denn ich solle froh sein, daß ich nur Gemeinderat sei, punktum!"



Digitized by Google

„Das versteh' ich nicht, du willst doch ein gutes Werk tun, Schiff," sagte der Lauber wieder ganz harmlos und goß damit Öl ins Feuer. Der Schiff meinte, das sei sicher, daß er ein gutes Werk tun wolle, nur ein gutes Werk, die Geißmilch den armen Kindern, der Gemeinderat könnte ihm ja jedes Glas bezahlen, da hätte er ein paar kleine Stücke Geld und die armen Kinder ihre Geißmilch. Je mehr der Gemeinderat Schiff redete, um so mehr kam er in ein Feuer, daß Gefühl, Nächstenliebe und gutes Geschäft zu einem verschmolz. Sachte unterbrach ihn der Seifensieder im rechten Augenblick und sagte: „Herrgott, da sollte doch der Stadtpfarrer froh sein, daß er dich nur unterstützen darf, aber der Stadtpfarrer hat keinen Sinn fürs Allgemeinwohl, das sehe ich jetzt bei dir noch besser als bei dem Brückenprojekt."

Verwundert fragte der Stadtrat Schiff: „Wie meiner Sie das, Herr Lauber?"

„He, wie ich's sage; schau, deine armen Kinder bekommen seinetwegen ihre Geißmilch nicht, und die Stadt keine neue Brücke, das ist doch ganz einfach," antwortete Lauber.

„Da haben Sie recht, Herr Lauber," pflichtete Schiff nachdenklich bei; sein kleines Räuschlein verflog, und er begann Luft zu wittern, die ihm den Duft eines großen, schönen Geißenstalles in die Nasenflügel wehte. In diese Hoffnung hinein sagte der Lauber, als der Versucher, der bereits gewonnenes Spiel hat: „Wenn die Brücke angenommen wird im Gemeinderat, kann der gar nicht mehr anders, als das Geißenmilchgeld annehmen



Digitized by Google

für deine armen Kinder, denen du so gerne helfen willst, und dafür will ich selbst dann eintreten, aber nur, wenn die Brücke angenommen ist."

Langsam entgegnete der Gemeinderat, wenn auch etwas zögernd und unsicher, so doch als ein Mann, der mit sich im reinen ist: „Herr Lauber, ich stimm' nicht gegen die Brücke."

„Recht so, Schiff, recht so, ich wußte, daß du ein aufrechter Mann bist; wenn die Brücke angenommen ist, woran ich gar nicht zweifle, kommst du zu mir, ich hab' im Katzenmoos einen Fetzen Land, der dir für eine ganze Herde Geißen den ganzen Sommer Weide gibt; dieses Land kannst du dann grasen, solange wir gut Freund sind."

Da rief der Schiff wie ein Sieger: „Ich stimm' für die Brücke und bekomm' einen Geißenstall!"

So machte es der Lauber durch die Bank; dazu schlug er beim Publikum wenige Tage vor der entscheidenden Gemeinderatssitzung die große Trommel recht gehörig. Er ließ durch Techniker aus Josephs Bureau große Vorträge für die Befürwortung der Brücke halten und ließ jeden Einwurf dagegen über den Haufen reden und in jeder Versammlung tüftelten einige Kluge, wie sie der Lauber gebrauchen konnte, eine Resolution aus, deren Sinn aber jedesmal war: das Volk verlange unbedingt, daß der Gemeinderat die Brücke bauen müßte. Aber der Stadtpfarrer lachte darüber und war seiner Sache im Gemeinderat gewiß. Doch mußte er eine große Enttäuschung erleben. Denn bei der Abstimmung schwenk-



Digitized by Google

ten, der Deglermüller an der Spitze, eine runde Zahl der Gemeinderäte zu der Macht des alten Lauber hinüber, wie sie sagten, beugten sich der öffentlichen Meinung, als deren Vertreter sie im Gemeinderate säßen. So wurde die umstrittene Brücke und der Kredit dafür bewilligt, und zudem erhielt der Gemeinderat Schiff seinen Geißenstall und sein Milchgeld vom städtischen Kassierer. Darüber wurde er zum wohlhabenden Mann, und solange er lebte, blieb er ein Anhänger des alten Lauber und dessen Göttikindes Joseph. Auch der Deglermüller befreundete sich im Anfange, um recht bald wieder zu den Füßen des Stadtpfarrers zu sinken, mit den beiden kühlen Geschäftsleuten, und so noch mancher andere. Darum sagte einmal der alte Lauber zum Stadtpfarrer: „Eine gute Sache führt immer zum Sieg, und aus dem Kampf geht man mächtiger als hinein." Der Stadtpfarrer lächelte wie immer in solchen Fällen und entgegnete gleichmütig: „Hätt' ich gewußt, daß Sie mit demagogischen Mitteln arbeiten, wär's anders gekommen, aber so . . ."

„Nun, Herr Stadtpfarrer, wir wollen beide einander nichts vorwerfen, Sie sind schon lange genug am Ruder gewesen, jetzt dürfen Sie dafür auch einmal eine Zeitlang pausieren."

„Aber ich komme wieder an die Reihe, Herr Lauber," sagte der Stadtpfarrer, zog den Hut und ging.



Digitized by Google

## XVI.

Die Schlacht im Gemeinderat hatte manches entschieden und die Dinge geklärt. Das Wichtigste aber war nicht das gute Geschäft, das Joseph machte, sondern daß sich die Böcke von den Schafen fein säuberlich schieden. Neben den Lauen und Gleichgültigen gab es nur noch Anhänger des Lauber und Gefolgsleute des Stadtpfarrers. Diese beiden Parteien waren gegnerische Kampfformationen, welche ihre Fronten immer bereit zum hitzigen Gefecht gegeneinander aufgestellt hielten. Daneben, gegen diese beiden gewendet, war noch ein wichtiger und starker Teil der Fabrikanten, Seidenherren und Altreichen. Diese sahen in der Partei Laubers nicht etwa nur Emporkömmlinge, sondern reine Usurpatoren und konnten es nicht verwinden, daß nun auf einmal neue Leute von unten herauf kommen sollten, um lediglich kraft des Geldes ihnen, den Alten, gleichzustehen. Da aber des Stadtpfarrers Partei gegen die Lauberschen Neureichen und diese, die das auch werden wollten, eingestellt war, gingen sie zwar nicht mit seiner Partei, fanden aber deren Ziele, die Bekämpfung Laubers oder noch besser des Lau-



Digitized by Google

berschen Geistes, ihrer Sache näher und konnten infolgedessen ganz gut dann und wann einmal, wenn es sich schickte, mit dem Stadtpfarrer paktieren.

Aber noch wichtiger als das war die Auswirkung auf die Runde. Jedoch heißt es auch: Der König ist tot, es lebe der König! So muß nun gesagt sein: Die alte Runde ist tot, es lebe die neue Runde! Denn alt und festgesessen an der Runde waren der Lauber und der weiland Lehrer Schnapsbrenner Wendlin; Joseph gehörte auch dazu und der Schützenwirt stellte mit seiner Person so eine Art gelinde Komparserie dar. Das waren die Böcke, die andern waren unter die Schafe gegangen und blieben der Runde fern. Schon nach kurzer Zeit merkten die drei Alten der Böcke, was die Uhr geschlagen hatte. Und als einmal die dicke Schützenwirtin, ganz gegen ihre Art und Weise, hinter ihrem Büfett hervorkam und an den runden Tisch wackelte, hatte dies gute Gründe, denn der Lehrer Wendlin stellte zum ersten Male fest:

„Die Herrschaften spielen die Tragödie der gekränkten Leberwurst und kommen nicht mehr."

Da kam die Schützenwirtin heran, sie mußte jetzt reden und tat, was sie bisher noch nicht getan hatte, sie verließ ihren Stuhl am Büfett, um sich in das Gespräch der Männer zu mischen.

„Ja," sagte sie, „sie kommen nicht mehr, das hab' ich schon lange gemerkt."

„Wieso hast du das da gemerkt?" fragte der Wendlin.

„He, ich denke, wenn ich Tag für Tag soundso viel weniger einnehme und verdiene, merk ich doch etwas,"



Digitized by Google

antwortete die Schützenwirtin resolut. Sie wendete sich aber mit ihrer Antwort nicht an Wendlin, sondern an den Seifensieder Lauber.

Der nickte mit seinem alten Greisenkopfe bedächtig, und in seinen Augen blinkte es hart, wie immer, wenn er Schaden an Geld leiden sollte. Doch fragte er nur kurz:

„Und das soll heißen?"

Da wischte die Schützenwirtin einige Brosamen vom Tische und hielt ihren Blick gesenkt, doch antwortete sie langsam und mit leiser Stimme:

„Das heißt, daß ich Ihnen die Zinsen nicht bezahlen kann, wenn es so weiter geht, Herr Lauber."

Da fragte der Seifensieder kurz und dürr: „Was hast du denn für einen Ausfall, Schützenwirtin?"

„Die Vereine haben mir das Lokal gekündigt, der Saal steht leer, ich kann eine Scheune daraus machen, und der Kegelklub ist gestern schon in den „Walfisch" zum Kegelabend gegangen; die Rechnung ist weiter ganz einfach, Herr Lauber, das große Haus und keine Gäste."

„Das ist alles recht, das heißt aber nichts, Schützenwirtin," sagte Lauber.

„So!" entgegnete in breitem Ton die Wirtin, „das heißt nichts, wer nichts hat, kann nicht zahlen, Herr Lauber."

„Ganz recht, du sollst und mußt aber zahlen, Schützenwirtin, da laß nur mich sorgen," meinte der Seifensieder.

„Mir soll's recht sein," sagte die Wirtin und ging hinter ihr Büfett zurück.



Digitized by Google

Eine Weile blieb es stille an dem vereinsamten Rund des Stammtisches, da schimpfte der Wendlin los:

„Das sind doch Idioten!“

„Wir haben an diesen Leuten nichts verloren. Es heißt jetzt ganz einfach, unsere Runde braucht neues Leben. Wir müssen neue Menschen hier heranziehen, und zwar nicht die leidesten dürfen das sein. Wer sich für uns schickt, den nehmen wir hier in unsere Freundschaft auf, und alle die wir hier aufnehmen, die hängen mit der Runde zusammen, und wir müssen sie durch Rat und Tat unterstützen. Gerade jetzt ist es wichtig, daß wir eines nicht vergessen. —“

„Und das wäre, Götti?“ fragte Joseph.

„Daß wir die Runde sind, alle zusammen und ein jeder für sich,“ antwortete der Seifensieder; dann rief er zur Wirtin: „Du, Schützenwirtin, höre einmal, auch für deinen Saal habe ich etwas. Dein Mann hat immer mehr Talent zum Hanswurst gehabt als zum Wirt, darum muß ein Kino her, der füllt auch den Saal und ihr verdient euer Geld ohne Mühe.“

„Bei Gott, das ist eine großartige Idee, Lauber,“ rief der Schützenwirt aus und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Das Geld streck ich dir vor, das du brauchst; komm morgen auf die Bank zu mir. Die Sache wäre erledigt, und jetzt machen wir noch ein Kartenspiel zu vieren,“ sagte der Seifensieder gutgelaunt.

Der Schützenwirt holte den Tischteppich, Karte und Tafel und sie begannen zu spielen und tranken dazwischen



Digitized by Google

hinein. Der Wendlin aber pokulierte und sang vor Feierabend:

„Ja die Liebe macht glücklich und selig,
ja die Liebe, ja die Liebe,
ja sie macht den Bettler zum König,
ja die Liebe, die machts aus."

Als er wieder anfing, „Ja die Liebe macht glücklich und selig", unterbach ihn Joseph und sagte: „Singen wir lieber ‚Die Liebe macht glücklich unselig', Wendlin."

„Dummes Zeug, junger Mann," lallte Wendlin, „werden Sie zuerst einmal älter und probieren Sie die Liebe. Jawohl das ist's, Lauber, Ihr Kronprinz muß eine Kronprinzessin haben."

„Oh, die kommt von selbst, nur Geduld, Wendlin."

Da dachte Joseph an das junge Peterli und trank langsam sein Glas leer, verabschiedete sich von den andern und lief noch lange in der Nacht herum. Als der Nachtwächter Feierabend bot, rief ihn Wendlin an:

„He da, Malzacher, komm lieber zu mir, ich habe wieder einen kleinen Affen; komm, führe mich nach Hause, trink aber zuerst einmal ein Glas."

„Gern, Herr Wendlin, dank schön," entgegnete der Polizist Malzacher und trat an den Tisch heran.

Wendlin goß ihm ein großes Glas voll Wein und als der Polizist Malzacher anstieß und sagte: „He nun denn, zum Wohl ihr Herren," da rief Wendlin: „Sauf aus, Malzacher, sauf aus, es ist noch mehr im Keller."

So traktierte der Wendlin den Polizisten Malzacher, bis der gerade so schief stand wie er selbst. Dann machten



Digitized by Google

sie sich zusammen schwankend als Letzte auf den Heimweg. Als der Schützenwirt die Tür schloß, hörte er die beiden sich langsam entfernen und singen:

„Dein ist mein Herz und soll es ewig, ewig bleiben."

Der Schützenwirt grinste da über sein ganzes Gesicht und sagte zu seiner Frau: „Sackerment, der Sauhund hat wieder einmal gut geladen."

„Es geht dich gar nichts an, er zahlt und das ist die Hauptsache," verwies ihn die Schützenwirtin.

Der Schützenwirt war aber nicht aus der Freude zu bringen, er meinte: „Herrgott, Alte, der Lauber hat recht gehabt, dem Kino gehört die Zukunft. Jetzt wirst du sehen, jetzt kommt das Geld wieder zu uns, die Schufterei hat ein Ende."

„Du bist ein Hansnarr," sagte die Wirtin gelassen, „komm wir gehen jetzt zu Bette." Sie nahm die Kerze und ging langsam voran die Treppe hinauf, in ihrem Schatten folgte ihr der Schützenwirt.

Der Wendlin aber und der Polizist Malzacher torkelten Arm in Arm sich gegenseitig stützend durch die Straße. Ab und zu blieben sie stehen, schlugen einige Male das Wasser ab, und als den Wendlin das Gluckſen ankam, sagte er:

„Du, Malzacher, jetzt gehen wir zum Frauenspital und singen den armen Weibern dort ein Ständchen; weißt du, meine Eheliebste liegt auch dort, sie macht Junge, mit diesem Mal wird das erste halbe Dutzend voll."

Nach langer Zeit, spät hinter Mitternacht, kamen sie zum Frauenspital, einem großen roten Sandsteinbau, der



Digitized by Google

nüchtern aussah wie ein Trinker im jungen Tage. An jeder Front des Spitals brannte ein Licht und durch die geöffneten Fenster tönte leise das kleine Weinen der Säuglinge in die Sommernacht hinaus. Um die Lampen schwärmten wie ein Schneegestöber die Eintagsfliegen im Liebesspiel und über all dem standen blinkend und klar die ewigen Sterne. Von dem Gebärsaal her hörte man das schwere Stöhnen einer Frau; da blieb der Schnapsbrenner Wendlin stehen, riß den Polizisten Malzacher so stark am Arm, daß dieser das Gleichgewicht verlor und der Länge nach hinfiel.

„Potz verreckter Siech, jetzt lieg ich da," rief Malzacher.

Das Stöhnen der Gebärenden wurde lauter und gleich darauf war das erste Weinen eines Neugeborenen zu hören. Da hielt der Schnapsbrenner Wendlin seinen Finger in die Höhe und brummte:

„Du, Malzacher, das war sicher meine Alte, jetzt ist das halbe Dutzend voll."

„Hilf mir lieber auf die Beine," entgegnete Malzacher.

Mit schweren Umständen und großen Worten kam der Polizist mit Hilfe des Wendlin wieder auf die Füße. Währenddem war im Hause gegenüber dem Spital, wo der Schiff, Eisenbahner, Gemeinderat und Geißenbesitzer durch Laubers Willen und Gnade wohnte, ein Fenster aufgegangen, und als die beiden Betrunkenen unter dem Lichte standen, erkannte er sie.

„Jetzt ist der Wendlin schon wieder voll, und natürlich der Malzacher auch," brummte er vor sich hin.



Digitized by Google

Der Wendlin aber begann mit lauteſter Stimme und allen Gefühlen, die ihm eigen waren, zu ſingen:

„Ja die Liebe macht glücklich und ſelig —“

Der Malzacher lehnte ſich an ihn und gab keinen Ton von ſich, er behielt nur noch mit Mühe die Augen auf, da unterbrach ſich Wendlin und ſagte laut:

„So ſing doch mit, du Sauhund!“

„Jawohl, Herr Wendlin —“ lallte der Poliziſt.

Und langſam gingen ſie rund um das Frauenſpital und ſangen immer wieder: „Ja die Liebe macht glücklich, macht ſelig —“. Je weiter ſie ſchritten, um ſo mehr Fenſter öffneten ſich und die Krankenſchweſtern ſchimpften ihnen nach. Die beiden legten jedoch keine Acht auf die Proteſte gegen ihren Geſang. Aber der Schiff ſah nun in Wendlin einen Genoſſen in der Politik und machte ſich auf, einen Skandal zu verhüten. Er tat dies gerade, als die Schweſter Hyacinte in ſich überſchlagendem Fiſteltone rief:

„Wenn ihr jetzt nicht gleich ſtille ſeid, ihr zwei Saufludi, dann telephoniere ich auf die Wachtſtube.“

Da lief der Schiff raſch hinzu. Er nahm den Wendlin rechts und den Poliziſten links an den Arm und führte die beiden zu ſeinem Geißenſtall. Der Schnapsbrenner Wendlin hatte Schiff erkannt und ſagte mit ſchwerer Zunge:

„So, das iſt ſchön von dir, Schiff, daß du uns in Obhut nimmſt. Da kann ich dir dafür nur eines ſagen, von heute ab gehörſt du zu uns an die Runde, haſt du mich verſtanden?“



Digitized by Google

„Das möchte ich am liebsten morgen von Ihnen gesagt hören," entgegnete Schiff.

„Dummes Zeug. Du kommst morgen schon und damit basta, und dir, Malzacher, will ich auch einen Stein in den Garten werfen. Schluß, kein Wort mehr." Der Wendlin sprach kategorisch.

Der Schiff jedoch merkte sich diese Einladung genau und war dabei, sein Glück zu packen. Für heute aber hatte er nur eine Sorge, daß die beiden an einem sicheren Orte zur Ruhe kamen. Dann bugsierte er sie in seinen Geißenstall hinein, warf sie auf das Heu und wartete bis sie eingeschlafen waren. Als Wendlin und der Polizist Malzacher schnarchten, sagte er zufrieden:

„So, jetzt sind sie versorgt, und erkälten können sie sich auch nicht. Und daß ich morgen zur Runde komme, da kanst du sicher sein, Herr Wendlin."

Der Gemeinderat Schiff, Geißenbesitzer und glücklicher Anwärter auf einen Platz an der Runde, ging zum Stall hinaus, schloß die Tür hinter sich zu, und hatte auf diese Art und Weise die Ruhe um das Frauenspital herum wieder hergestellt.

So begann sich die Runde wieder zu bevölkern. Der Schiff hatte sich eingestellt und saß fest. Zu seinen anderen glücklichen Umständen legte er sich nun auch das Trinken bei, spielte den Lustigen und wenn er angezecht war, erzählte er gerne zweideutige Geschichten. Er verstand es, auf diese Weise eine gewisse Rolle zu spielen, und da die Runde oft in vorgerückter Stunde einen Hofnarren aus ihm machte, wurde er uf einem Teil beliebt,



Digitized by Google

auf dem anderen unentbehrlich. Auch Heider setzte sich immer wie einst an die Runde und es war in ihm wieder so ein Stück großer Herr erwacht. Denn schließlich trug das Geschäft, das mit dem Joseph assoziiert war, seinen Namen. Und wenn er auch hundertmal nur der Strohmann seiner Frau war, das junge Peterli drückte ihm immer rechtzeitig und reichlich ein abgerundetes Taschengeld in die Hand, von dem beileibe das alte Peterli-Lisi nichts wissen durfte. So kam's, daß in den alten Tagen dem Baumeister Heider noch ein gezähmtes Herrentum blühte, eines, dem die Zähne ausgebrochen waren, aber immerhin ein Herrentum.

Auch der Ingenieur Jakob Jäckli erschien an der Runde. Das war Josephs rechte Hand, ein gescheiter Mann. Er war mittelgroß, breitschultrig, untersetzt und hatte auf seinem viereckigen Kopfe eine gute Tracht schwarzer Haare. Mit blauen Augen, denen anzusehen war, daß er keinen Spaß verstand, schaute er in die Welt hinein. Als erster Ingenieur für den Brückenbau war seine Stellung eine leitende. So kam es, daß er Marian kennen lernte; jedoch außer dem täglichen Alltagsgerede wurde nichts gesprochen. Aber es schien so, daß sich die beiden ganz gerne sahen und, mochte es nun der Zufall oder sonst etwas sein, sich auch trafen. So kam es, daß Marian mit ihrem Buben, den sie von Ernesto Matero hatte, unter der Gartentür stand, als Jakob Jäckli aus dem Haus kam. Es war lange nach Feierabend, jedoch der Ingenieur hatte eine Arbeit fertig gemacht. Er trat mit einem Gruß an Marian heran und ein paar Minuten



Digitized by Google

lang wechselten sie gleichgültige Redensarten zusammen, die sie aber gegenseitig als vollwertige Münze annahmen. Da machte sich Marians Bub heran, nahm Jakob Jäcklis Hand, faßte auch die seiner Mutter und verlangte, spazieren zu gehen. Lachend taten die beiden Erwachsenen dem Kinde seinen Willen. Jedes hatte dem Buben seine Hand gegeben, der in der Mitte zwischen ihnen ging. Marian geleitete den Jakob Jäckli zum „Schützen".

Als sie so langsam dahin gingen, begegneten sie dem Buchdrucker Mehr, der seit einiger Zeit auch zur Runde gehörte. Darum begrüßten sie sich, wie Bekannte so tun, und als sie sich trennten, gab Jakob Jäckli Marian die Hand.

Im „Schützen" saß die Runde zusammen, die neuen und die alten Freunde. Unter diese hatte sich auch der Zeichnungslehrer Hänsel geschoben. Der weiland Lehrer Wendlin freute sich immer wie ein Dieb, wenn er einen Lehrer am Wickel bekommen konnte, den zu traktieren sich verlohnte zum Ärger des Rektor Häulimann und zur eigenen Freude. So setzte sich der Lehrer Hänsel gerade da, wo die Runde eine Lücke aufwies, hinein und verfolgte seine eigenen Absichten. Er war völlig zufrieden, wenn er die Brosamen von diesem Herrentisch erhielt, das heißt dieses Mal die Tochter der Schützenwirtin. Infolgedessen entwickelte sich ein Augenspiel von der Runde zum Töchterlein, und selten konnte es diese Maid so lange in der Wirtsstube aushalten, als wenn der Hänsel da war.

Als Jakob Jäckli eintrat, wurde über die Zeitungen im allgemeinen und im besonderen geredet. Das Gespräch



Digitized by Google

drehte sich darum, daß kein Verlaß auf irgendeine Zeitung wäre, die man nicht eigen habe, da alle Blätter bereits ihre ganz bestimmten Interessen zu vertreten hätten. Da sagte Jakob Jäckli:

„Dem ließe sich leicht abhelfen; der Buchdrucker Mehr soll eine Zeitung herausgeben. Das braucht zwar Geld, aber dafür haben wir unser eigenes Blatt, es wäre schon notwendig."

Der Lauber nickte beifällig Jäckli zu, dann fragte er: „Und wie teuer würde ungefähr so in einem Jahr eine eigene Zeitung kommen, Mehr?"

„Das ist nicht so schlimm," sagte eifrig der Buchdrucker Mehr; „wenn wir's richtig machen, kommen wir schon nach einem halben Jahr auf unsere Kosten."

„Dann wird die Zeitung gemacht, komm morgen zu mir, Mehr," sagte der Seifensieder Lauber.

„Hurra, die Zeitung soll leben!" rief Wendlin, „Wein her, he, Maidli geh, lauf, dieses Mal vom besten, St. Emillion, bring gleich eine rechte Ladung Flaschen, daß es reicht."

So festeten sie diesen Tag mit Trinken und guten Dingen. Und als allen schon der Wein in den Kopf gestiegen war, so um einen mäßigen Grad auch dem alten Lauber und dem Joseph, wurde der Mehr in seinem Gemüte aufgerüttelt. Daß er die Zeitung drucken durfte, verdankte er schließlich dem Jakob Jäckli, der hatte die Idee gehabt. Darum mußte er diesem auch von Nutzen sein. Er nahm sein Glas und wankte zu Joseph hin, der neben Lauber saß.



Digitized by Google

„Du, Joseph," sagte er, „der Jäckli und deine Schwester Marian würden ein schönes Paar zusammen geben, was meinst du?"

Joseph zuckte die Achsel, dann lachte er und entgegnete: „Du hast einen Dampf, Mehr!"

„Ja so!" protestierte der Buchdrucker und wandte sich an den Seifensieder. „Könnte man denn dem Mädchen diesen braven Mann nicht gönnen?" fragte er. „Sie gehen ja schon zusammen."

Da rief der Seifensieder über den Tisch: „Heda, Jäckli!"

„Was ist denn los?" fragte dieser.

„Kommen Sie einmal daher, das ist nicht unwichtig."

Jakob Jäckli kam heran; auch er spürte den Wein. Der Seifensieder Lauber fragte geradezu: „Gehen Sie denn mit der Marian, Jäckli?"

„Dummes Zeug!" lachte der Jakob Jäckli.

„Würden Sie gern mit ihr gehen, he Jäckli?" fragte der alte Lauber wieder.

Der Jakob Jäckli wurde nachdenklich, dann sagte er langsam, bald Lauber, bald Joseph ansehend: „Ich habe daran bis jetzt überhaupt noch nicht gedacht, aber nun habt ihr mich drauf gestoßen. Ja bei Gott, die Fräulein Marian gefällt mir und —"

Da sagte Joseph: „Jäckli, wenn die Marian will, ist's recht."

Jakob Jäckli schaute auf die Uhr. „Es ist noch nicht so spät, wer weiß —" Er ging langsam zur Tür hinaus.



Digitized by Google

„Du, Mehr," fragte da der Seifensieder, „hast du die beiden zusammen gesehen?"

„Das glaub ich, gerade als ich hierher kam, wie Mann und Frau sind sie gelaufen und haben in der Mitte Marians Bub geführt," antwortete der Buchdrucker Mehr.

„Dann," wandte sich der Seifensieder an Joseph, „dann werden wir wahrscheinlich eine Doppelfeier bekommen heute, die Zeitung und Marians Verlobung."

„Ich habe nichts dagegen. Wenn Marian will, soll sie den Jäckli nehmen; er ist sehr tüchtig, aber er wird nur Teilhaber, soweit Marians Erbe geht. Alles andere muß alleine in meine Hand kommen, meinen Sie nicht auch, Götti?" fragte Joseph.

„Bravo, Joseph, jetzt möchte ich noch ein Fest feiern. Das, was du jetzt gesagt hast, ist das rechte Denken, nun kann ich ruhig ins Heu fahren. Natürlich muß alles in deiner Hand bleiben. Im Geschäft gibt's keinen Bruder und keine Schwester, nur das Geschäft."

Lauber schwieg und führte mit großem Bedacht sein Glas zum Munde.

Jakob Jäckli kam erst spät wieder. Er hatte glänzende Augen und war zufrieden. Zu Lauber und Joseph gewendet, sagte er kurzerhand: „Die Marian nimmt mich!"

Da klingelte der alte Seifensieder an sein Glas, die Runde schwieg und horchte.

„Gebt Obacht," rief Lauber, „wir haben einen Bräutigam unter uns, der Jakob Jäckli und die Marian Reichmann werden sich heiraten."

Eine Weile wurde geprostet, geschwatzt, gelacht und



Digitized by Google

Witze gemacht, wie dem bei solchen Gelegenheiten ist. Als Jakob Jäckli glaubte, dem sei Genüge geschehen, pochte auch er an sein Glas und begann zu reden:

„Freunde, sagt das im Städtchen. Ich habe der Marian versprochen, daß ich dem ersten, der billige Glossen machen will, ganz kurzerhand den Hals umdrehe. Ich heirate die Marian mit ihrem Buben, und ich bin damit zufrieden. Mehr habe ich nicht zu sagen."

In diesem Sinne hatte Jakob Jäckli auch bei Marian um ihre Hand geworben und Marian hatte Vertrauen gehabt. So hatte Jakob Jäckli seine Frau bekommen.



Digitized by Google

## XVII.

Die neue Runde war fest und stark geworden, ein Tisch von Treuen und Getreuen. Alle wußten, daß die Freundschaft die haltbarste ist, die sich gegenseitig auf Eigennutz aufbaut, als dem unverwüstlichen Fundamente. So war die neue Runde stärker als die alte. Denn der Seifensieder konnte sie nach seinem Willen erschaffen und mußte nicht schon Bestehendes hinnehmen, anpassen und fügen.

Aber über dieses Werden verging die Zeit, diese Zeit, die tageweise das Leben abmarktet, bis der Faden abgeschnitten wird. Der Junge kann, der Alte muß gehen.

Im „Schützen" begann die dicke Wirtin im Spätsommer mit einem hohlen, tiefgründigen Husten. Je weiter die Zeit dem Herbst zuging, um so öfters kam das Husten. Jedesmal legte sich die Schützenwirtin die Hand auf die Brust, wenn der Husten kam. Und einst, so zwischen Sommer und Herbst, spuckte die Wirtin zum erstenmal Blut. Seit dort magerte sie ab und schien müde zu sein. Der Schützenwirt jedoch konnte sich darum nicht kümmern. Er hatte mit seinem Kino zu tun, und



Digitized by Google

dabei war er glücklich, denn sein Leben hatte nun einen Zweck und Inhalt, einen sogar, der Geld ins Haus brachte.

Der Seifensieder Lauber jedoch achtete der Krankheit der Schützenwirtin mit guten Ohren und scharfen Augen. Darum sagte er eines Abends zu Joseph und Wendlin leise, damit ihn niemand sonst hören konnte:

„Die Schützenwirtin hat die Schwindsucht, sie wird uns den Vortrab ins Jenseits machen."

„Nun ja," entgegnete Wendlin, „jung ist sie nicht mehr, da ist es ihre Pflicht, daß sie als Herbergsmutter der Runde uns vorangeht und drüben Quartier für uns macht."

Und einige Wochen später sagte der Seifensieder zu den beiden: „Wenn die Novembernebel kommen und der Herbstwind die Blätter zum Fallen bringt, dann ist's eine üble Sache für sie."

Im November mußte die Schützenwirtin liegen, und von dieser Zeit an ging es rasch. Sie hatte kein böses Sterben. Denn als der Tod wie jedes Jahr durch den Bergwald ging und zum Baum des Lebens kam, von dem er die Blätter schüttelte, die fallen mußten, holte er mit der Hand ganz subtil das Blatt der Schützenwirtin herunter. Und als er nachher schüttelte, fielen viele überzählige Blätter, darunter war auch das vom Seifensieder Lauber.

Vor dem kam aber die Schützenwirtin an die Reihe.

Ende November saßen der Seifensieder Lauber, der Schnapsbrenner Wendlin und Joseph alleine am runden



Digitized by Google

Tisch. Draußen ging ein Hudelwetter nieder, das der Sturm vor sich hin peitschte. Ab und zu fuhr er mit einer Wolke von Schnee und Regen daher und rüttelte an den Fenstern. In der Wirtsstube war es aber gemütlich warm, und die drei saßen an ihren Plätzen im sicheren Gefühl, geborgen zu sein. Das harte Wetter hielt die andern Gäste der Runde zu Hause.

Lauber und Wendlin spielten Schach, und Joseph rechnete aus, daß er sich ungeahnt in seinen Geschäften entwickelte und jetzt schon zu den Reichsten am Orte zählte, in wenigen Jahren jedoch der Reichste sein müsse. Er lehnte sich, eine Havanna rauchend, in seinen Stuhl zurück, streckte die Beine von sich und sah den Rauchwolken nach, die er von sich blies.

„Achtung, Lauber, Sie verlieren die Dame!" rief Wendlin.

„Nimm sie weg, Wendlin," sagte Lauber.

„Man soll immer aufmerksam gegen Damen sein und sie nach Hause geleiten, Lauber, weg mit der da."

Lauber zog und sagte: „Schach und matt."

„E verflucht!" brummte Wendlin. „Das hätte ich doch wissen sollen, man kann sich auf die Weiber nicht verlassen, sie machen immer das Spiel verrückt."

Da kam langsam das Mädchen heran, an den runden Tisch. Es war ein wenig blaß und machte große, verwunderte Augen. Mit den Händen strich es über die Schürze, dann sagte es leise:

„Die Frau liegt im Sterben, ihr Herren!"



Digitized by Google

Die drei sahen sich an, dann meinte Lauber sinnend: „Ich wußte ja, daß sie gehen muß, sie ist der Vortrab.“

„Geh, Lina, schließ jetzt die Tür ab, daß keiner mehr hereinkommt,“ sagte Joseph.

Willig gehorchte das Mädchen, knirschend drehte sich der Schlüssel. Das Mädchen kam wieder an den Tisch zurück.

„Jetzt geh', Lina, und hol' eine Flasche St. Emillion,“ bestellte der Schnapsbrenner Wendlin und fuhr zu den beiden andern gewendet weiter: „Ich bin dafür, daß wir ihr an diesem Tisch eine Ehre erweisen und unser Sterbegebet auf unsere Art beten. Ich denke, der liebe Gott wird das dann schon recht verstehen.“

Die beiden nickten, und als die Lina mit der Flasche kam und die Gläser voll goß, stießen sie wortlos an und tranken. Lange Zeit herrschte ein Schweigen an der Runde.

Es ging gegen Mitternacht, schon eine runde Zahl Flaschen standen auf dem Tisch, da sagte der Seifensieder: „Was ist auch dabei, es ist so der rechte Lauf der Dinge; die Alten müssen weg, sie macht den Vortrab; ich werde ihr bald folgen, ich spür's in allen Knochen, und das ist richtig, wir müssen den Jungen Raum geben.“

Der Seifensieder stieß mit den andern an, wieder war eine Flasche leer. „Geh', Kind,“ verlangte der Wendlin, „hol' eine neue.“

Das Mädchen zögerte.

„Nun, was hast du, Lina, du wirst dich doch nicht fürchten?“ fragte Wendlin.



Digitized by Google

Das Mädchen nickte und antwortete: „Es iſt ſo unheimlich!“

„Jetzt ſchäm dich,“ lachte Wendlin, „komm', ich geh' mit dir.“

Wendlin ſpürte den Wein ſtark, aber er ſtand immer noch feſt auf den Füßen. Er ging zu dem Mädchen heran, nahm es am Arm und führte es die Kellertreppe hinab. Er drückte den vollen Arm des Mädchens an ſich.

„Maidli, du biſt nicht lätz genäht!“ ſagte er.

„O Herr Wendlin,“ entgegnete das Mädchen unſicher.

Da legte er ſeinen Arm um ihren Leib und preßte ſie an ſich, das Mädchen ſträubte ſich, er hielt es aber feſt und ſuchte mit ſeinen Lippen ihren Mund. Das Mädchen ſtöhnte unter ſeinen Küſſen und gab allen Widerſtand auf, auch in ihr war das Blut erwacht.

„Die beiden holen eine lange Flaſche, Götti,“ ſagte in der Wirtsſtube Joſeph.

„Laß ſie, Joſeph, man ſoll die Menſchen immer machen laſſen, und oftmals nicht wiſſen, was man geſehen hat,“ entgegnete der Seifenſieder.

Im Keller ſagte Wendlin: „Du biſt ein raſſiges Menſchlein, Kind, das hätt' ich gar nicht von dir gedacht.“

„O Herr Wendlin!“ flüſterte Lina halb verſchämt, halb zufrieden lächelnd, lief eilig zum Flaſchenkeller, um die Flaſche Wein zu holen.

Als die beiden wieder in die Wirtsſtube traten, war das Mädchen ein bißchen zerzauſt, und Wendlin hatte



Digitized by Google

einen roten Kopf. Er ging an seinen Platz, nahm sein volles Glas in die Hand und sang:

„Und wie ich dich im Mai'n geliebt
weißt nur du, ja nur du, nur du;
und daß es keine zweite solche Liebe gibt,
das weißt nur du, nur du, ja nur du."

Die drei stießen an und tranken. Da wurde mit einem Male oben im Haus ein eiliges Hin- und Herlaufen hörbar und ein Weinen ging durch das Haus. Die Schützenwirtin war gestorben. Lauber sagte laut vor sich hin: „So!" dann stand er auf und füllte die Gläser, und auch die andern beiden standen auf. Sie tranken so stehend ihre Gläser leer, dann griffen sie nach ihren Hüten und verließen den „Schützen".

Die Schützenwirtin wurde begraben und die Zeit ging weiter. Geändert hatte sich nichts, weil eine Lücke immer kommt, um ausgefüllt zu werden. Die Lina saß von nun an hinter dem Büfett und die Runde trank nach wie vor die großen Schoppen und hatte die langen Sitze. Und nach wie vor verquickten sich hier Vorteil und Vergnügen zu einem Geschäfte. Es kamen zwar dann und wann auch noch die Aufpasser von der Gegenseite mit dem alten scheinbaren Recht, das sie von früher her besaßen, an die Runde. Aber diese kamen als Wölfe im Schafspelz.

Der junge Deglermüller war der eifrigste der Spionierer. Er wie sein Vater hatten sich schon längere Zeit wieder zum Stadtpfarrer zurückgefunden. Sie hatten Absolution bekommen, ohne im Büßerhemde ihr Kanossa zu suchen. Darum wollte sich der junge Deglermüller



Digitized by Google

verdient machen. Zudem lag ihm daran, den abtrünnigen, immer tiefer im Sumpfe versinkenden Schiff dahin zurückzubringen, woher er gekommen war, aus der Lasterhöhle des „Schützen" wieder in den Schoß des Stadtpfarrers. Aber der Schiff schien ein hartgesottener Sünder geworden zu sein, der wie ein Ei, einmal hart, nicht mehr zu erweichen war.

Das verdroß den jungen Deglermüller in der Seele. Sein ruhiges, wohltemperiertes Blut kam so in Wallung und darum wurde er unduldsam gegen den Schiff. So saß er auch einmal im „Schützen" an dem stark besetzten Tische. Schiff hatte schon ein Gläschen über den Durst und führte die Rede. Da unterbrach ihn der junge Deglermüller:

„Hör' einmal, Schiff, es wär' jetzt an der Zeit, daß du mit Saufen aufhörst und nach Hause gingst."

„So laß du mich doch in Ruhe," entgegnete Schiff. „Hör' doch lieber, was ich erzähle. Also ich bin hundsmüde und komm in die Herberg im Vorarlberg. Am Vormittag hatte ich nun gefochten; meine Kleider waren abgerissen, in einem Pfarrhaus schenkte mir die Köchin eine alte Kluft von ihrem geistlichen Herrn. Die zieh ich an und seh ganz apostolisch drein. Aber Geld hatte ich nicht so viel, wie zum Gewande gehört hätte. Nun, ich such' mein Nachtquartier. Ein ganz gutes Nachtessen bekomm ich und ein feines Zimmer. Ein festes Mädchen, sauber, in Schnallenschuhen und kurzem Röcklein, führt mich in das Zimmer. Sie deckt das Bett ab, macht aber keine Anstalten, wegzugehen. Ich schau sie fragend an,



Digitized by Google

da sagt sie: ‚Wenn geistliche Herren bei uns übernachten, gehör ich zum Zimmer.' Mir war's recht. Ich hab den Schlüssel in der Tür umgedreht, und das Mädchen hat sich ausgezogen und ist zu mir ins Bett gelegen. Da hab ich den geistlichen Herrn nicht schlecht gespielt. —"

Die Runde lachte. Der junge Deglermüller aber rief: „Schiff, du bist eine infame Sau!"

„So!" entgegnete Schiff, „hättest du etwas anderes gemacht, he?"

„Auf alle Fälle nicht, was du!"

„Dann geh und frag den Stadtpfaff, was er gemacht hätte."

„Laß anständige Leute aus deinem Dreckmaul."

„Aha, weil du zu Kreuz gekrochen bist und nun hierher kamst, um zu spionieren — du falscher Hund."

„Wenn du jetzt noch ein Wort sagst —", der junge Deglermüller stand drohend auf. Seine Stirnader schwoll zum Platzen an, er wollte den Schiff anpacken.

Da stellte sich der Jakob Jäckli dazwischen; er sagte ruhig: „Machen Sie keine Händel, Herr Deglermüller, und gehen Sie jetzt, ich glaube, hier hätten Sie nichts mehr verloren."

„Das kann ich halten, wie ich will, ich bin vor Ihnen schon hier gewesen. Gehen Sie mir aus dem Weg oder —," schrie der junge Deglermüller.

„Oder?" fragte Jakob Jäckli.

Da stand auch Joseph auf und stellte sich vor seinen Schwager hin. „Sei ruhig, Jakob," sagte er.



Digitized by Google

„Ich reg mich deshalb nicht auf, Joseph," entgegnete Jakob Jäckli.

„Sie sollen mir aus dem Weg gehen, ich hab's jetzt mit dem Schiff zu tun und nicht mit Ihnen," sagte der junge Deglermüller.

„Es gibt keinen Händel hier," meinte Jakob Jäckli.

„O du meineidiger Bankertvater, du bist mir jetzt gerade noch der rechte —," schrie der junge Deglermüller und ging auf Jakob Jäckli los wie ein wild gewordener Stier.

Joseph stand halbwegs zwischen den beiden und hielt den Jakob Jäckli am linken Arm fest. Da griff dieser rasch nach der Lehne seines Stuhles und schnell, daß es kein Ausweichen mehr gab, schwang der Stuhl im Bogen durch die Luft und mit einem klatschenden Tätsch auf den Schädel des jungen Deglermüller. Der Getroffene saß wie von unsichtbaren Händen niedergedrückt auf seinen Stuhl zurück und hielt mit beiden Händen seinen Kopf. Das Blut rieselte ihm in dünnen roten Bächlein über das Gesicht. Der Deglermüller saß da wie ein zahm gewordener Löwe, der aus der Hand frißt.

„So, das haben Sie dieses Mal für Ihr gemeines Mundwerk abbekommen," sagte Jakob Jäckli trocken.

„Alles andere wird sich finden, ich geh' jetzt auf die Wache," entgegnete der junge Deglermüller und schaute seine Gegner mit einem bösen Blicke an.

„Nein, Deglermüller," mischte sich da Joseph ein, „zuerst gehst du jetzt zum Meierdoktor, der muß dir vor allem deinen Kopf verbinden. Dann reden wir weiter."



Digitized by Google

Joseph stand auf, nahm den jungen Deglermüller unter dem Arm und führte ihn zur Tür hinaus. Sie gingen zusammen zum Meierdoktor. Als dieser den Riß zusammengeflickt und verbunden hatte, sagte der Deglermüller:

„So, Joseph, das bleibt wie ein Harzpflaster an eurer Clique hängen, dafür muß das Gericht sorgen."

„Deglermüller, du wirst den kürzeren ziehen, du hast den Händel gemacht," entgegnete Joseph.

„Herr Deglermüller, ich würde auch nicht klagen an Ihrer Stelle; da bleibt immer etwas an einem hängen, auch wenn man recht bekommt. Denn zum Händeln müssen immer wenigstens zwei sein," mischte sich der Meierdoktor ins Gespräch.

„Ihr könnt jetzt reden, soviel ihr wollt, ich geh' vor Gericht," sagte der Deglermüller beharrlich und ging schnurstracks zur Wachtstube, um die Polizisten zu holen.

Joseph aber ging in die Wohnung des Stadtpfarrers, den er aus dem Schlaf hinaus pochte. Er erzählte ihm den Vorgang und sagte zum Schlusse: „Herr Stadtpfarrer, wenn aus dieser Sache eine Staatsaktion gemacht werden soll, dann dreh ich den Spieß um und Ihre Partei fällt in die Grube."

„Was schlagen Sie denn vor, das geschehen soll?" fragte der Stadtpfarrer kühl.

„Sie kommen jetzt mit mir in den ‚Schützen'; dort fragen Sie die Zeugen, wie die Sache gegangen ist, dann bringen Sie den Deglermüller zur Vernunft."



Digitized by Google

„Gut, gehen wir!“ pflichtete der Stadtpfarrer bei. Er war aber entschlossen, wenn sich die Sache machen ließe, daraus politisches Kapital zu schinden.

Als die beiden in den „Schützen“ kamen, war der Deglermüller bereits mit zwei Polizisten dort. Er redete aufgeregt und wurde bald hier bald da von einem Glied der Runde mit mehr oder weniger Hohn unterbrochen. Der Schiff rief gerade dazwischen:

„Sag aber auch, Deglermüller, daß du Händel angefangen hast, weil im Vorarlberg die Mädchen bei den Pfaffen schlafen.“

Der Stadtpfarrer verzog keine Miene bei diesen Worten; er trat zum Deglermüller heran und sagte: „Seien Sie jetzt ruhig, junger Freund.“ Dann wandte er sich an den Seifensieder Lauber und fragte: „Was sagen Sie zu der Sache, Herr Lauber, wer ist schuld daran?“

Lauber lächelte still in sich hinein; er blieb ruhig sitzen und antwortete: „Ja, wissen Sie, Herr Stadtpfarrer, ich bin ein alter Mann, ich werde nur Zeuge sein, zum Abwehren sind die Jungen da,“ er zeigte auf Joseph; „aber eines, Herr Stadtpfarrer, möchte ich Ihnen jetzt schon sagen, viel schlimmer als Recht und Unrecht wird die Lächerlichkeit sein, und da dürfen Sie sicher sein, die Lacher haben wir für uns.“

Der Stadtpfarrer redete noch mit dem und jenem über die Sache. Dann wandte er sich wieder an den Seifensieder: „Herr Lauber, Sie glauben, es wäre besser, wenn wir die Sache begraben?“

„Sie sagen's, Herr Stadtpfarrer.“



Digitized by Google

„Nun denn," begann der Stadtpfarrer, als stände er auf der Kanzel, „es ist nicht meine Sache, Unfrieden zu säen, sondern den Frieden zu bringen, darum schlage ich vor, daß Sie, verehrter Herr Jäckli, unserm jungen Freund hier, dem Herrn Deglermüller, nichts nachtragen und sich beide wieder versöhnen."

„Jawohl," brummte Schiff, „das Loch im Kopf hat er ja weg, und das heilt schließlich auch von selbst wieder zusammen."

Der Stadtpfarrer nahm den verdutzten Deglermüller unter den Arm und führte ihn hinaus, unter der Türe sagte er höflich: „Ich wünsche den Herren eine geruhsame Nacht." Draußen aber tröstete er den Deglermüller: „Die Sache ist schief gegangen, aber Sie haben sich doch verdient gemacht, junger Freund."

So ging diese kleine Sache vorüber, und so klein sie war, eine Nutzwirkung für die Runde hatte sie gehabt. Denn solche Geschehnisse bringen entweder Freundschaften zum Erstarren oder sie binden noch fester. Bei der Runde taten sie das letztere.

Der Seifensieder Lauber hatte richtig vorausgesagt, die Schützenwirtin war der Vortrab gewesen. Denn als die Sonne im Frühling die Knospen sprengte und aller Farben Saft über die Natur legte, lag an einem hellen Frühlingstag der Seifensieder Lauber eines Morgens tot im Bette.

Als die Kunde vom Tode des Laubers durch das Städtchen lief, wurde allen bewußt, daß eine große bewegende Kraft zum Stillstand gekommen war. Überall fragten



Digitized by Google

sich die Leute, was nun kommen müsse; sie glauben an die Mähr, daß es Menschen gäbe, die nicht zu ersetzen seien. Sogar an der Runde machten viele lange Gesichter und glaubten, es könnte nun mit ihrem Glanz und Glück zu Ende sein. Einzig der Schnapsbrenner Wendlin betrauerte den toten Seifensieder, da er in diesem einen Freund verloren hatte. Wie Wendlin immer tat, wenn durch sein dickes Fell irgendein Ding seinem Herzen nahe kam, trank er Glas um Glas und ertränkte seine Gefühle. Und als er so einen Nebel über sein Inneres ausgebreitet hatte, sagte er gluckſend den Vers her, der ihm aus der Studienzeit haften geblieben war:

„Schon wieder einem in das Grab geschaut.
Ich hatte diesen Menschen lieb gehabt,
Da kommt er, der in alle Leben haut;
Der Pfaffe spricht, der Totengräber grabt."

Als er so weit war, legte er seinen Kopf auf den Arm und schlief, müde vom Trinken, ein.

Da begrub die Runde den Seifensieder Lauber. Dem Leichenzug voraus ging die Stadtmusik und spielte einen blechernen Trauermarsch, der dann und wann zum Bombardon heraus brummte und surrte, um in ein quietschendes Piston überzugehen. Dazu schlurfte das Musikkorps in langsamen kleinen Schritten feierlich dahin.

Aber hinter dem Totenwagen kam, ganz alleine gehend, Joseph Reichmann. Er folgte dem Sarge aufrecht und fühlte in sich die Kraft des Lauberschen Geistes. Und so wie er alleine dem Sarge folgte, wußten die Glieder der Runde, die hinter ihm kamen, daß er von nun an des



Digitized by Google

Toten Platz stand, daß an Stelle ihres alten Hauptes ein junges gekommen war.

Der Weg war aber von Lauber gewiesen, und die um ihn herum beschritten ihn, und alle gingen vorwärts, gerade wie die Dinge einmal treiben. Und wenn sich auch manche irrten in dem Glauben, daß sie auf dem Weg, auf dem rechten Weg gingen, der zum Ziele, zum Glück und zur Seligkeit führt, das ist Nebensache und ändert nichts; denn sie glaubten, daß sie auf dem Wege seien, und der Glaube daran ist die Hauptsache.

Darum: was blieb mir jetzt noch zu sagen übrig? Alles und nichts, vielleicht. Denn die Dinge treiben ja vorwärts. Aber da sie in der Runde gehen, müssen sie immer wieder am Anfang vorbei, immer rundherum, rundherum gehen, bis zum Ende.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03010 1888

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03010 1888